Und meistens glücklich

Erinnerungen an und um die

WAFFENSCHMIEDE in Kiel-Holtenau

aus fast 75 Jahren

Rainer Rieken

Im Eigenverlag
canal-Edition
© Rainer Rieken 2022
24159 Kiel-Holtenau
rieken@web.de

Download des ganzen Buches als pdf-Datei:
https://www.vebquerstrom.de/index.php/item/932-rainer-rieken-und-meistens-gluecklich

ISBN 978-3-00-072250-9

Aufgenommen ca. 2000

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 1
Teil 1 5
Kindheit und Jugend in Holtenau. 1943 bis 1961 6
Zeitleiste 1943 bis 1962 7
Heimat Holtenau 9
Über die Gaststätte ZUR WAFFENSCHMIEDE 11
Jugend in Holtenau 21
Schulweg mit der Fähre 36
Tim-Kröger Schule & Heinz Schlappkohl 40
Meine Schiffsjungenjahre 48
Lehr- und Lernjahre 71
Mutter und Vater 87
Abreise 92
Teil 2 95
Die Schweizer Jahre 1962 bis 1971 96
Zeitleiste 1962 bis 1971 97
Palast Hotel Lugano 100
Arosa 112
Bad Ragaz 125
Baur au Lac 137
HOTEL QUELLENHOF in Bad Ragaz 145
Holtenau und St. Pauli 147
WALDHOTEL in Arosa mit Thomans Mann 149
Thomas Mann zum Ersten 149
Thomas Mann zum Zweiten 154
Eishockey Köche gegen Kellner 155
QUELLENHOF Bad Ragaz 160
Die Neue 161
SCHLOSS HOTEL Pontresina 162
Bad Ragaz 165

Herr Dierichs ... 168
Onkel George ... 172
Geschäfte in der Holstenstraße ... 175
SCHLEI MARINA bei Kappeln ... 181
Die Schwarzenbach-Initiative ... 187
Doch noch einmal Davos ... 188
Teil 3 ... 192
1971 bis 2021 ... 193
Zeitleiste ab 1969 ... 194
Übernahme der WAFFENSCHMIEDE ... 197
1971. Silo-Explosion am 16. Dezember ... 202
Bau und Einweihung der Olympiabrücke ... 206
Großseglertreffen und Olympiade ... 208
Aus für Holsten ... 216
Windhose ... 218
Günther Tiessen ... 220
Guten Appetit! ... 223
Schiffsunfall „Marret B“ ... 227
Diskussion der „Ostverträge“ ... 229
„Golar Freeze“ ... 231
Segelschein ... 233
Brand in der Küche ... 237
Gründungsmitglied im Canal-Verein e.V. (80) ... 239
Ein typischer Tag in der WAFFENSCHMIEDE ... 241
1982. Purzel ... 246
1989. Deutsche Wiedervereinigung ... 248
Das Prinz Heinrich-Brücken-Desaster ... 249
1992. Afra von Bühlbusch ... 251
Kieler Wochen ... 253
Noch mehr Desaster beim Brückenbau ... 255
Orkantief Verena wütet in Holtenau ... 255
Das „Bratwunderdings“ von der Internorga ... 256
Millennium ... 259

Antarktische Gedanken an Onassis 260
Paraffinlager brennt 273
Getreidesilo schräg gegenüber am Kanal brennt 275
Urlaubsreisen 276
Von Haiti nach Hamburg (78/79) 277
Jamaika und viel Schnee (79) 282
Mohamed und die Barge (81) 286
Cuba (87/88) 288
1989 290
DomRep (90) 291
Prüfer der Industrie und Handelskammer 292
Kritische Anmerkung 294
1993. Berufsolympiade in Taipeh 296
Chaine des Rotisseurs 304
Das war´s fürs Erste 305
Anhang 307
Interview 309
Dank 315
Quellen 319

Vorwort

Ich will Ihnen im Folgenden aus meinem Leben erzählen. Warum? Fragen Sie bei Obama oder Churchill auch danach?

Das Leben ansich ist interessant. Ich finde ja, meines auch – jedenfalls bisher… Und im Gegensatz zu den beiden Erstgenannten, habe ich nie jemanden je in Kriege oder kriegerische Einsätze geschickt. In diesem Buch soll es also vor allem um mich und später auch um die Frau meines Lebens, meine Ehefrau Erika, gehen sowie um Holtenau, den Kanal und das Hotel und Restaurant WAFFENSCHMIEDE. Ich kann und will auch nicht alles erzählen: Das nennt man professionelle Diskretion – die hat man als Hotelier – gegenüber den nichtgenannten Personen oder Vorkommnissen! Aber es wird trotzdem interessant, glaube ich.

Dass es aber ein Werk mit über 60.000 Worten werden würde, hatte ich nicht erwartet, als ich mit dem Schreiben anfing.

Ich will hier gleich einmal klarstellen, dass ich vor allem Holtenauer bin, erst in zweiter Linie Kieler! Kieler sind viele – ca. 250.000, wir Holtenauer sind im Vergleich nur wenige – nur ca. 5.000 – und geborene Holtenauer vielleicht 1.000?

Holtenau ist bekanntlich der Ortsteil von Kiel, der nördlich des Kiel-Canals liegt. Kiel ist für mich also die südliche Vorstadt von Holtenau, die beiden Ortsteile werden durch den Kanal getrennt. Manche nennen ihn immer noch den KAISER-WILHELM-KANAL, was sich für heutige Ohren irgendwie

putzig anhört, andere nennen ihn den NORD-OSTSEE-KANAL und vernünftige Menschen sagen KIEL-CANAL.

KIEL-CANAL ist die internationale Bezeichnung für die meistbefahrene Wasserstraße der Welt. Nun gut, das behaupten die Ägypter vom SUEZ-KANAL und die Panamesen vom PANAMA-KANAL auch. Und ich vermute, einige andere irgendwo auf der Welt auch. China ist zum Beispiel weit und groß, keine Ahnung, welche vielbefahrenen Wasserstraßen der Chinese hat! Ist ja eigentlich auch egal. Jedenfalls ist er da, der Kiel- oder-wie-auch-immer-Kanal. Ich bin am und mit dem Kanal aufgewachsen und nach Jahren in der Schweiz bin ich mit meiner Ehefrau Erika an den Kanal zurückgekehrt. Also spielte und spielt der Kanal eine große und bestimmende Rolle in meinem Leben.

1895 wurde dieser „Kaiser-Wilhelm-Kanal“, dann „Nord-Ostsee-Kanal“ und heutige „Kiel-Canal“ fertiggestellt, der es angeblich unter anderem erlauben sollte, die kaiserliche Kriegsflotte schnell von der Ostsee in die Nordsee und zurück zu verlegen.

Mit dem Kanalbau und seiner Fertigstellung veränderte sich der Charakter des Dorfes Holtenau fundamental: Neue Behörden für den Kanalbetrieb hielten Einzug, Fachpersonal und Händler sowie die Schaffung notwendiger Infrastruktur (z.B. Brücke und Fähre über den Kanal) führten zu einer heute noch sichtbaren zusätzlichen zeittypischen Backstein-Bebauung, die den damals noch dörflichen Charakter deutlich zurückdrängte. Zu dieser Zeit hatte Holtenau knapp 1.100 Einwohner, 1948 waren es dann ca. 2.000 und heute sind es um die 5.000.

An die nach dem Krieg ankommenden Flüchtlinge aus den ehemals deutschen Ostgebieten erinnern die Namen

Pommern- und Danzig-Siedlung in der heutigen Gravensteiner Straße.

Wenn Sie diesen Text lesen, wird Ihnen auffallen, dass bestimmte Wendungen Ihnen sehr vertraut vorkommen, dass Die sie so aber nicht im Duden finden. Mag sein, ist mir egal – für mich ist das „Holtenauerisch“ und damit „sehr richtig“…

Im Teil 3, der unsere Kieler Jahre beschreibt, verwende ich bestimmt einige Male das Wort „ich“, wo ich „wir“ sagen sollte und tatsächlich Erika und mich meine. Das ist mir beim Korrekturlesen dann leider durchgerutscht, liebe Erika.

Teil 1

Krieg & Nachkriegszeit

Schulzeit

Jugend

Moses

Lehre

Kindheit und Jugend in Holtenau. 1943 bis 1961

Die Welt empfing mich mit Wahnsinn und Donnerhall: 2. Weltkrieg! Ich finde, das hätte nicht Not getan. Meine ersten Lebensjahre waren also von Krieg, Verlust, Hunger und Elend um mich herum gekennzeichnet. Kiel wurde von Engländern und US-Amerikanern als strategischer Kriegshafen (oder nur so?) „platt gemacht“. Die Stadt lag danach im wahrsten Sinne „am Boden“.
In den Nachkriegsjahren ging es langsam bergauf, die Stadt berappelte sich nicht zuletzt durch Großaufträge von Aristoteles Sokrates Homer Onassis an die Howaldtswerke.
Für mich prägend waren die Jahre an der Timm-Kröger-Schule. Erst bei der Arbeit an diesem Buch ist mir auf Fotos aus der Zeit klar geworden, wie dreckig und deprimierend mein Schulweg an Gaswerk am Kanal entlang damals tatsächlich war. Damals habe ich das nicht wahrgenommen.
Und trotzdem hatte ich eine gute Jugend, jedenfalls habe ich es nie anders empfunden.
In den 50er Jahren begann das sog. deutsche Wirtschaftswunder.

Zeitleiste 1943 bis 1962

Jahr	Zeitraum	Geschehen
1943	19. Jan.	Meine Geburt
1944	11. Aug.	Ausgebombt
1945	4. Mai	Britische Truppen rücken in Kiel ein.
1945	Mai	Kriegsende
1947		1. Erinnerung: „Eis- und Hungerwinter“
1949	1. April	Einschulung Grundschule Holtenau
1952	16. Feb.	Geburt meiner Schwester
1954	1. April	Umschulung auf die Timm-Kröger-Schule
1954		MS Wik ersetzt die SS Holtenau als Fähre
1955/ 56	Winter	Kinderheim KÖHLER auf Föhr
1955		Erhalt des Grundstücks am Voß-Ufer
1955	Juli	Kiels schönster Juli seit 82 Jahren
1956	20. April	Wiedereröffnung ZUR WAFFENSCHMIEDE
1956	06.Juli.-15. Aug.	Sommerferien: 1. Fahrt auf der „Köhlfleet“
1956	Winter	Der nächste Eiswinter
1957	06. Juli. - 15. Aug.	Sommerferien: 2. Fahrt auf der „Köhlfleet“, diesmal als Moses

1958	24. Juli. - 02.Sept.	Sommerferien: 3. Fahrt auf der „Köhlfleet“, wieder als Moses
1959	24.3.	Schulentlassung
1959	Sommer	Jahrhundertsommer
1959	1. April	Beginn der Lehre im HOTEL FLENSBURGER HOF
1961		Deutscher Mannschaftsmeister
1962	16./17. Feb.	Sturmflut (in Hamburg)
1962	31.3.	Lehre im HOTEL FLENSBURGER HOF beendet
1962	16. Dez.	**Abfahrt nach Lugano**

Heimat Holtenau

In Memoiren geht es um einen Menschen, in dieser soll es um mich gehen. Also kommen wir gleich einmal zu mir: Ich wurde am 19. Januar 1943 mitten im 2. Weltkrieg in unmittelbarer Nähe des Kanals geboren, wuchs nach dem Krieg am Kanal auf, spielte am und schwamm im Kanal (bis das natürlich verboten wurde), verließ den Kanal für einige „Schweizer Jahre“ und kehrte dann 1970 wieder an das nördliche Hochufer – die bessere, weil Sonnenseite! – des Kanals in Holtenau zurück, um dort gemeinsam mit meiner Ehefrau Erika 1971 von meinen Eltern die kleine Pension mit Gaststube ZUR WAFFENSCHMIEDE zu übernehmen und um daraus. ein anspruchsvolles Hotel und Restaurant zu machen, das wir gemeinsam etwas mehr als 50 Jahre erfolgreich bis ins Jahr 2022 betrieben.

Im Endeffekt habe ich mich von meiner Geburtsstätte in 78+ Jahren örtlich zunächst nur um 200 Meter, jetzt, nachdem wir das Hotel abgegeben haben um ca. 1 Kilometer bewegt. Als ich/wir nach Holtenau zurückkehrten war ich, glaube ich, aber nicht mehr derselbe, wie der, der 1962 Holtenau verlassen hatte. Die Schweizer Jahre brachten entscheidende Erfahrungen in meinem Leben.

Aber ich greife vor! Holtenau ist meine Heimat. In Holtenau bin ich – wie gesagt - im Januar 1943 in der Gravensteiner Straße 26 zur Welt gekommen. Und ja, wenn *dat sein mut, denn schnak´ik och Platt*. Meine Mutter war bei meiner Geburt 32 Jahre alt und seit 1942 in zweiter Ehe mit meinem Vater Max Rieken verheiratet. Ihr erster Ehemann, Fritz Kolz, der offenbar die große Liebe ihres Lebens war, war 1938 im Alter von 50 Jahren an einer Lungenentzündung gestorben.

Damals gab es noch keine Antibiotika, die kamen erst später auf den Markt.

Meine Mutter stammte übrigens aus Negernbötel (heute Kreis Segeberg), mein Vater war dagegen ein *echt´n Kieler Jung´*.

Geburtsjahre	Geboren	Verstorben
Emma Rieken	13.07.1911	01.11.2001
Max Rieken	16.12.1904	02.02.1988
Jochen Kolz	25.03.1938	18.12.2000
Rainer Rieken	19.01.1943	
Ursula Rieken	16.02.1952	

Meine Mutter brachte meinen 5 Jahre älteren Halbbruder Jochen Kolz mit in die Ehe. 9 Jahre nach mir kam 1952 meine Schwester Ursula zur Welt. Sie sei hiermit der Vollständigkeit halber einmal erwähnt, und damit wollen wir es von ihr (fast) bewenden sein lassen.

Meine Mutter hatte die Gaststätte/Pension ZUR WAFFENSCHMIEDE[1] von ihrem ersten Ehemann geerbt, und sie blieb bis zum Verkauf an Erika und mich die alleinige Besitzerin.

[1] ZUR WAFFENSCHMIEDE ist der korrekte Name, wir haben ihn erst sehr viel später in WAFFENSCHMIEDE verkürzt, damit Gäste uns im Telefonbuch leichter fanden. Ich verwende im Folgenden allerdings meist die Kurzform WAFFENSCHMIEDE und bitte Sie, mir das nachzusehen

Über die Gaststätte Zur Waffenschmiede

Ansicht der Gastwirtschaft Zur Waffenschmiede (links) mit der Schmiede rechts. „Der Laden muss gebrummt haben“ – oder sind alle nur wegen des Fotografen gekommen? Quelle[2]

Gastwirtschaft Zur Waffenschmiede mit der Kegelbahn (links). Quelle[3]

---

[2] http://www.apt-holtenau.de/holtenau-info/home.htm. Bert Morio

[3] Wie 1)

Die Geschichte der WAFFENSCHMIEDE soll hier kurz dargestellt werden, da Gaststätte und Hotel eine entscheidende Rolle in meinem Leben und dem meiner Frau Erika spielen sollte.

Die WAFFENSCHMIEDE in Holtenau ist ein „altes Haus" – wenn wir es darauf angelegt hätten, hätten wir in unser Zeit mindestens das vierhundertfünfzigjährige Jubiläum feiern können.

Denn urkundlich wurde ein Vorläufer der WAFFENSCHMIEDE das erste Mal bereits im 16. Jahrhundert als Pferderelais an einer Straße, die von Kiel in den Dänischen Wohld, nach Eckernförde und dann vermutlich über Schloss Gottorp weiter nach Dänemark, führte Die Gaststätte, die bis dahin DORFKRUG geheißen hatte, erhielt ihren Namen ZUR WAFFENSCHMIEDE erst um 1845 aufgrund der Tatsache, dass die damaligen Besitzer seit Beginn des 19. Jahrhunderts damit begonnen hatten, antike Waffen zu sammeln, die häufig von Seeleuten von ihren Reisen mitgebracht worden waren.

Die alte WAFFENSCHMIEDE in deren Nachbarhaus ich geboren wurde, befand sich in der Gravensteiner Straße 26. Das Grundstück lag ungefähr dort, wo heute noch der Nixenweg zum Vereinsgelände des TuS Holtenau abbiegt.

Genau dieser Turn- und Sportverein (TuS) Holtenau wurde 1909 in der WAFFENSCHMIEDE gegründet, genauso wie der im Eiswinter 1928 gegründete Lotsengesangsverein Knurrhahn.

Direkt an der Straßenecke Gravensteiner Straße/ Nixenweg befand sich die Schmiede meines Onkels, daneben in Richtung Kanal, auch direkt an der Straße, stand die Gaststätte ZUR WAFFENSCHMIEDE, ein Fachwerk-Backsteinhaus, in

dem sich damals eine Gaststätte mit 4 Fremdenzimmern und 8 Fremdenbetten und einem Biergarten befand.

Die Gaststätte verfügte über einen Saal mit Lehmboden (hier fanden „Danz op de Deel“- resp. andere Veranstaltungen [Hochzeiten, Konfirmationen] mit Tanz statt). Wenn der Saal für andere Zwecke genutzt wurde, wurde der gestampfte Lehmboden mit Brettern abgedeckt. Neben der Gaststätte stand den Gästen noch eine Kegelbahn zur Verfügung. Damals kannte man noch keine automatischen Kegelbahnen in Holtenau, die Kegel wurden von Jungens mit der Hand aufgestellt. Außerdem verfügte die alte Waffenschmiede über einen Biergarten, der im Sommer gerne besucht wurde. Die vier Fremdenzimmer befanden sich im Dachgeschoß.

Hinter der Gaststätte befand sich unser Wohnhaus, in dem ich geboren wurde, an das ich aber so gut wie keine Erinnerung habe – außer, dass es angeblich früher als Schweinestall genutzt worden war. Aber nach den Erzählungen meiner Eltern muss es nach dem Umbau gemütlich und nett gewesen sein.

1943 mussten meine Eltern, ich vermute eher meine Mutter, recht gute Beziehungen zur örtlichen Militärverwaltung gehabt haben, denn sie schaffte es, dass Soldaten zum unterstützenden Ernteeinsatz in die WAFFENSCHMIEDE abkommandiert wurden – das werden die auch recht gerne gemacht haben, war Mutters Verpflegung doch viel besser als die beim Militär.

Ich habe aus späteren Erzählungen meiner Mutter entnommen, dass sie (als fast alleinstehende Frau, der Mann war ja meist nicht da) mit zwei Kindern von den Holtenauern nicht immer sehr nett behandelt worden ist. Wobei „nicht immer sehr nett“ die höflichste Umschreibung der Situation

ist, die mir sprachlich zur Verfügung steht. Während des Krieges haben mindestens zwei Nachbarn (?) sie mehrfach u.a. wegen des Vergehens des „Nichtverdunkelns“ etc. angeschwärzt. Dann musste sie ins Kieler Rathaus kommen, um sich (mindestens) Verwarnungen anzuhören und sich entsprechend bedröppelt zu geben. Aber sie muss eine starke und offenbar auch reizende Frau gewesen sein, und dem Mann, der sie verwarnen/bestrafen sollte, gefiel sie wohl ganz gut, und er redete ihr nur gut zu, sich doch *endlich* an die Kriegsregeln zu halten. Mir ist noch im Ohr, wie sie erzählte, dass der Mann sie geradezu angefleht hätte, sich *endlich* an die Regeln zu halten, weil er sie doch nicht „*immer*“ schützen könne.

Am 11. August 1944 ging das ganze Ensemble durch Bombentreffer in Flammen auf. Es kam zu einem verheerenden Brand durch Brandbomben. Die offizielle Geschichte lautet dahin gehend, dass in einem Nachtangriff spezielle Brandbomben gesetzt wurden, um die Kieler Schleusen vor einem Luftangriff zu schützen. Zu schützen? Mindestens eine dieser Bomben traf unser Anwesen und löschte es aus. Ich werde noch einmal darauf zurückkommen.

Die inoffizielle Geschichte könnte auch so gehen (im Krieg geht bekanntlich mindestens alles das schief, was schief gehen kann!): Irgendein Tropf von englischem Bombenschützen löste zwei Brandbomben beim Anflug auf Kiel viel zu früh aus. Vielleicht war der Pilot auch ein Feigling oder ein sehr kluger Mann, der keine Lust hatte in das deutsche Flugabwehrfeuer zu geraten, dass über das Stadt Kiel mit dem Marinehafen und den großen Werften natürlich sehr viel konzentrierter als bei uns über Holtenau war. Er warf also seine Bomben ins militärische Nichts… und traf unser auf weiter Flur ganz alleinstehendes Haus perfekt. Volltreffer. Ich

versuche das Wort weitestgehend zu vermeiden, aber hier erscheint es doch angebracht: Scheiße!

Meine Mutter befand sich zu diesem Zeitpunkt im großen Wendenburg-Bunker in der Schwester-Therese-Straße, der seit Ende 1939 existierte und auf vier Etagen Platz für bis zu 1.250 Menschen – also ganz Holtenau - bot. Als sie nach der Entwarnung wieder zu ihrem Haus kam, brannte dieses lichterloh und war nicht mehr zu retten.

Die reetgedeckte Kate, in der die gesamte Heuernte auf dem Boden lag, brannte natürlich wie Zunder – zumal das Löschwasser auch noch aus dem 300 Meter entfernten Kanal geholt werden musste, und sich die Familie zum Zeitpunkt des Angriffs ja noch im relativ weit entfernten Holtenauer Bunker befand. Als die Löscharbeiten endlich beginnen konnten, war es im Grunde schon zu spät! Für Wohnhaus und Gaststätte mit der wertvollen Waffensammlung kam jegliche Hilfe zu spät. Außerdem verbrannten viele einmalige von Mitgliedern des Lotsengesangsverein Knurrhahn über Jahrzehnte auf ihren Fahrten zusammengetragene seemännische Sammlungsstücke und Aufzeichnungen des Chors.

Die Schmiede überstand den Angriff dagegen relativ unbeschadet. An sie kann sich vielleicht noch manch alter Holtenauer erinnern. Denn die stand noch bis 1959 in der Gravensteiner Straße.

In Holtenau sind während des gesamten Krieges nur 59 Wohnungen durch Bomben zerstört worden – dass unsere

dabei war, war also großes Pech! In Kiel wurden hingegen knapp 34.000 Wohnungen zerstört.[4]

Da die Bomben nachts gefallen waren, darf man daraus schließen, dass es ein englischer Bomber war, der die Bomben geworfen hatte – die Royal Air Force-Bomber der Engländer kam nämlich meist nachts, die Amerikaner nur tagsüber.

Nach meiner Erinnerung kam es in der Nacht darauf zu dem ganz großen Bombenangriff auf Kiel, aus dem die Stadt zu 85% zerstört hervorging – es sollte der sechststärkste Bombenangriff auf eine deutsche Stadt im ganzen Zweiten Weltkrieg werden.

Die Innenstadt und Teile des Ostufers mit den Werften wurde dabei mehr oder weniger ausradiert. Es gibt Fotos von Tagen direkt nach dem Angriff, die Kiel zeigen oder das, was nicht von ihr übrig blieb: Trümmerfelder bis zum Horizont und dazwischen einzelne Häuser die – mehr oder weniger – stehen geblieben waren.

Wir waren also ausgebombt, wir hatten in einer der 42.000 zerstörten Wohnungen gelebt. Wir wurden in der Schwester-Therese-Straße in dem Haus, in dem später der Bäcker Hinricht seinen Laden haben sollte, in einem Zimmer bei Fremden einquartiert. Das Haus wurde 2021 abgerissen und wird im Moment, da diese Zeilen geschrieben werden, als Wohnhaus neu gebaut. 1946 sind wir in das Gebäude des schon genannten umgebauten ehemaligen Schweinestalles auf dem Grundstück hinter der Schiede in der Gravensteiner Straße gezogen, wo wir bis 1956 blieben.

---

[4] Nicolaus Detlefsen. Die Kieler Stadtteile nördlich des Kanals. Karl Wachholtz Verlag Verlag, Neumünster. 1978

Der bekannte Kieler Journalist und Buchautor Bruno Bock beschreibt in seinem Buch KIEL. DIE GESCHICHTE SEINES HAFENS[5]: die Kriegsfolgen für Kiel so:

„Der Ausgang des zweiten Weltkrieges hatte die gleiche Situation geschaffen wie im Jahre 1918. Wieder musste Kiel gewissermaßen „über Nacht“ ohne Marine leben. Nur waren diesmal die Begleitumstände viel verheerender. Kiel – 1918 eine intakte Stadt – war 1942 von Bomben schwer getroffen. 42.000 Wohnungen waren zerstört oder beschädigt. Die Luftkriegsschäden an öffentlichen Gebäuden, gewerblichen oder industriellen Anlagen machten etwa 1,5 Milliarden Mark aus. Werkstätten und Geschäfte im Wert von 64 Millionen Reichsmarkwaren vernichtet, 60.000 Arbeitsplätze zerstört. Was der Krieg an industriellen Einrichtungengelassen hatte, wurde demontiert. Nur ein einziger Werftbetrieb, die Howaldtswerke, blieb erhalten. Eine Maschinenfabrik, die spätere MaK in Friedrichsort, blieb erhalten. Der Hafen war mit Wracks aller Art übersät. Von der Hörn bis Friedrichsort lagen 240 gesunkene Schiffe, unter ihnen die mächtigen Passagierschiffe „New York“ der HAPAG und „Monte Oliva“ der Hamburg-Süd, das Panzerschiff „Admiral Scheer“, das im ehemaligen Ausrüstungsbassin der Deutschen Werke einfach eingespült wurde, der schwere Kreuzer „Hipper“ und der Kleine Kreuzer „Emden“. Die Kaianlagen waren zerfetzt, Kräne und Lagerhäuser nicht mehr vorhanden. Das Kanalisationsnetz war an 1.000 Stellen beschädigt, über 2.600 Kieler waren getötet oder verwundet worden. Fünf Millionen Kubikmeter Trümmerschutt lagen auf den Straßen.

Aufräumen, Ordnung zu schaffen und die Weichen für die Zukunft zu stellen – das waren, als 1948 mit der Einführung der D-Mark die Dinge etwas überschaubarer wurden, die Hauptprobleme der Stadtverwaltung.“

---

[5] Bruno Bock. Kiel. Die Geschichte seines Hafens zusammengestellt im Auftrag des Nautischen Vereins zu Kiel von 1869 e.V. aus Anlass seines 100jährigen Bestehens

Diese Zerstörungen waren Folgen des alliierten Luftkrieges im Zweiten Weltkrieg. **V**on Juli 1940 bis Mai 1945 fielen insgesamt 44.000 Sprengbomben, 900 Luftminen und rund 500.000 Brandbomben auf das Kieler Stadtgebiet. Von den Ende 1939 rund 272.000 in Kiel lebenden Menschen wurden 167.000 obdachlos.
Das gezielte Flächenbombardement ziviler Ziele – und das sei zu einem Zeitpunkt des Krieges in der Ukraine besonders erwähnt – erfolgte durch US-amerikanische Bomber und die britische RAF aufgrund der vom britischen Luftfahrtministerium am 14. Februar 1942 erteilten „Area Bombing Directive“.

Ausgebombt

26. August: Ab kurz vor Mitternacht erleidet Kiel den schwersten Luftangriff im zweiten Weltkrieg. 800 Maschinen werfen rund 300 Luftminen, 1.000 Spreng- und 100.000 Brandbomben ab. Viele Menschen wurden ausgebombt.

Für evtl. jüngere Leser, die mit dem Wort nichts anfangen können: Nein, nicht googlen, das bringt nichts! „Ausgebombt“ bedeutet in erster Linie einmal, dass das Wohnhaus durch einen Bombenangriff zerstört und damit unbewohnbar wurde. Die Bewohner mussten ja irgendwo unterkommen und wurden in Wohnungen oder Häuser, die den Bombenangriff überstanden hatten, „einquartiert“ – meist nicht zur Freude der bisherigen Bewohner. Aber kriegsbedingt musste man zusammenrücken. Viele Familien wohnten dann mit 2 oder 3 Generationen in einem Zimmer.

Ganz in der Nähe unseres Anwesens in der Gravensteiner Straße lebte Margot Selk, genauer gesagt, sie wohnte gegenüber. Sie war ungefähr 11 Jahre älter als ich und schob mich fast täglich im Kinderwagen durch Holtenau.

Kinderwagen sahen damals anders aus als heute: Eine Korbgeflecht auf 4 relativ kleinen Scheibenrädern – da war nix sportlich und nix schick. Es waren auch keine „Sportwagen“, nein, sie waren einfach und funktionsgerecht. Aber mein Kinderwagen tat seinen Zweck, und das war in den Tagen damals das Wichtigste. Mir war mein Kinderwagen eh egal. Wahrscheinlich saß ich sogar stolz darin, wenn Margot mich schob. Und selbst wenn nicht, damals musste man froh sein, überhaupt einen Kinderwagen ergattert zu haben.

Margot muss auch später noch mit mir an der Hand durch Holtenau marschiert sein und mindestens einmal mit mir im (schon gesprengten?) Bunker gewesen sein. Das muss für den damals wohl 2 oder drei Jahre alten Kerl ein eindrückliches Erlebnis gewesen sein, denn später wurde immer wieder zum Besten gegeben, dass ich noch sehr lange davon mit den Worten erzählt hätte: „Margot war mit mich im Bunker!“. „Mit mich…“! Deutsche Grammatik wird damals noch nicht mein Ding gewesen sein. Mir oder mich war mir damals ziemlich egal, aber der Bunkertrip muss tatsächlich beeindruckend gewesen sein!

Meine Familie lebte vor dem englischen Bombenangriff auf einem großen Grundstück auf dem Besitz des Grafen Schack zu Schackenburg ca. 250 Meter vom Kanalufer entfernt. Meine Eltern nannten sich und uns scherzhaft seine „Leibeigenen“, was wir 1943, 1944 oder 1945 natürlich nicht mehr waren, nicht in Schleswig-Holstein! Denn schon ca. 150 Jahre früher, genau 1791, war im nahen Gutsbezirk Seekamp und damit auch in Holtenau die Leibeigenschaft aufgehoben worden.

Mutter betrieb im Krieg so gut es ging eine kleine Landwirtschaft mit 4 Schweinen (Fleisch!), 2 Kühen (Milch!), 30 Gänsen, diversen Enten und vielen Hühnern sowie etwas

Kartoffel-, Gemüse- und Rübenanbau – so etwas gab es damals noch in Holtenau! Heute undenkbar. Genau betrachtet war es wohl keine Landwirtschaft, eher eine kriegsbedingte Selbstversorgung. Uns ging es damit besser als den meisten Menschen auf der anderen Seite des Kanals in der großen Stadt Kiel.

Vater war übrigens nicht beim Militär. Seltsam. Es hieß, und das ist mir bis heute rätselhaft, er habe den Westwall gebaut, nicht allein natürlich, wohl eher mitgebaut, und er sei als gelernter Kfz-Mechaniker offenbar bei der Post unabkömmlich gewesen. Wie das zusammenbringen? Sein Glück! Was er tatsächlich gemacht hat, und warum er nicht zu Militär gemusst hatte, wo doch fast alle anderen mussten, ist in der Familie auch nach dem Krieg nie geklärt worden. Wir Kinder haben wohl auch nicht gefragt. Dass Dinge aus dem Krieg nach dem Krieg nicht thematisiert wurden, war wohl in den meisten Familien so. Da standen wir nicht allein. Ob dieses totale Schweigen besser war? Ich bezweifle es.

Hinter unserem abgebrannten Haus in Richtung Kanal befanden sich fünf von der Armee belegte Baracken, von denen nach meiner Erinnerung allerdings eine abgebrannt war.

Ich weiß noch, dass die dort stationierten deutschen Soldaten ihre Waffen (Karabiner, Pistolen und viele Panzerfäuste) zum Kriegsende im Mai 1945 im Kanal zu entsorgen versuchten – wo die älteren von uns später nach ihnen tauchten, und sie auch bargen, um viel Unsinn damit zu treiben. Seltsamerweise scheint aber kein großes Malheur passiert zu sein. Jedenfalls kann ich mich an kein größeres Unglück erinnern – an kleine auch nicht.

Jugend in Holtenau

Meine erste mir selbst bewusste Erinnerung – also keine Erzählung der Eltern oder des älteren Bruders – betrifft den verdammt kalten Eiswinter 1947, der ja auch ein Hungerwinter war. In dem Winter war der Kanal drei Monate lang für den Schiffsverkehr unpassierbar.[6]

Der Sommer 1947 sollte dann extrem heiß werden – aber wir befanden uns ja noch im Winter: Der Kanal war dick zugefroren (das war er in dieser Form nie wieder – jedenfalls kann ich mich an kein Jahr erinnern, in dem das der Fall war, nicht einmal in den Wintern der Schneekatastrophe 1978/79). Täglich fuhr ein Eisbrecher, um eine Fahrrinne offen zu halten[7].

Unter der alten (damals der einzigen) Hochbrücke biwakierten inzwischen englische Besatzungstruppen. Von ihnen erhielten wir kleinen Jungs und wahrscheinlich auch die hübscheren größeren Mädchen weißes Toastbrot, Schokolade, Kaugummi, Kaffee (!!!), englische Drops und Überlebenspäckchen. Nicht zu vergessen: Zigaretten, die damalige Universalwährung. Zum Rauchen war ich aber viel zu klein – und die „Währung Zigaretten“ auch viel zu wertvoll um sie zu „verschmöken“… Ich fand die Schokolade besonders gut.

Wir bekamen von den „Tommies“ lauter Dinge, von denen ich mit meinen vier Jahren noch nie gehört hatte und die größeren höchstens geträumt hatten. Überhaupt waren die englischen Soldaten in meiner Erinnerung (immerhin im besetzten Feindesland !) erstaunlich nett zu uns Kindern. In

---

[6] Broschüre „100 Jahre Verein der Kanalsteurer“

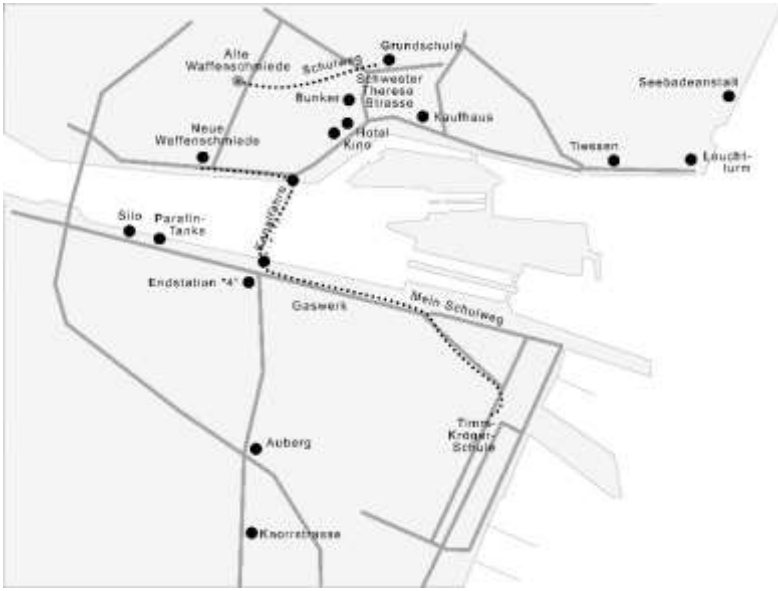
[7] Mit diesem Eisbrecher fuhr die Mutter des Coautoren von Rendsburg zur Arbeit auf den Kieler Schleusen

diesen ersten Nachkriegsjahren kann ich mich nicht an CARE-Pakete aus den USA erinnern, aber an Speckpakete aus Dänemark. Deshalb hießen die Schleswiger unter den Schleswig-Holsteinern zu dieser Zeit und danach ja auch „Speckdänen“. Ob wir eines von diesen Speckpaketen bekommen haben? Glaube ich nicht.

Meine Kinderzeit erinnere ich trotz Hunger und Mangels an eigentlich allem im Großen und Ganzen als unbekümmert. Wir kannten ja auch nichts anderes als den Mangel. Meine Mutter war liebevoll und grandios (allerdings bezogen wir selten auch mal Schläge mit dem Handfeger – was soll´s, das war damals nicht unüblich), der Vater als Postler (Busfahrer) selten zuhause und eher grimmig. Aber er hat uns nie geschlagen. Die Beziehung zu ihm war und wurde nie besonders herzlich.

Meinen ersten – heute würde man wohl sagen – bezahlten Job bekam ich noch bevor ich eingeschult wurde: Als Gänsehirte! Ehrlich gesagt, es war auch für einen kleinen Jungen kein *full time Job*, mir blieb genug Zeit, mit Hühnern und Schweinen oder den Nachbarjungs zu spielen oder unsere 84 Obstbäume zu „bewachen“. Sie kennen das Lied noch: „Klaun, klaun, Äppel wüllt wie klaun, ruck zuck övern Zaun…“? Musste ich nicht. Wir hatten Obst „satt“. Geklaut haben wir Kinder trotzdem – das lag aber an der „schlechten Zeit“. Im Jahr 1948 war ich inzwischen fünf Jahr alt, machten wir häufig unter Anleitung meines älteren Bruders, der zu unseren Raubzügen nach Rüben von Äckern des nahen Gut Knoop eine Schubkarre mitbrachte, große Beute. Diese gemeinsame Beute waren normalerweise Rüben vom Acker und an anderen Tagen Kohlen vom Kai auf der anderen Kanalseite am Zerssen-Kai, also auf der Kieler Seite, der Schattenseite.

Kiel-Nord



Mein ganz persönliches Holtenau und Kiel-Wik[8]

Am 20. Juni 1948 kam die Währungsreform – ehrlich gesagt, sie ging einfach so an mir vorbei. Ich kann mich bezüglich der Umstellung des Taschengeldes auf die DM an nichts Besonderes erinnern.

[8] Zeichnung Klaus Bock

Am 1. April 1949 wurde ich in die Grundschule in Holtenau eingeschult. Ein großer Tag! Ich hatte die größtmögliche Schultüte erhalten. In meiner Erinnerung war sie mindestens so groß wie ich. Allerdings hatte sie einen Haken. Sie war – trotz Währungsreform! – gefüllt mit Holzwolle. Nur ganz oben lagen dreieinhalb Ostereier. Trotzdem war ich stolz wie Bolle. Wir hatten ja auch nichts, um die Tüte zu füllen. Das begriff ich sogar ich mit meinen sechs Jahren. Ich denke bis heute gerne an den Tag und meinen Stolz zurück.

Zur Volksschule waren es mindestens 20 Minuten Fußweg in die Richthofenstraße. Ich lief den Weg meist gemeinsam mit Achim Sageta, Rudolf Degendorf, Gert Kirschstein, Käthe Hansen, die sich später in Cati umbenennen ließ, Jörgi Jacobsen, Helmut Dübers und Christa Bock. Es konnte auch schon mal länger dauern, wenn inzwischen doch dringende Äppelklau- oder andere Geschäfte zu erledigen waren.

Unterricht hatten wir in Schichten – teilweise im Altbau und teilweise in total rotten Baracken. Schlimm. Die Lehrer hatten sich gegenüber der englischen Besatzungsmacht verpflichten müssen, jede Art von Hinführung von uns Kindern zum Militarismus zu unterlassen – sogar der Sportunterricht durfte nicht so weit gehen, dass wir „wehrfähig“ würden. Als ob das nach dem verlorenen Krieg einer gewollt hätte.

Ehrlich gesagt, ich fand Schule eigentlich gut. vor allem wenn etwas demonstriert wurde, dann begriff ich schnell, Hausaufgaben waren dagegen nicht so mein Ding, Sie verstehen?

Ich hatte damals einen kleinen Freund namens Jörg Jacobsen. Alle riefen ihn nur Jörgi. Jörgi hatte für damalige Verhältnisse eine wirklich schicke Mutter. Ihr Mann war Tischler oder Zimmermann am Kanal, war also bei der

Kanalverwaltung angestellt, was in Holtenau nix Besonderes darstellte. Sie behandelte Jörgi und seine Freunde, also auch mich, immer ausgesprochen nett. Häufig erhielten wir von ihr selbstgebackenen Kuchen oder andere Leckereien. Wir reden von 1949, das war die „schlechte Zeit“, die für mich von der Geburt bis 1956 dauerte, da konnte man noch nicht einfach in einen Supermarkt gehen und alles Notwendige kaufen!

Als meine Eltern im Jahre 1949 einmal verreist waren – jedenfalls waren sie nicht da und konnten sich nicht um die Tiere zu kümmern –, kam sie, um unsere Tiere zu versorgen, u.a. um die Kühe zu melken. Sie war also offenbar nicht nur eine schnieke, sondern auch eine sehr patente Frau. Kam sie so schick in den Stall? Nein sicherlich nicht… Aber ich sehe sie gerne so vor mir, oder ich war ich damals ein wenig in sie verschossen? Und wahrscheinlich hatte der Tischler auch nur großes Glück!

Mit Jochen Eltner (Sohn vom Hafenarzt) habe ich auch gespielt. Er hatte einen Affen am Haus.

Kindermund: In der schlechten Zeit war es für einen kleinen, immer hungrigen Jungen, das aus einfachsten Verhältnisse stammte, nur geschickt, zum rechten Zeitpunkt am rechten Ort zu sein – wenn es etwas zu essen gab! Weißbrot gab es bei uns, wenn überhaupt, sehr selten – mit Betonung auf „Sehr“! In einer anderen Familie bei einem Freund oder Freundin häufiger. Einmal bat ich Frau Selk, Tante Gerda und Onkel Ewald, ob ich vielleicht eine Scheibe Weißbrot bekommen könnte. Tante Gerda gab mir mit der Bemerkung, dass Weißbrot gerade knapp sei, eine Scheibe. Ich war noch so klein, dass das Wort „knapp“ mir nichts sagte, es gehörte einfach noch nicht zu meinem

Wortschatz, also sagte ich unbedarft, dass mir auch knappes Brot schmecken würde…

Aus der Grundschulzeit weiß ich nicht mehr viel. Ich tat wohl nur genauso viel, wie ich unbedingt tun musste… Ich begriff allerdings schnell, was die Lehrerinnen Frl. Vettern, Frau Pommering, Frau Könnemann und Lehrer Eckemann uns erzählten. Hausaufgaben waren für mich allerdings „so ein Ding", ganz etwas anderes… Jaaa, es gab sie natürlich schon – aber es gab in der Freizeit so viel Wichtigeres zu tun: Indianer oder Räuber und Gendarm spielen. Karbid in der Hufschmiede klauen, in Bierflaschen mit Bügelverschluss füllen, Wasser drauf und dann ganz schnell wegschleudern., es rumst gewaltig. Hat Spaß gemacht, weil es so schön explodiert ist und vermutlich, auch weil es strengstens verboten war. Hat damals aber jeder Junge, der etwas auf sich hielt, gemacht. Sogar die Kieler! Passiert im Sinne einer Verletzung ist nie etwas!

Aus Häusertrümmern – davon gab es mehr als genug und sie waren unbewacht – und Trümmerhaufen haben wir Schrott gesammelt und dann für Pfennig- oder Groschenbeträge verkauft. Damals gab es noch Schrotthändler… Anschließend fühlten wir uns reich, weil Geld ansonsten ein sehr, sehr rares Gut war. Rar und sehr, sehr flüchtig.

Diese Trümmerhäuser und ihre Keller waren für uns ganz normale Spielplätze. Klar hatten wir manchmal Angst, da reinzuklettern, aber dann waren da die anderen, etwas älteren, die voran gingen. Es war jedenfalls spannend. Und wenn wir heil wieder draußen waren, kam die große Erleichterung. Rückwirkend betrachtet war es gefährlich, in den ungesicherten Trümmern zu spielen. Wahrscheinlich haben es uns unsere Eltern auch verboten. Aber in dem Alter ist es doch so: In das eine Ohr rein, aus dem anderen Ohr gleich wieder

raus. Und wenn wir das Elternaus verlassen hatten, waren wir unkontrollierbar fort. Wir waren absolut frei. Uns konnte kein kontrollierender Handyanruf erreichen: „Wo bist Du? Was machst Du? Wer ist bei Dir? Hatte ich Dir das nicht verboten?“. Heute unvorstellbar! Nach Hause mussten wir erst, wenn die Straßenlaternen angingen, oder der Hunger uns trieb. Häufig kamen wir zerschunden und mit Schürf- und Risswunden heim. Ärger gab es eigentlich nur, wenn die Klamotten betroffen waren, denn die waren teuer! Die Haut heilte dagegen kostenlos. Und wir haben garantiert nicht alles zu Hause erzählt, was wir am Tag erlebt hatten. Nee, ganz bestimmt nicht…

Im toten Arm des Alten Eiderkanals, der nicht weit von uns in den Kanal mündete, gingen wir im Sommer schwimmen. Vor allem 1952. In diesem schon wieder unglaublich heißem Jahrhundertsommer suchten wir jede Abkühlung. Und der Kanal lag nahe. Das war natürlich schwer verboten. Deshalb gehörte unser Baden dort zu den großen Geheimnissen kleiner Jungs. Wir Kinder hatten damals wirklich Spaß.

Möchte ich mit Kindern im gleichen Alter von heute tauschen? Aber nie! Wirklich nicht. Nein! Heute sind das doch meist arme Kerle, die permanent von mehr oder weniger helikopternden Eltern überwacht werden – siehe Handy!

Und statt im dunklen und geheimnisvollen Wasser des Kanals zu schwimmen, müssen sie zum Sport-, Musik- oder Ballettunterricht, zur Nachhilfe oder Ähnlichem… Auf jeden Fall zu etwas, was sie aufs spätere (erfolgreiche, natürlich) Leben vorbereitet. Wie langweilig. Und dauernd klingelt das Handy, und Mutter fragt, was der Racker gerade mache, und ob das nicht zu gefährlich sei, und ob man vorsichtshalber schon mal den Anwalt anrufen solle, weil der Nachbar seine Äpfel durch Stacheldraht schütze, an dem so ein armes Kind

sich schließlich fürchterlich verletzen könne? Nee, die jungen Eltern von heute mögen mir bitte nicht böse sein, ich möchte wirklich nicht tauschen. Sie meinen, ich würde übertreiben? Mag sein – ich will trotzdem nicht tauschen. Zum Glück geht das ja auch nicht, da haben das Leben, das Universum und der ganze Rest schließlich sinnvolle Naturgesetze erlassen, die den Tausch unmöglich machen.

Wie gesagt, es gab so viel Wichtigeres, Schöneres und Interessanteres zu tun, als Schularbeiten zu machen. Schularbeiten waren so laaangweilig – vor allem wenn die anderen vor dem Haus warteten, um mich zu neuen Abenteuern zu rufen. Zum Beispiel beim Fuhrunternehmer Schacht am Nehlsweg *Äppel klaun* gehen. Äpfel hatten wir zwar genug im eigenen Garten – aber auf der anderen Seite von Zaun ist das Gras viel grüner, das weiß die dümmste Kuh. Und dann war da ja noch der Reiz, dass man erwischt werden könnte. Könnte! Dann hätte es eine Tracht Prügel gesetzt – aber man hat uns nie erwischt, wir waren ja nicht doof. Vielleicht weil der Schacht nicht laufen wollte? Oder er hat uns die Äpfel gegönnt? Keine Ahnung, aber es war ein gewaltiges Abenteuer für uns kleine Jungen.

Ich habe oben erwähnt, dass wir Indianer gespielt haben. Indianer war damals toll! Der Begriff „Indianer“ war bei uns auch nie negativ belegt – nicht einmal „Rothaut“, nicht einmal, wenn man am Marterpfahl stand und die anderen, die Indianer bzw. Rothäute heulend und mit fürchterlichen Äxten fuchtelnd um einen herumtanzten. „Indianer“ ist für mich heute noch ein positiver Begriff. Ich stehe immer noch dazu, dass wir INDIANER gespielt haben. Ich habe aus reiner Neugierde versucht, eine korrekte „neue“ Bezeichnung für INDIANER zu finden. Also eine, die man spielen kann. Es gibt keine. Dumm gelaufen. Also bleibe ich bei INDIANER.

1952. Links: Richtig schick hatten sie mich zur letzten Busfahrt meines Vaters gemacht, danach wurde er in den Innendienst übernommen. Rechts: Das KÖNNTE der Bus meines Vaters gewesen sein. Quellen[9]

Wenn wir NEGER gespielt hätten (haben wir nie!), hätten wir auch „Neger" gesagt, warum auch nicht. Sage ich heute noch. *So, nu kümmst Du*! Ich finde es darüber hinaus schade, dass Sarotti den Mohren abgeschafft hat, und wie gerne habe ich Negerküsse vertilgt.

Im heißen Sommer 1952 spielte Schwester Ursula doch noch EINMAL eine wichtige Rolle in meinem Leben. Ich wollte ein ganz großes Geschäft abwickeln: Mein kleiner Schulfreund Dieter Bantzer war zu meinem absoluten Unverständnis offenbar ernsthaft an ihr interessiert. Naja, wenn es denn so war, von mir aus… Ich war bereit, sie ihm für zwanzig Pfennige in bar zu verkaufen. Das Geschäft scheiterte allerdings daran, dass er die Finanzierung nicht geregelt bekam: Die Bank (seine Mutter) wollte ihm wohl im

[9] Rechts: Bruno Bock. Klammheimlich kam der Omnibus. Koehlers Verlagsgesellschaft, Herford

Wissen um den Geschäftszweck keinen so hohen Kredit einräumen. Also musste ich sie weiterhin zuhause aushalten.

Wahrscheinlich hätte ich auch Probleme mit meinem Vater bekommen, denn meine Schwester war immer „Vaters Liebling“, sie wickelte ihn um den Finger, sie bekam alles von ihm, mehr will ich gar nicht sagen. Das muss wirklich reichen, Sie verstehen?

Meine Lehrer wollten mir nach der vierten Klasse – vielleicht aufgrund meiner eingeschränkten häuslichen Tätigkeiten [sie nannten es Faulheit, das war ich aber gar nicht, ich war nur fürchterlich abgelenkt] – keine Empfehlung für eine weiterführende Schule aussprechen. Da hätten Sie einmal meine Mutter erleben sollen, wie sie sich für Sohn Rainer in die Bresche schlug. Sogar mein Vater hat in dem Moment für mich gekämpft. Wohl das einzige Mal. Gott sei Dank haben Sie gewonnen.

Also ging ich ab 1.4.1953 zur Timm-Kröger-Mittelschule in Kiel-Wik. Jetzt musste ich tatsächlich jeden Tag rüber nach Kiel. Der Weg war für einen fast zehnjährigen Jungen, ganz schön lang. Zuerst zu Fuß entlang (der Holtenauer und der Kieler sagt natürlich nicht „entlang“, sondern „längs“. Um Ärger mit dem Lektorat zu vermeiden, wähle ich notgedrungen die hochdeutsche Variante) des Kanals zur Fähre. Das waren ca. 1.000 Meter. Dann mit der Fähre[10] über den Kanal. Meine Timm-Kröger-Schule war übrigens nicht die heutige am Elendsredder, meine lag noch am Exerzierplatz unten am Tirpitzhafen, übrigens heute noch eine ganz und gar nicht heimelige Gegend… Ich musste also auf der anderen Seite vom Fähranleger auf der Kieler Seite wieder ca. einen

[10] Zunächst war es noch der kleine Dampfer „Holtenau“, dann das Motorschiff „Wik“

Kilometer entlang des Kanals (Uferstraße) oder unwesentlich kürzer durch einen Gartenweg hinter den Kieler Gaswerken an Anschütz vorbei zur Schule in den alten Kasernen. Das war schon ganz schön weit. Bei gutem Wetter war der Weg ja noch okay, aber bei schlechtem Wetter – Junge, Junge! Und in Kiel haben wir häufig „Schietwetter" und manchmal „flogen die Heringe hier auch tief…". Ich kam also ziemlich häufig ziemlich nass und dreckig in der Schule an.

Als Schulkind ist mir der Weg auf der Kieler Seite natürlich „normal" vorgekommen. Dass es schmutzig, matschig und trostlos sein könnte, ist mir damals gar nicht in den Sinn gekommen. Wie auch, ich kannte ja nichts anderes. Mir ist erst bei der Bearbeitung dieses Buches und Recherchen zu Fotos aus der Zeit im Kieler Stadtarchiv klar geworden, eine wie trostlose „Ecke Kiels" die Gegend rund um das Gaswerk in der Wik war – trostlos und dreckig durch den ganzen Kohlenstaub der am Kai angelandeten und im Gaswerk verbrauchten Kohle.

Von den Eltern zur Schule gebracht zu werden, gab es damals nicht. Allein der Gedanke daran hätte damals völliges Unverständnis ausgelöst. Nicht nur nicht in meiner Familie, „Fahrdienste" durch die Eltern waren undenkbar. Wie auch, es gab ja kaum Autos. Das war das eine. Das andere war, dass selbst mit Auto niemand auf die Idee gekommen wäre, seine „Gören" zur Schule zu bringen – oder zum Fußballtraining. Nee, wirklich nicht. Wir mussten sehen, wie wir wohin kamen. Wer gebracht worden wäre, wäre auch als *Mutterjidd* verlacht worden. Allerhöchstens gab es irgendwann ein irgendwie zusammengeschustertes Fahrrad (ohne Gangschaltung!). Aber dann hieß es selbst strampeln! Das war kein Ausdruck mangelnder Liebe. Meine Mutter liebte uns, bei meinem Vater war das partiell ausgeprägt – nein, Kinder

waren etwas Selbstverständliches. Wir waren da, wir wurden geliebt, aber wir waren „normal“! Und wir wurden auch „normal“ behandelt.

Das Gaswerk in Kiel-Wik von der Holtenauer Seite aus gesehen. Das war mein Schulweg – erst die Kanalstraße am Holtenauer Ufer (im Vordergrund), dann mit der Fähre über den Kanal und dann vorbei die Uferstraße auf der Kieler Seite entlang Gaswerk und Gasometer. Nein, Kiel war nicht schön am Kanal! Quelle[11]

Wer wohin wollte, musste laufen. Wir wurden nicht gehätschelt und nicht in den Himmel gehoben. Wenn wir dorthin gewollt hätten, hätten wir uns eben eine lange Leiter basteln müssen…

[11] Stadtarchiv Kiel 79399/Fotograf: Friedrich Magnussen (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Die Schule hat mir inzwischen trotz des „eindrucksvollen“ und im Winter morgens dunklen Schulweges Spaß gemacht, vielleicht weil ich etwas mehr gefordert wurde? Besonders gut war ich in Rechnen oder Mathematik. Meine heute noch hoch geachteten Lehrer waren die Herren Dr. Schmidt (Klassenlehrer), Burmeister (Mathe, er wurde später wegen irgendeines Vergehens nach Itzehoe „strafversetzt), „Bulle“ Hoop (Biologie), Selle (Sport).

Apropos Sport: Unser Sportplatz war der Sportplatz der späteren Bundesmarine. Umgezogen haben wir uns im alten Hochbunker (Flandernbunker), der heute noch, allerdings als Denkmal, mitten in der verlängerten Straße „Kiellinie“ an der Ecke Schweriner Straße steht. Warum das Hindenburgufer nicht mehr Hindenburgufer heißen darf, das mögen andere verstehen, ich nicht; will es auch nicht.

1955 (ich war inzwischen zwölf Jahre al) herrschte immer noch „schlechte Zeit“. Wir Kinder wurden u.a. mit Lebertran[12] aufgepäppelt, damit wir nicht die gefürchtete Rachitis bekämen: Für die, die es nicht (mehr) kennen: Lebertran riecht, schmeckt und ist in jeder Hinsicht fürchterlich. Es ist NICHT mit Sanostol oder Ähnlichem zu vergleichen. Lebertran war für uns Kinder wie eine Strafe Gottes…, nur weiß ich nicht, wie wir seinen Zorn ausgelöst haben. Also kam das „Zeugs“ auf einen Suppenlöffel, Nase zuhalten, Mund auf, Löffel rein und runterschlucken! SCHLUCKEN! Nur nicht kotzen… Mein Gott, hat das eklig geschmeckt!

---

[12] Entgegen vielen Gerüchten handelte es sich nicht um Waltran (der wäre wohl noch schlimmer gewesen) sondern um Tran aus verschiedenen Fischlebern

1959.. Anleger in Föhr im Sommer, als ich meine Betreuerin im Köhler besucht habe. Quelle[13]

In dem Jahr wurde ich im Winter für sechs Wochen ins Kinderheim KÖHLER auf dem Südstrand von Wyk auf Föhr in der Nordsee verschickt, weil ich damals körperlich nach Meinung des Schularztes wohl ein wenig mickrig geraten war. Vielleicht hatte ich ja wirklich nicht genug „Weißbrot“ erhalten?

Ich weiß noch genau, dass ich im Schneesturm auf der Insel ankam, und sie auch wieder im Schneesturm verlassen habe. Und es war die ganze Zeit a…kalt auf der Insel, wirklich richtig kalt!

Ich habe mein Leben lang gedacht, ich sei im Frühjahr 1955 auf Föhr gewesen – Recherchen nach Wetterdaten aus der Zeit (wegen der oben genannten Kälte) besagen aber,

[13] Eigenes Foto

dass 1955 keine große Kälte geherrscht habe, im Februar 1956 dagegen Küsten und Wattenmeer vereist waren, und die Inseln sogar aus der Luft versorgt werden mussten.

Also werde ich wohl eher im Frühjahr 1956 dort gewesen sein. Während meines Aufenthaltes wurde im KÖHLER ein Theaterstück eingeübt (vielleicht weil wir bei der Kälte nicht raus konnten?): „DER FAULE FRIDOLIN“. Natürlich mit mir in der Hauptrolle. Und nein, der Name war nicht Programm für mich! Das Proben war natürlich nicht tagesausfüllend. In der Mädchenabteilung war aber so eine süße Kleine, die ich verbotenerweise auf ihrer Stube besuchte – keine Ahnung, warum das verboten war, wir waren kaum 12. Süße Früchte sind verboten, nicht nur auf Föhr, aber auch dort, habe ich damals gelernt. Besonders süße sind streng verboten. Aber sie sind dann eben immer noch so verdammt süß! Und Verbotenes reizt! Natürlich wurden wir beide ertappt. Fürchterliche Strafen drohten uns – fragen Sie mich nicht, welche? Damals wurden sie uns jedenfalls als fürchterlich dargestellt. Aber da „DER FAULE FRIDOLIN“ ohne seinen Hauptdarsteller nicht aufgeführt werden konnte, fielen die fürchterlichen Strafen eher milde aus, wenn sie nicht sogar – bis auf stundenweisen Stubenarrest – ganz ausfielen. Aber sie war es wirklich wert, denn die Kleine war echt süß, so süß, wie seute Deerns von 12 Jahren eben nur sein können. Ich bin heute noch ziemlich sicher, dass sie sich auch als süßes Früchtchen gesehen und gegeben hat. Zugegeben, aber ich war ja auch nicht ohne! Und Hauptdarsteller, also ein Star! Ich sehe es heute so: Das Mädchen hatte einfach Geschmack. Wenn man heute im Internet nach Kinderverschickung nach Föhr in der Zeit recherchiert, findet man sehr viele Berichte, dass es in den Heimen fürchterlich zugegangen sei, man findet grauenhafte Berichte. Ich kann mich nicht erinnern, dass es

im Köhler auch so zugegangen sei – naja, bis auf den Stubenarrest… Aber der war nicht wirklich schlimm.

Ich weiß noch, dass das Wetter die ganze Zeit auf Föhr richtig kalt aber traumhaft schön war. Ich erinnere Föhr aus den Wochen eigentlich nur im strahlenden Sonnenschein. Die Wasserleitungen müssen eingefroren gewesen sein, denn zum Zähneputzen mussten wir Nordseewasser in Eimern holen, was auch deshalb nicht gerade einfach war, weil sich am Strand Packeis mehr als eineinhalb Meter hoch auftürmte. Super. Es war im Großen und Ganzen ein grandioses Abenteuer für den „Faulen Fridolin“. Die Aufführung wurde übrigens ein riesiger Erfolg. Ob ich zugelegt hatte? Vielleicht. Dann ging es wieder in die Schule.

Schulweg mit der Fähre

Ich kann mich noch gut an die täglichen Fahrten mit der alten Dampffähre „Holtenau“ zur und von der Schule in der Wik erinnern, die bis 1955 zwischen Holtenau und Wik verkehrte – auf jeden Fall aber vor allem VON Holtenau nach Kiel und zurück natürlich, keinesfalls aber von Kiel nach Holtenau und zurück! Das ist wichtig. Der kleine alte Dampfer hatte drei Mann Besatzung: Kapitän, Heizer und Kassierer. Zweieinhalb Pfennige kostete eine Fahrt für Kinder und Schüler. Ob es Rückfahr- oder Monatskarten gab? Rückfahrkarten ja: Die kosteten 5 Pfg., so ergibt sich ja auch die krumme Zahl von 2,5 Pfg pro Fahrt. Monatskarten? Möglich, ich weiß es aber nicht mehr.

Mit der „Wik“ musste ich ab 1955 über den Kanal übersetzen. Es ging manchmal ganz schön eng zu auf dem Kanal. Rechts hinter der „Wik“ der Motortrawler „Holtenau“ der KIELER HOCHSEEFISCHEREI (1954 bei Howaldt noch als Seitenfänger gebaut) und ganz rechts eine Ramme der Kanalverwaltung (eventuell unter der Leitung des Holtenauer Rammmeisters Henry Schack) Quelle[14]

„Der Betrieb mit dem alten Fährdampfer „Holtenau“ erwies sich als immer unrentabler. So wurde beschlossen, von der Maasholmer Fischerei-Genossenschaft das kleine Motorschiff „Adler“ zu erwerben, um es als „Wik“ auf dem Kanal einzusetzen, währen die „Wik“, die noch einen sehr gut erhaltenen Rumpf besaß, bei der Husumer Werft zu einem Motorschlepper umgebaut wurde.“[15]

---

[14] Stadtarchiv Kiel 32217/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

[15] Bruno Bock. Grüne Blaue Schwarze Weiße Dampfer. Koehlers Verlagsgesellschaft Herford

Die „Holtenau“ wurde dann 1955 von der vergleichsweise elegant aussehenden „Wik“ ersetzt, die immerhin wie ein richtiges Schiff oder sogar wie eine kleine Yacht aussah, und die schließlich bis 1983 ihren Dienst als Holtenauer Fähre verlässlich erledigte – unterbrochen nur von einem (ökonomisch bedingten?) kurzfristigen und tragisch endenden Einsatz der Hamburger Barkasse "Hubert", die am 28. Januar 1977 auf ihrer Fahrt von der Wik nach Holtenau vor den Steven des sowjetrussischen Frachters „Baltiyskiy 37“ lief, mit diesem kollidierte und sank.

Die verunglückte Barkasse „Hubert“ und deren kurzzeitiger Ersatz „Schwartenbek. Quellen[16]

Statt ihrer fuhr dann kurze Zeit die Barkasse „Schwartenbek“ als Fähre. Bei dem Unfall der „Hubert“ wurde ein Passagier getötet, zwei weitere Menschen konnten aus dem kalten Kanal-Wasser gerettet werden. Von diesem Unglück haben wir in der WAFFENSCHMIEDE „live“ nichts mitbekommen, aber natürlich kurz darauf die Aufregung auf dem KIEL-CANAL bemerkt.

---

[16] Stadtarchiv Kiel 68766 und 68769/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Ab 1984 setzte die Nordstrander Reederei Kurt Paulsen die ADLER 1 als Kanalfähre ein. Ich habe den schwimmenden fixen "Schuhkarton" anfangs genauso skeptisch gesehen, wie die meisten Holtenauer, die wie Rohrspatzen geschimpft haben, aber das Ding war für ein Schiff (oder etwas Schiffähnliches) wirklich fix und wendig und hat uns alle schließlich überzeugt. Die auch unter alten Holtenauern vertretene Ansicht, die Fahrt mit der Kanalfähre sei doch "immer" kostenlos gewesen, stimmt übrigens nicht: Die Fahrten waren nur bis 1925 kostenlos. Danach "kostete" die Benutzung der Fähre – zwar nicht viel, aber immerhin doch Pfennige...

Ich möchte nicht behaupten, dass ich einen schönen Schulweg gehabt habe, er war eher lang, staubig und schmutzig- vor allem bei Regen oder im Winter[17]

[17] Stadtarchiv Kiel 29045/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Tim-Kröger Schule & Heinz Schlappkohl

Stichwort Schule. Nach dem Föhr-Aufenthalt ging es ja wieder zur Schule. Also *„business as usual“*.

1919 ist das Gastspiel beendet, Rückkehr zum Ravensberg, aber noch kein Ende der Wanderschaft: 1923/24 lautet die Adresse der Schule Gerhardtstraße 104/106. Im 2. Weltkrieg verwüsten Bomben das Gebäude, am 3. Januar 1946 kommt abermals eine Genehmigung „von oben“: Die damalige britische Militärregierung erlaubt, den Schulbetrieb in den Räumen der Wiker Volksschule in der Kaserne 1 wieder aufzunehmen.

Erleichterung bei den Verantwortlichen aber erst 1955/56: Drei freiwerdende Räume werden angemietet, der Schichtunterricht ist zu Ende. Es klingt wie ein Aufatmen, wenn es in der Schulchronik heißt: „Nach zehnjährigem Vor- und Nachmittagsunterricht war der Übelstand endlich behoben. Schüler, Eltern und Lehrer waren über das Erreichte gleichermaßen froh.“

1960 beginnt die „Neuzeit“ der Schule: Baubeginn des Gebäudes am Elendsredder. 1962, am 27. Juni, kann hier der Unterricht aufgenommen werden.

Ausriss aus einem Artikel in den Kieler Nachrichten (?)[18] Nein, Schichtunterricht habe ich nicht mehr miterlebt.

Ach nein, nicht ganz, wir hatten ja den Klassenkameraden Heinz Schlappkohl. Schlappkohl, was für ein Name. Sein Name war wirklich Programm. Schlappkohl war eines Tages auf dem Schulweg nahe der Schleusen bei tiefen Minustemperaturen ins Eis eingebrochen. Es ist nie herausgekommen,

[18] Zeitungsartikel vermutlich KN. Datum? Kieler Stadtarchiv

warum. Halb oder dreiviertel erfroren kam er schließlich nass und schlotternd in die Schule. Ich muss hinzufügen, dass Winter damals noch echte Winter waren – sogar mit Schnee. Lehrer Dr. Schmidt sah nur eine Möglichkeit: Schlappkohl musste sich ausziehen, die nassen Klamotten (also alle) über die bullernde Heizung hängen, und sich zum Aufwärmen daneben stellen. Wahrscheinlich gab es von irgendwo her noch eine Decke. Er gab ein jämmerliches Bild ab, aber er überlebte ohne weitere Infektion

Schlappkohl war überhaupt ein echter Erfolgstyp. Weil ihm eines Tages die Fähre vor der Nase weggefahren war, nahm er Anlauf und sprang ihr hinterher. Die Idee wäre grundsätzlich nicht schlecht gewesen, weil die Fähre eine umlaufende Scheuerleiste von knapp einem Meter Breite hatte. Das war zu schaffen. Hätte er diese Leiste erreicht, und wäre er drauf geblieben, wäre er DER Held gewesen. Wahrscheinlich hätte ihn die Fahrmannschaft ordentlich zusammengestaucht – aber Held bleibt Held! Wäre… Hat er aber nicht. Sein Anlauf war zu kurz, seine Geschwindigkeit zu gering oder der Absprungplatz glitschig – was auch immer, der Sprung war einfach zu kurz bemessen, die Leiste vielleicht glatt vor Nässe oder weiß der Teufel… Jedenfalls landete er schlussendlich hinter der Fähre im Kanal. Das war gefährlich, weil bei so einem Hafendampfer(chen) sich hinten unter Wasser die Schraube dreht. Naja, er hatte Glück und wurde von der Besatzung der Fähre aus dem Wasser gezogen. Gerettet. Und zusammengestaucht. Aber wieder pudelnass. Und die Fähre hatte keine Heizung…

Mit diesem Springen auf die Scheuerleiste war er übrigens nicht alleine – das war eine unter uns Jungs im Sommer eine übliche Mutprobe auf allen Hafendampferbrücken. Das musste jeder einmal gemacht haben. Meistens geschah das

in Holtenau an der Brücke der Hafendampfer in der Nähe des alten Leuchtturmes Holtenau, wo die größeren Hafendampfer anlegten, die Kiel mit den Vororten der Förde als Wasserbus miteinander verbanden. Auf der Holtenauer Seite waren und sind das Holtenau, Friedrichsort, Falkenstein, Schilksee und Strande. Drüben auf der anderen Seite Mönkeberg. Heikendorf und Laboe. Die Hafendampfer waren größer als die Kanalfähre und dementsprechend war die Scheuerleiste breiter. Gefährlich war es aber trotzdem. Und gemacht haben wir es eigentlich jeden Sommer.

Schlappkohl hat nie dazu gelernt. Später hat er noch sein Zimmer bei unkontrollierter Produktion von Sprengstoff in die Luft gejagt. Dumm gelaufen. Heute wäre er unter Terrorismusverdacht verhaftet worden, damals gab es nur „normalen“ Ärger mit Eltern (ich vermute vor allem mit denen), Feuerwehr und Polizei.

Ja, der Schlappkohl – was für ein Typ.

Wir schreiben immer noch 1955. Drei Jahre zuvor, 1952, war der alte Schack zu Schackenburg verstorben, der Mann dessen „Leibeigene“ wir (nicht) waren. Sein Sohn wollte 1955 das geerbte Land verkaufen. Das hatte sich etwas hingezogen, aber irgendwann waren die Verhandlungen mit den Käufern abgeschlossen, und wir mussten den angestammten Grund verlassen. Meine Eltern erhielten im Austausch als Entschädigung für die Gebäude in der Gravensteiner Straße ein kleineres Grundstück die Straße ein Stückchen weiter hinunter direkt am Hochufer des Kanals. Aus heutiger Sicht ein guter „Deal“, denn meine Eltern erhielten ein „Sahnestückchen“ von einem Grundstück direkt am Kanal. Mit unverbaubarem Kanalblick. Für die Gaststätte ein Glücksgriff (sollte sich später erweisen). Damals war es allerdings noch ziemlich weit draußen…

Schulsport: Meinen „Freischwimmer“ habe ich früh im Jahr 1956 im Hafenschwimmbad in der Kieler Förde vor dem jetzigen Hotel Bellevue gemacht – bei immer noch frostigen 11°C. Sie haben richtig gelesen: 11°C! In Worten: Elf Grad. Das würde bei heutigen Schülern unter „Körperverletzung“ laufen, und den sofortigen Eingriff von mindestens einem Rechtsanwalt zur Folge haben – inkl. Strafversetzung der verantwortlichen Lehrer, vielleicht sogar eine Anklage wegen eines Anschlages auf Leib und Leben…. Vielleicht war die frostige Wassertemperatur noch eine Folge des Eiswinters?

Natürlich war das Wasser „arschkalt“ – nein, kälter! Eigentlich war es noch so etwas wie Eisbaden. Aber wir haben es gemacht, gebibbert, sind zähneklappernd „um unser Leben geschwommen“, und haben überlebt! Ich kann mich nicht einmal an folgende eine Erkältung erinnern. Aber ich weiß noch, dass der „blaue Lappen“, den jeder Freischwimmer erhielt, nicht wirklich über die mindestens genauso blauen Lippen und Glieder hinwegtröstete. Ich hielt jetzt den Beweis, dass ich schwimmen konnte, in Händen. Seitdem habe ich nicht mehr gerne in der See geschwommen.

Auf den nächsten „Jahrhundertwinter“ 55/56 folgte übrigens ein extrem trockner Sommer 1956.

Wir waren in der Timm-Kröger-Schule gewohnt, dass wir als Schüler gefordert wurden. Lernen und Leistung war damals wirklich „in“. Die Lehrer waren in der Regel streng, aber gerecht. Und ja, wir haben auch einmal, zweimal oder dreimal in der ganzen Schulzeit eine Ohrfeige erhalten. Meistens – eigentlich immer - kriegten wir sie zu Recht. Mit der Ohrfeige war das Vergehen gesühnt und wurde damit ad acta gelegt.

Ja, wir hatten Druck, ja, wir mussten Leistung zeigen. Ja, wir mussten uns anstrengen. Es war eine Zeit, in der jedes Kind wusste, dass man lernen musste, um es eines Tages zu etwas zu bringen.

Ich habe das ausgehalten (nicht nur das Schwimmen) und meine Klassenkameraden auch. Wir kannten es ja nicht anders. Ich finde dieses Fordern und den Druck in Maßen in der Schule bis heute nicht falsch.

Außer an die oben genannten Lehrer denke ich häufig und gerne an Rektor Nikelsen und Con-Rektor Müller zurück.

Egal, meine Eltern bauten ab 1955 die neue ZUR WAFFENSCHMIEDE. Die Kieler Nachrichten berichteten am 1.11.55 über das Richtfest am Vortag (s. Abb. nächste Seite[19]).

[19] Quelle: Kieler Nachrichten 1.10.1955 im Kieler Stadtarchiv

KZ v. 1.2.11.55

Richtfest der „Waffenschmiede"

Ein Stück alter Holtenauer Tradition ist wieder im Aufbau begriffen: die im letzten Kriege durch Bomben völlig zerstörte „Waffenschmiede". Die Familie Kolz-Riecken hat mit der ihr eigenen schleswig-holsteinischen Zähigkeit, unter fachmännischer Leitung des Architekten Willi Richter, Kiel-Friedrichsort, den Wiederaufbau der uralten Gastwirtschaft, ermöglicht. Gestern fand die Richtfeier statt.

Abseits vom starken Verkehr der Landeshauptstadt, jedoch mit dem Blick auf die meistbefahrene Wasserstraße der Welt, entsteht die so manchem alten Kieler noch bekannte „Waffenschmiede", nicht direkt auf ihrem alten Stammplatz, aber doch in unmittelbarer Nähe.

Wenn auch nach Fertigstellung die Decken und Wände nicht mehr von den uralten Waffen geziert sein werden, die leider durch die Bomben restlos zerstört wurden, so wird doch der alte Geist der echten Gastfreundschaftlichkeit in dieses Haus wieder einziehen. Auch für fachmännischen Nachwuchs ist gesorgt, da der älteste Sohn, der bei einem der größten gastronomischen Betriebe der Landeshauptstadt in der Lehre ist, sich für dieses Gewerbe entschieden hat. Wohl auch die in der ganzen Welt bekannten Knurrhähne, der Gesangverein der Holtenauer Lotsen, werden begrüßen, daß die Geburtsstätte ihres Vereins wieder entsteht.

Im Frühjahr ´56 wurde ZUR WAFFENSCHMIEDE fertig, sie war damals ein „Hotelchen“ vom Feinsten. Klein aber mit jetzt immerhin vier Zimmern und insgesamt acht Betten (Toilette und Dusche auf dem Gang) plus Gaststube; damals guter Standard! Etwas anderes war gar nicht vorstellbar. Ein Telefon gab es nur in der Gaststube.

Am 20. April 1956 haben meine Eltern die Gaststätte unter dem alten Namen ZUR WAFFENSCHMIEDE an der Stelle eröffnet, an der meine liebe Frau Erika und ich sie 1971 übernommen und bis Ende 2021 betrieben haben. Ich nenne sie die ganze Zeit schon immer nur verkürzt und in der Tat inkorrekt WAFFENSCHMIEDE, weil sich das besser schreibt.

Die Waffenschmiede sah nach dem Umbau 1960 so aus, wie auf dem Bild oben dargestellt.[20]

[20] Stadtarchiv Kiel 53502/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Erst viel später haben Erika und ich den Namen auf WAFFENSCHMIEDE verkürzt, weil viele Gäste uns im Telefonbuch unter „W“ nicht fanden und unter „Z“ nicht suchten.

Vielleicht ist es an der Zeit, einmal darauf hinzuweisen, dass in den verschiedenen WAFFENSCHMIEDEN nie Waffen hergestellt worden waren, der Name stammt von einer alten Waffensammlung, die beim Bombenangriff allerdings vernichtet wurde.

Die schlechten Nachkriegsjahre sind langsam vorbei. Die Menschen haben wieder etwas mehr Geld zur Verfügung und reichhaltiges Essen wird modern. Jetz kommt die neue Lage der neuen ZUR WAFFENSCHMIEDE am Kanal zum Tragen. Auf der Holtenauer Seite des Kanals (der Sonnenseite) befand sich zwischen Gaststätte und Hotel nur das Steilufer und davor eine Reihe von Duckdalben, an denen Schiffe zwar festmachen aber nichts laden oder entladen konnten, weil da eben keine Pier und kein Kai war. Die Lage war unverbaubar. Der Spruch der Makler „Lage, Lage, Lage“ war damals sicherlich noch nicht bekannt, aber er galt schon damals.

Gegenüber auf der Kieler Seite war dagegen unansehnliches Hafen- und Kaigelände, und da befanden sich ziemlich weit „nach links“ auch die Kieler Gaswerke, die per Schiff mit Kohlen versorgt wurden. Eines Tages wurde dort noch ein Schiff von den drei Brückenkränen am Kai gelöscht, als ein weiteres schon aus Richtung Brunsbüttel eintraf, das nun warten musste, bis das erste Schiff entladen war. Die Situation hat es sicherlich häufiger gegeben, ich erinnere mich aber eben an diese. Es war die „Belluly“, die Kohle aus Newport, England, brachte. Das Schiff legte an den Duckdalben direkt vor der WAFFENSCHMIEDE an. Die Seemänner oder Matrosen, wir nannten sie schlicht „Lords“, kamen mit einer Gig bei uns an Land und erklommen den kleinen Weg

die Böschung hoch, der sie quasi direkt vor das Hotel führte. Die Lords hatten die Taschen voller Geld, von dem sie erkleckliche Mengen bei Mutter ließen. Für mich fielen immer einige Stangen Zigaretten ab, die damals „besser als Geld“ waren – ich machte jedenfalls mit meinen 13 Jahren erstaunliche Geschäfte. Der lokale Zollbeamte ahnte oder wusste etwas, aber mit etwas „Bakschisch“ wurde die Sache für alle Seiten schnell und zufriedenstellend gelöst. Größere Zollaktionen hat es in vergleichbaren Situationen nie gegeben, es ging alles über den „ganz kleinen Dienstweg“. Die Zöllner waren eben auch nur Menschen.

Meine Schiffsjungenjahre

Bei uns logierten in diesen Jahren viele Gäste. Ich erinnere besonders u.a. die höheren Ränge der gerade neu gegründeten Bundeswehr namens Langhals und Werner von der neuen Marine und einen Herrn von Schlippenbach vom neuen Heer sowie den Schiffseigner Hans Rinck.

Letzterer war für mich ein wichtiger Mann. Rinck war Kapitän und wollte Lotse werden, war also ein sog. „Aspirant“. Er hatte ein eigenes Schiff, die MS „Köhlfleet“ (470 Tonnen), mit dem ich in der Folge mehrere Jahre in den Sommerferien mitfahren durfte. Sein Käptn war Lothar Tobias.

Ich stieg also auf der Schleuse für meine erste Fernfahrt in die östliche Ostsee ein. Zunächst ging die Reise nach Degerhamn auf Öland, um Gipssteine zu löschen. Von dort ging es nach Mentuoluto in Mittelfinnland oberhalb der Aland-Inseln, um Grubenholz zu laden.

Damals gab es noch ein florierendes Ruhrgebiet mit Bergbau, für dessen Kohleflöze das Grubenholz in großen

Mengen benötigt wurde, andere wichtige Abnehmer für dieses finnische Grubenholz waren natürlich die Kohlengruben Englands. Es war Mitte Juni als wir Mentuoluto erreichten, und ich erlebte zu ersten Mal das Wunder der Mitternachtssonne. Fantastisch. Unglaublich. Romantisch.

Am ersten Abend in Mentuoluto bekam unser Käpt´n Besuch von dem Eignerehepaar der MS „Käthe Hintz“, das seine beiden Töchter, Dörthe und Uschi, mitbrachte. Die beiden sehr zierlich gewachsenen Mädchen langweilten sich bei den Alten schnell und tauchten bei uns in der Messe auf, wo der Kochmaat und ich lustlos und gelangweilt herumhingen.

Aber dann: Welch eine Abwechslung auf unserem Pott: Mädchen! Und zwar Mädchen im durchaus interessanten und/oder richtigen Alter, fanden wir. Die Mitternachtssonne strahlte wie für uns gemalt, die in der tief stehenden Sonne glühenden Felsen unweit des Hafens luden zum romantischen Spaziergang, wo wir den Kochsmaat und die jüngere Schwester von beiden, Uschi, erstaunlich schnell verloren. Machte nix, Dörthe, die ältere, und ich hatten uns so viel zu erzählen, dass wir über dem ganzen Parlieren Zeit und die helle Nacht vergaßen. Wir haben nur geredet, ich schwöre. Allerdings verquatschten wir uns und blieben viel zu lang. Erst gegen drei Uhr morgens kam ich wieder an Bord, wo ich mir unmittelbar eine schallende Ohrfeige des Käpt´n (meines!) einfing, die mich glatt über den Kartentisch warf. Außerdem erhielt ich sofort unbegrenztes Landgangverbot – was wirklich Mist war, denn ich war für den nächsten Tag wieder mit meiner so reizenden Gesprächspartnerin verabredet. Daraus wurde ja nun nichts. Schiet.

Am folgenden Nachmittag um fünf passierte uns die „Walter Hintz“ beim Auslaufen mit einer wild winkenden

Dörthe an der Reling. Ich schrie verzweifelt hinüber, dass ich leider Landgangverbot bekommen hätte. Wahrscheinlich gingen meine Erklärungsversuche im „Pött“ des Motors der „Walther Hintz“ unter. Ob sie mich gehört hat? Ich weiß nicht. Ob sie mich vermisst hat? Weiß ich auch nicht. Vielleicht war zwischen uns ja auch alles gesagt worden – aber diese Beziehung hatte doch so positiv begonnen, fand ich. Schade war es schon, dass ich sie, glaubte ich in diesem Moment, nie wiedersehen sollte. Naja, dachte ich mir dann, Seemanns-Schicksal! Andere Häfen, andere Bräute – oder so ähnlich, erzählte man sich. Die Matrosen behaupteten damals noch, in jedem Hafen eine Braut zu haben. Sehr schön ist das damalige Liebesleben der Matrosen und ihrer Mädchen (?) nachzulesen im Buch STURMWARNUNG von oder über Kapitän Schwandt[21]. Ich war dafür ein wenig zu jung und offenbar auf der falschen Route unterwegs, denn das Buch beschreibt die vergleichsweise romantischen Verhältnisse von St. Pauli.

Wir blieben noch sechs Tage in Mentuoluto, um Holz zu laden. Das wurde von Hand auf zwei Rutschen gelegt und im Laderaum von finnischen Arbeitern ebenfalls von Hand gestapelt. Handarbeit von Schauerleuten - heute fast unvorstellbar. Die Aufsicht im Laderaum hatten zwei kapitale gestiefelte Frauen, an denen mir am meisten auffiel, dass jede von ihnen ein Messer im Stiefel stecken hatte. Was machen die damit? Das habe ich mich tagelang gefragt. Wahrscheinlich haben die niemanden damit abgestochen, das Messer gehörte vermutlich zu ihrer finnischen Tracht, dachte ich. Weit gefehlt, arbeiteten die Männer der „Brigade“ an der Rutsche nicht richtig, flog ratz fatz eines der Messer und

---

[21] Stefan Kruecken Sturmwarnung. Das aufregende Leben von Kapitän Schwandt. Erschienen im Ankerherz Verlag, Hollenstedt. ISBN 978-3-945877-00-5

blieb zittern dicht neben der Hand des faulen oder nicht richtig arbeitenden finnischen Mannes stecken. Eine interessante Art und Weise der Mitarbeiterführung und -motivation, das leuchtete mir schon damals ein. Die Grubenhölzer wurden dann auch noch zwei Meter hoch als Deckslast gefahren.

Auch das lässt Kapitän Schwandt in seinem Buch – allerdings handelt es sich bei seiner Ladung um Schnitt- und kein Grubenholz – so beschreiben: „In Finnland sah die Sache [es geht um Mädchen im Hafen] ganz anders aus, vor allem, wenn wir Schnittholz luden. Diese Handarbeit wurde von Frauen erledigt, die Brett für Brett sorgfältig im Laderaum stapelten. Wir Matrosen bedienten lediglich die Winschen, mit denen das Holz in den Laderaum gehoben wurde."

Da Dörthe mit dem elterlichen Schiff entfleucht war, hob Käpt´n Tobias das Landgangverbot bald wieder auf – es bestand ja keine „Dörthe-Gefahr" mehr. Wobei mir nicht ganz klar war, ob für sie oder für mich? Die beiden Matrosen der „Köhlfleet" Werner 1 und Werner 2 nahmen mich mit in den Hafen. Da gab es nicht viel, nur ein Hotel und gegenüber einen Dancing-Room.

„Dancing" hörte sich für uns so gut an, wie es war. Werner 1 und 2 kannten sich in Finnland offenbar aus, denn sie hatten jeder eine Schnapsflasche mit Strohhalm in den Innentaschen ihrer Jacken versteckt. Es ist übrigens ein völlig falsches Gerücht, dass das Trinken von Alkohol durch einen Strohhalm schneller oder mehr „duhne"… Glauben Sie mir, ich habe mehrere Vergleichsstudien an mir selbst mit dem Ergebnis „Kein Unterschied" durchgeführt. Als es mit dem Tanzen zur Live-Musik einer Sechs-Mann-Kapelle los ging, strömten finnische Männer und Frauen auf die Tanzfläche, und die Chose ging richtig ab. Ganz schnell hatten einige

neugierige finnische Mädchen den Schnaps entdeckt. Werner 1 und Werner 2 gaben ihnen nur zu gerne von dem Stoff ab, und genauso gerne folgten ihnen bald zwei Mädchen auf die „Köhlfleet“. Den Rest können Sie sich denken, muss ich auch nicht, da war ich noch zu jung für…

Ich zitiere auch hinsichtlich dieser Situation noch einmal Käptn Schwandt: „Finnlands Frauen waren wild auf Alkohol, der zu jener Zeit streng rationiert, sündhaft teuer und kaum zu haben war. Es kam also vor, dass mancher Matrose noch vor dem Mittagessen unauffällig das Thema Schnittholz vernachlässigte, um im Logis zu verschwinden. „Lütten moken in the morning time is beter als den ganzen Tag gar kein“, war der beliebteste Holperreim an Bord“

Ich kaufte bei meinem Käptn schnell zollfrei eine Flasche Bananeneislikör (so etwas gab es damals) für 2,85 Mark und konnte sie in derselben Nacht noch für 18 Mark verkaufen, für die ich am nächsten Tag ein paar traumhafte finnische Sandalen erstand. Ja, so war das damals in Finnland. Und viel zu früh waren die Ferien und die Ostseetour auf der „Köhlfleet“ zu Ende. Dann ging es wieder zur Schule.

Inzwischen war ich alt genug, um meiner Mutter im Hotel ab und zu zur Hand zu gehen. Sie bezahlte mich nicht schlecht, sodass ich früh über mein eigenes Geld verfügen konnte.

Ostern 1957 tauchten zwei Mädchen in der WAFFENSCHMIEDE auf. Sie werden es nicht erraten. Doch, es waren Dörthe und Uschi! Ganz großes Hallo! Die „Käthe Hintz“ lag nicht weit am Tiessen-Kai, und die beiden hatten nichts Besseres zu tun, als mich zu besuchen. Aber hallo!

Die nächste Zeit kamen die beiden häufiger zu Besuch in die WAFFENSCHMIEDE. Dörthe war 18, hatte einen

Führerschein und durfte Vaters zweifarbigen Opel Rekord (damals ein Traumwagen) mit viel Chrom und Weißwandreifen fahren. Das waren schöne Ausflüge.

Wie sollte Peter Maffey später singen: „Ich war 16 und sie 31. Und über Liebe wusste ich nicht viel. Sie wusste alles. Und sie ließ mich spüren. Ich war kein Kind mehr. Und es war Sommer“.

So ein Laie… Ich war 13 und sie war 18. Aber ich war ein schickes und gar nicht mehr so kleines Kerlchen (inzwischen hatte ich mich für mein Alter ganz stattlich entwickelt, sodass ich mit dem einen oder anderem Trick für 18 [oder so] durchgehen konnte).

Mein Vater ahnte zumindest, was sein „Sohnemann“ mit seinen jungen Jahren mit den Mädels, zumindest aber mit Dörthe, so trieb, und steckte mir ab und zu eine Packung „Pariser“ zu. Das war ganz sinnvoll, denn als Vater war ich wohl doch noch nicht geeignet… Ich vermute, er scheute einfach das Risiko und ging den einfacheren Weg, denn bis zur Antibaby-Pille sollte es noch fast 20 Jahre dauern.

Ab und zu gingen wir zu Hans Zimmer und Frau in die „Bergschenke“ in der Bergstraße in Kiel. Hans war ein alter Seemann und hatte einen Freund, der in Wedel das Lokal „Hafenstrasse“ betrieb. Die „Hafenstrasse“ gehörte nun wieder Dörthes Papa. Die Welt ist klein!

Oder doch groß? Im Radio lief damals auf NDR (UKW) am Sonntagvormittag die Sendung „Zwischen Hamburg und Haiti“. „Haiti“ war nur ein Versprechen, von Haiti wurde selten erzählt, und außerdem habe ich es sowieso mit Hawaii verwechselt, aber – gefühlt – über alle anderen Länder der Welt. Das hörte sich damals für einen jungen Burschen im

Kriegsverliererland Deutschland außerordentlich verlockend an.

Die deutschen Schlager handelten damals häufig vom Fernweh: Freddy Quinn sang als der *Junge von St. Pauli* und hatte einen Hit nach dem anderen – unter anderem „Heimweh“, „Heimatlos“, „Der Legionär“, „Die Gitarre und das Meer“, „Unter fremden Sternen“,“ La Paloma“ und „Junge, komm bald wieder“. Alles Lieder, die irgendwie vom Fernweh handelten.

Lys Assia sang „Ein Schiff wird kommen“, Hans Albers „La Paloma“, „Käpt’n Bay-Bay aus Shanghai“ , „Einmal noch nach Bombay“, „Zwischen Hamburg und Haiti“ , „Der Mensch muss eine Heimat haben“ , und „Weine nicht“ und Bruce Low „Tabak und Rum“, dass ich aus welchen Gründen auch immer bis heute noch im Ohr habe, und das gar kein Seemannslied ist, sondern von Cowboys handelte – aber immerhin von weit weg. Fort nur fort, die Welt erwartete mich doch!

Die französische Fremdenlegion lockte junge Abenteurer noch, von der Schlacht bei Điện Biên Phủ in Vietnam und der vernichtenden Niederlage der Legion (1954) hatte noch kaum jemand gehört…

Und da draußen im Kanal fuhren fast in Reichweite Schiffe aus aller Welt vorbei. Was waren das für Pötte… Im Vergleich mit heute waren sie klein. Aber es handelte sich auf jeden Fall noch um „richtige“ Schiffe mit noch geraden Steven und sehr runden Hecks, mit mittschiffs gelegenen Deckshäusern (außer bei Kümos) und kompliziert aussehendem Ladegeschirr. In ihren Laderäumen transportierten sie die größten Schätze rund um die Welt, glaubte ich. Ganz nebenbei, der Container war noch lange nicht erfunden. Ladung kam als Stückgut an Bord und wurde von spezialisierten Schauerleute seefest verstaut. Diese Schauermänner

verstanden ihr Handwerk wirklich. Mussten sie auch, damit sich die Ladung bei Sturm nicht losriss und ggf. das Schiff versenkte. Ach ja, Schiffe hatten damals auch noch richtige Schornsteine.

Bald reifte in mir der Entschluss, Kapitän zu werden. Herr eines Schiffes, an Bord der „Mann next God“ zu sein, sicher mit einer Braut in jedem oder mindestens jedem zweiten Hafen. Das mit den Bräuten schien mir gar kein Problem zu sein… Der Container, der die Romantik in der Schifffahrt erledigen sollte, wurde gerade erst in den USA erfunden und würde noch Jahre brauchen, bis er Europa erreichen würde.

Jede Reise beginnt mit dem ersten Schritt, auch die zum Kapitän. Und der erste Schritt meiner Reise hieß Moses.

In den Sommerferien 1957 – ich war immerhin schon „reife“ 14 Jahre alt, bot sich mir die Gelegenheit mit der „Köhlfleet“ die nächste Reise – diesmal als Moses mit Seefahrtsbuch und eigener Heuer – zu machen. Im Deckshaus im Heck wohnten der Kapitän Tobias und der Steuermann. Der Rest der Mannschaft (die beiden Werner [1 und 2], ein Koch und ein Decksjunge wohnten im Bug in einer engen, dunklen und muffigen Kammer. Ich nicht. Wegen der guten Beziehungen zum Eigner Rinck bekam ich eine (wirklich sehr) kleine aber immerhin eigene Kammer im Heck in der Nähe der Eignerkabine. Eigentlich war das ein Unding – der Moses in der Kammer gleich neben Eignerkabine im Heck, das ging normalerweise gar nicht, war auf der „Köhlfleet“ aber so. Und ich habe mich nicht beschwert.

Die Eignerkabine war natürlich der größte und schönste Raum an Bord. Er maß wohl 32 oder mehr Quadratmeter, in meiner Erinnerung erscheint er mir riesig, war hell eingerichtet (viele Einbaumöbel aus Holz). Die Eignerkabine bestand aus dem Salon, in dem in den Häfen die Offiziellen

geleitet wurden, hier fanden Besprechungen etc. statt, und dann war da noch der Schlafraum des Eignerehepaares. In dem war ich aber nie. Im Salon ließen insgesamt sieben große Bullaugen mit Messingbeschlägen viel Licht in den hellen Raum. Die Bullaugen konnten bei Sturm mit Stahlplatten wasserdicht verschraubt werden. Einige Bilder mit (natürlich) maritimem Themen waren an die Wände geschraubt worden, damit sie bei Seegang nicht herunterfielen. Messing-Lampen waren kardanisch aufgehängt.

1956. Als Gast auf der „Köhlfleet“

Gäste schälen Kartoffeln

1958. Raue See in der Ostsee. Parkettholz-Ladung

1958. Doppeldrehbrücke in Rendsburg

So und ähnlich sah die große Mehrzahl der zweckmäßig eingerichteten Eignerkabinen auf vergleichbaren Schiffen aus. Gardinen und Sitzkissen hatte die Eignersgattin vermutlich selbst genäht („man muss das Geld ja nicht zum Fenster resp. Bullauge rauswerfen"). Der Raum war gemütlich und anheimelnd.

Wenn Sie sich jetzt wundern sollten, dass ich mit 13 und 14 Jahren diese Schiffsfahrten machte (und sogar noch als Moses, also als Teil der Mannschaft) dann darf ich daran erinnern, dass in der Segelschiffszeit um und nach 1900 ein Großteil der Segelschiffsmannschaften Jungens in meinem Alter waren, die dann natürlich bei Sturm und Eis in die Masten und auf die Rahen gescheucht wurden, um die Segel zu setzen oder zu bergen. Harte Hunde, kann ich nur sagen, und innerlich den Hut ziehen. Jungen von heute würden wahrscheinlich (gemeinsam mit den Eltern) eher in einen unbefristeten Hungerstreik treten, als so eine Fahrt anzutreten. Damals war es normal.

Später (als meine Frau Erika und ich schon die WAFFENSCHMIEDE betrieben) durften wir einige der letzten Fahrensleute und Kapitäne der Flying-P-Liner bei uns begrüßen. Es war uns beiden immer eine große Ehre, diese Männer – die auch noch als alte Männer erkennen ließen, dass sie einmal zu den eisenharten Kerlen der Bestzungen dieser berühmten Schiffe gehört hatten – bei uns begrüßen zu dürfen.

Zurück zu unser „Köhlfleet". Meine zweite Reise ging zunächst in die Bretagne in den kleinen Tidenhafen von Isigny sur Mer am Ärmelkanal, der bei Ebbe trockenfällt. Die wichtigen Sehenswürdigkeiten wie die Kirche Saint-Georges aus dem 13. Jahrhundert, das Rathaus in einem Schloss aus dem 18. Jahrhundert im Stil Louis XVI oder die Kapelle Saint-Roch, erbaut im 16. Jahrhundert interessierten meine Mannschaftskameraden und mich nun gar nicht. Einen Reiseführer hatte niemand dabei, Internet? Dass ich nicht lache. Uns interessierte auch nicht, dass die Vorfahren von Walt Disney von hier stammten, und dass der Name d´ Isigny in Amerika zu Disney verballhornt wurde.

Viel wichtiger war, dass Werner 1 und Werner 2 mich eines Abends mit in eine Hafenkneipe nahmen, die ansonsten nur von Einheimischen besucht wurde. Und jetzt wir drei Deutschen. Wir wurden nicht sehr nett aufgenommen – nur ein junger Franzose redete mit uns (ich hatte doch Französisch in der Schule). Wie tauschten deutsche Senoussi-Zigaretten[22] gegen französische Gauloises. Dass sich der junge Franzose mit uns Deutschen einließ, goutierten die älteren Franzosen gar nicht – die deutsche Besatzung im 2. Weltkrieg war hier Mitte der 50er noch nicht vergessen.

---

[22] Filterlose Zigaretten von Reemtsma, gab es in Deutschland von 1922 bis 2002

Wir löschten unsere Ladung Telegrafenmasten mit dem schiffseigenen Ladegeschirr. Als nächstes verholten wir nach Gent, um Stahlplatten für Malmö zu laden. Vorher musste der Laderaum pico bello saubergemacht werden: Draußen herrschten 30°C im Schatten, im Laderaum waren es sicherlich 40°C und gefühlte 50°C. Wir arbeiteten mehr oder weniger nackt. Der Laderaum stank entsetzlich, denn die „Köhlfleet" hatte eine Reise vorher Getreide geladen, das zum Teil in die Bilge gerutscht war und dort mit dem Bilgenwasser vor sich hingammelte und/oder gärte – egal, der resultierenden Gestank war bestialisch. Die Bilgenabdeckung bestand aus schweren Balken, die mit reiner Muskelkraft angehoben werden mussten – Schwerstarbeit! Bei dem Gestank musste der eine oder andere sich übergeben, was die Lage (und den Gestank) aber auch nicht mehr verschlimmern konnte, denn es musste eh alles rausgeholt werden, und Laderaum und Bilge mussten ausgespült werden. Egal, wie wir uns fühlten, die Arbeit musste gemacht werden, da gab es kein Vertun. Das war jedem von uns klar. Seemannsarbeit konnte damals verdammt schwer sein, lernte ich in Isigny sur Mer. Nicht zu vergleichen mit dem Be- und Entladen und Laschen von Containern. Dafür braucht es ja keine echten See- und Schauerleute mehr. Langweilig! Schon die Schiffe: Riesige Schuhschachteln von bis zu 400 Metern Länge und 60 Metern Breite und Höhe, die vorn und hinten etwas angespitzt werden. Dagegen erscheint sogar ein US-Flugzeugträger klein. Naja, vielleicht nicht gerade klein, sicherlich aber kleiner! 20.000 und mehr von diesen Blechkisten passen rein und rauf. Mehr als die halbe Ladung fahren die als Decksladung. Angefasst werden müssen die Container auch nicht mehr, dürfen sie wahrscheinlich gar nicht. Das Laden und Entladen übernehmen riesige Containerbrücken in den Hubs genannten Häfen. Das

hat schon seinen Grund, dass die Hubs genannt werden und nicht Hafen. Fast immer liegen sie 20 bis 30 Kilometer vor den Städten, nach denen sie benannt sind. Die Schiffe werden in 24 Stunden ent- und beladen. Die Mannschaften haben keine Zeit mehr für einen Landgang. Die Taxigebühr in die nächste Hafenkneipe würde einen Monatslohn kosten! Und die romantische Idee von damals (als eh alles besser war, echt), in jedem Hafen eine Braut zu haben (das WAR besser), kannst Du heute ganz einfach vergessen. Nicht dass die Mädchen nicht dazu bereit wären – die Seemänner können sie gar nicht mehr besuchen

Auch diese alten Zeiten lässt Kapitän Schwandt ganz wunderbar in seinem Buch STURMWARNUNG[23] von Stefan Kruecken beschreiben.

Nee, Seefahrt ist nicht mehr das, was sie einmal war. Nämlich ein Beruf für Männer – für Männer häufig mit rauer Schale und weichem Kern. Damals.

Aber meine Geschichte bewegt sich ja noch in den 50er Jahren, als es die Romantik zumindest zum Teil noch gab.

Also: Stahlplatten nach Malmö. An Malmö habe ich keine besonderen Erinnerungen, also war da vermutlich auch nichts los. Also laden wir in Malmö Telegrafenstangen für Bremen. Ihnen fällt die Häufung von Telegrafenstangen als Ladung auf? Kein Wunder, Funktelefon oder Handy waren noch lange nicht erfunden (nicht einmal das Faxgerät). Wir telefonierten via Festnetz. Wollte man zuhause über ein Mobiltelefon verfügen, musste man bei der Telefongesellschaft ein 10 Meter langes Verbindungskabel für einen horrenden Preis mieten – so konnte man mit dem Telefon eben

---

[23] Stefan Kruecken STURMWARNUNG im Ankerherz Verlag

10 Meter weit durch Wohnung oder Büro laufen – das verstand man einmal unter Mobiltelefon.

Wenn sehr junge Menschen diese Zeilen lesen, sehe ich sie schon die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und fragen, wie man so leben konnte ohne ständig empfangsbereites Handy. Erstens, wir kannten es nicht anders. Wollte man von unterwegs telefonieren, suchte man eine Telefonzelle auf und warf 20 Pfg. ein. Andererseits war man – hatte man die Wohnung erst einmal verlassen – für die Eltern unter keinen Bedingungen erreichbar – das nenne ich aus heutiger Sicht „Freiheit"! Und wenn wir einen Freund besuchen wollten, ging man zu ihm hin, klingelte und fragte (seine Mutter), ob er da sei? Wenn nicht, ging man wieder.

Okay, soviel zu den Telegrafenstangen. Die sollten ja nun nach Bremen transportiert werden.

Wir erreichten Bremen bei gutem Wetter problemlos. Es war immer noch Sommer, es war warm – die ganze Crew badete außenbords. Ich nicht. Also wurde ich aufgefordert auch ins Wasser zu kommen, es sei „wunderbar". Sie erinnern sich, dass ich den Freischwimmerschein 1956 bei 11°C Wassertemperatur gemacht hatte. Seitdem hatte ich mich nur noch in der häuslichen Badewanne ins muggelig warme Wasser gelegt. Geschwommen hatte ich seitdem nicht mehr. Ich hatte von kaltem Wasser in jeder Form die Nase gestrichen voll. Also rief ich denen im Wasser zu, ich könne ja nun leider nicht schwimmen, was großes Gegröle im Wasser auslöste. Die anderen enterten die Jakobsleiter hoch, packten mich, und schmissen mich unter Gejohle und Lachen in hohem Bogen über die Reling ins Wasser. Ohne Rettungsring.

Zu meinem eigenen Erstaunen ging das mit dem Schwimmen schon noch, und sooo schlimm war es auch nicht…

In Bremen luden wir Gipssteine (aus denen, man mag es kaum glauben, tatsächlich Gips gemacht wird) für Degerhamn, das im Südwesten der Insel Öland am Kalmarsund liegt. Ich fuhr noch bis zu den Holtenauer Schleusen mit – dort war meine Reise zu Ende, weil die Sommerferien zu Ende waren.

Damit hatte mich nach wunderbaren Wochen an Bord das tägliche Schuleinerlei wieder. Schuleinerlei sagte ich? Es war in Wirklichkeit eine unbeschwerte Zeit. Bis auf einen Tag im Herbst. Ich war auf dem Nachhauseweg von der Schule, als ich von hinten plötzlich überfallen und ziemlich vertrümmt wurde. Ich hatte keine Ahnung warum und von wem, weil die Feiglinge (es waren mehrere) sich mir nicht gezeigt, geschweige denn zu erkennen gegeben haben.

Gerettet hat mich eine Dame, die die miesen Feiglinge mit Handtasche und Regenschirm vertrieben hat. Ich sage ja: Feiglinge. Die Dame – ihren Namen habe ich leider vergessen – hat dann meine Eltern angerufen und mich zur Fähre gebracht. Auf der anderen Seite erwarteten meine Eltern mich und brachten mich nach Hause.

Wochen später habe ich dann doch mitbekommen, wofür es die Prügel gab – es ging um die drei bis vier Jahre ältere Ilse, die wohl noch einen anderen Galan hatte, einen offenbar schwer eifersüchtigen Typen. Ilse gibt es heute noch, und sie hat uns bis zum Verkauf der WAFFENSCHMIEDE gemeinsam mit ihrem späteren Ehemann (der NICHT der miese Feigling gewesen war!) regelmäßig besucht.

Ich hatte meine Dörthe bis dahin nicht vergessen. Ab und zu besuchte ich sie in ihrem Elternhaus in Wedel. Ihre Mutter Käthe hat sich immer rührend um unser körperliches Wohl gekümmert – soweit es sich um Essen und Trinken handelte. Häufig fuhren Dörthe und ich nach WILLKOMM HÖFT

im Schulauer Fährhaus an der Elbe, wo seit 1952 Schiffe von über 1.000 Tonnen individuell begrüßt werden. Ab und zu begleitete uns ihre Freundin Helga, die ich auch ganz nett fand. Helga war oder lernte Kosmetikerin. Dörthe hat bald darauf geheiratet. In Kontakt blieben wir trotzdem. Schon über Helga, die für eine ganze Zeit Dörthes Platz bei mir einnahm. Dann verloren wir uns aus den Augen. Aber wir sollten uns noch einmal treffen!

In den Sommerferien 1958 – ich war inzwischen reife 15 – heuerte ich für meine dritte Reise wieder als Moses auf der „Köhlfleet" an. Meine Reise begann wie immer in den Holtenauer Schleusen. Zu meiner Überraschung hatte Kapitän Tobias Urlaub und als Käptn fungierte der Eigner Hans Rinck.

Ich logierte wieder in „meiner" Kammer hinter dem Steuerhaus und zwischen Steuermann- und Eignerkabine. Irgendwo dort war auch der Niedergang zum Maschinenraum mit dem MaK-Diesel, der aber automatisch fuhr und aus dem Steuerhaus gesteuert wurde. Alle sechs Stunden musste einer der Werners runter, um die Maschine zu schmieren.

Als Moses musste ich Wache gehen. Wir fuhren nach einen 2-Wachen System: Ein Teil der Mannschaft arbeitet von 00:00– 06:00 und von 12:00– 18:00 Uhr, der andere Teil arbeitete von 06:00– 12:00 und 18:00– 24:00 Uhr.

Einen Teil meiner Wache fuhr ich als Rudergänger, dann standen andere Arbeiten an: Messing putzen, Deck schrubben, in der Küche helfen (Kartoffeln schälen, Abwaschen), Grätings pönen (anmalen/lackieren), Kapitän oder Steuermann Kaffee holen. Einfache Sachen also. Am meisten Spaß hat mir das Steuern als Rudergänger gemacht. Steuermann oder Kapitän gaben den Kurs vor (natürlich kannte ich Wind-

und Kompassrose aus dem ff.), ich musste ihn steuern und halten, was bei Seegang schräg von vorne oder hinten nicht immer ganz einfach ist. Aber man bekommt mit der Zeit ein Gefühl für Wind, Wellen und Strömung. Die „Köhlfleet“ hatte noch ein richtiges Steuerrad von knapp einem Meter Durchmesser aus mit Bootslack lackiertem Holz (Mahagoni war damals noch nicht verboten). Vor dem Steuerrad stand der Kompass, der von einer halbkugelförmigen Messinghaube geschützt wurde und daneben der Maschinentelegraf (so ein richtiger). Den Kompass musste ich die ganze Zeit verdammt gut im Auge behalten, damit das Schiff nicht aus dem Kurs lief. Hinter dem Rudergänger befand sich der Kartentisch aus lackiertem Mahagoni, auf dem die Seekarte des aktuell befahrenen Meeresgebietes lag. In gewissen Abständen wurden die Schiffpositionen mit Bleistift eingetragen. In das Logbuch, in das alle Aktivitäten, die auf dem Schiff passierten, die anliegenden Kurse und beobachtete Besonderheiten eingetragen wurden, durften nur Kapitän oder Steuermann Eintragungen vorgenommen werden. Das Logbuch ist ein wichtiges Schiffsdokument, dessen Eintragungen nicht verändert werden dürfen.

Natürlich hatten wir ein Echolot zur Verfügung – aber bei dichtem Nebel oder unklaren Situationen wurde schon auch mal ein Ausguck in den Bug geschickt. Ob wir Radar hatten? Weiß ich nicht. Kann sein, aber wahrscheinlich nicht. Das war damals noch eine sehr *nümod´sche* Erfindung und *düer*… Schiffseigner waren aber grundsätzlich sparsame Menschen – also nein, wahrscheinlich eher nicht.

In neuen Revieren oder bei hohem Schiffsaufkommen musste Werner 2 das Ruder übernehmen – er hatte einfach „das Gefühl“ und ein Händchen… Nur war er leider so klein, dass er weder den Kompass ablesen konnte noch über das

Steuerrad schauen konnte. Deshalb brachte er immer einen kleinen Schemel mit. Da stellte er sich drauf und dann ging´s.

1958. Von links nach rechts: Kapitän und Lotse Hans Rinck, sein Sohn (mit Segelschiff) Hans-Jürgen, ich und Steuermann. Hinten Gast Krüger

Der Eigner-Kapitän erwies sich als sehr netter Mann und guter Arbeitsgeber. War Kapitän Tobias doch ein echter *Pennschieter*, so war Käptn Rinck großzügig und nett und ließ ab und zu auch mal fünf gerade sein…

Die Reise ging zuerst nach Degerhamn auf Öland und dann nach Piteå in Nordschweden. Ich erinnere besonders die beeindruckende Fahrt durch die schwedischen Schären vor Stockholm. Vorbei an der 20 Kilometer vor Stockholm hochromantisch gelegenen Kleinstadt Dalarö, der Stadt am Hang ohne Straßen, auf der gleichnamigen Insel, die durch einen schmalen Kanal von 10 bis 30 Meter Breite vom Festland getrennt ist.

Dann ging es durch Meeresstraße Westraquarken (ca. 63°45'0" Nord und 20°45'0" Ost) bis Piteå am Bottnischen Meerbusen.

Piteå ist hauptsächlich durch die holzverarbeitende Industrie gekennzeichnet: Zwei von Europas größten Papierfabriken und bedeutende Sägewerke befinden sich in der Stadt.

Werner 2 hatte Geburtstag und unser Kapitän besorgte aus mindestens 30 Kilometern Entfernung ein riesiges Kuchenpaket für seinen Decksmann – so ein Mann war der Eigner-Kapitän.

In Piteå luden wir Parkettholz, das keinesfalls nass werden durfte. Das bedeutete für uns, dass es bei jeder sich drohend nähernden Regenwolke hieß: „Luken dicht"! Ich musste ordentlich mit anfassen. War die Wolke respektive der Regen abgezogen, mussten die Luken wieder geöffnet werden, und das Beladen und Verstauen der Ladung ging weiter. Insgesamt lagen wir eine Woche im Hafen von Piteå. Der schwedische Hafenmeister diente zugleich als Postbote und Zöllner, seine hübsche Tochter betrieb einen Kiosk im Hafen. Bevor der Zollschrank vorschriftsgemäß verschlossen wurde, tranken Kapitän und Hafenmeister im Salon ordentlich ein paar Schnapps. Danach gab es Vollkornbrot von Bäcker Flügge (alte Kieler wissen, was das bedeutet). Schiffshändler Tiessen ließ grüßen…Danach wurde der Zollschrank durch ein Versehen leider nicht verschlossen, und wir konnten uns die nächsten Hafentage ausgiebig zollfrei bedienen. Im Seemannsheim tauschten wir unseren zollfreien und daher billigen Schnapps gegen Tee etc.

Unser Käptn war ein guter Koch. Er konnte „aus nix" leckere Speisen „zaubern". Ich erinnere gern sein Gericht „Kabelgarn"!

Rezeptannäherung „**Kabelgarn**“ von Hans Rinck frei nach Moses Rieken

Man nehme pro Esser eine halbe Dose Corned Beef, geschnittene Zwiebeln (die Menge ergibt sich nach Geschmack) und eine Handvoll Gewürzgurkenstücke. That´s it!

Und was die Küche ansonsten gerade so hergibt, würze großzügig mit Pfeffer und Salz (ggf. Maggi) und brate das Ganze in Pfanne.

Man serviere das Ganze einer hungrigen Decksmannschaft.

.

Auf der Rückfahrt mit dem Schiffsbauch voll Parkettholz gerieten wir vor Simrichshamn in einen Sturm, der uns zum Notankern mitten im Hafen zwang. Nach 12 Stunden beruhigte sich das Wetter und wir konnten unsere Reise fortsetzen. Genau im Zeitplan erreichten wir trotzdem die Holtenauer Schleusen, wo meine Heuer endete.

Die „Köhlfleet“ sollte im November in Rendsburg in die Werft gehen und wir verabredeten, dass ich die Mannschaft dort auf der Nobiskrug-Werft besuchen würde. Aber eines war mir nach dieser schönen Reise völlig klar: Ich würde Hans Rinck folgen und auch Kapitän werden. Kapitän Rainer Rieken, Rainer mit „a“ – das hörte sich doch wirklich gut an.

Im November löste ich mein Versprechen ein und fuhr nach Rendsburg in die Werft. Ich fand die „Köhlfleet“ und ging an Bord. Nix los dort. In der Kammer im Bug fand ich die beiden Werners und eine junge nackte Frau. Sie war

nicht besonders hübsch, nicht einmal reizvoll – aber das erwartet man ja nicht unbedingt von einer – vermutlich billigen – Rendsburger Hafennutte, die sich mehr oder weniger willenlos den Fantasien der beiden Wernes hingab. Ihre Einladung mich an ihren merkwürdigen Spielen zu beteiligen, lehnte ich höflich ab. Ich erspare Ihnen Einzelheiten, glauben Sie mir bitte, ist besser so…

Dann begann einer der Werners – egal ob 1 oder 2 – ein neues für das Mädchen extrem schmerzhaftes Spiel. Sie schrie gotteserbärmlich, ich hatte schon nicht mehr richtig hingeschaut, weil ich mich, der Mädchen doch so gerne mochte, für das schämte, was da abgelaufen war. Ich rannte aus der Kammer, ich übergab mich, ich rannte von Bord und habe die „Köhlfleet“ nie wieder betreten. Schlimmer, mein Berufswunsch Kapitän, hatte sich in dem Moment verflüchtigt, als ich sah, was diese brutalen Matrosen da mit dem armen Mädchen angestellt hatten. Kapitän Rainer Rieken (Rainer mit “a“) – den oder das gab es nicht mehr. In mir war auf der ganzen Rückfahrt eine fürchterliche Leere.

Das Ende der Schulzeit nahte mit Riesenschritten. Eine Lehrstelle zu erwischen war damals, das Wirtschaftswunder nahte, keinesfalls einfach. Zum 1. April (kein Aprilscherz) begannen die neuen Lehrzeiten. Die Zeit drängte. Was also werden?

Nicht mehr Kapitän, das war mir klar. Aber was dann? Klar war jedenfalls auch, dass es Vaters ewig gehegter Berufsvorschlag für mich „Postbeamter“ („ein sicherer Beruf fürs ganze Leben“) garantiert nicht werden würde. Postbeamter wie er? Überhaupt, irgendwie so zu werden wie er, das konnte er gleich einmal vergessen. Handwerklich war ich zwar keine Niete, aber es war mir ebenfalls klar, dass es „etwas Handwerkliches“ auch nicht werden würde.

Ich glaube, es war meine Mutter, die mir vorschlug, es mit dem Hotel- und Restaurantfach zu versuchen. Zunächst einmal Kellner werden – dann konnte immer noch alles aus mir werden. Als Kellner würde mir im wahrsten Sinne die ganze Welt offenstehen. Das leuchtete ein, das war fast so gut wie Kapitän, eventuell besser, weil ich mit Werner 1 und 2 und ihren Geistesbrüdern nichts zu tun haben würde. Also Kellner.

In Kiel eine Lehrstelle zu finden, erwies sich als nicht einfach. Mein Onkel besuchte mit mir einige in Frage kommende Lehrherren. Die einen ließen uns eiskalt abblitzen, andere sprachen trotz Vorstellungstermin erst gar nicht erst mit uns, wieder andere behandelten mich von oben herab. Nicht mit mir, sagte ich mir! Ich bin Rainer Rieken (Rainer mit „a“) und wäre fast Kapitän geworden… Das sind lauter Luschen als Lehrherren sagte ich mir, nicht mit denen. Aber mit wem dann? Eines der besten Hotels in Kiel – wenn nicht das beste - war zu dieser Zeit DER FLENSBURGER HOF. Für Kiel eine echte Nobelherberge. International gesehen vielleicht nichts Besonderes, aber in Kiel damals Spitze…

Dieses Mal ging ich allein. Was hatte ich nicht schon alles erlebt, was hatte ich nicht schon alles gemacht – als Schauspieler war ich – eingedenk des „Faulen Fridolins“ – auch ganz passabel. Und meine Gesprächspartnerin („Partnerin“!) war die Hotelchefin Frau Margarethe Ohm.

Das Gespräch war kurz, aber intensiv. Sie schien mich zu mögen, was mich nicht überraschte, Ihr Gemahl war nicht anwesend – alles gut! Nach einer Stunde unterschrieben wir den Vertrag! Ich würde Kellner und Oberkellner und ich weiß nicht was noch werden… Die Sache war geritzt.

Jetzt musste die Schule beendet werden. Naja.

Den Mathematik-, Physik- und Chemielehrer Dr. Eckert kannte ich gut, er kannte mich gut. Mathe war eh „mein Fach“, was sollte also schief gehen? Außerdem hatte ich ihn seit langer Zeit mit Zigaretten ausgeholfen, wenn er gerade mal keine hatte, aber eine brauchte. Zu Musik- und Zeichenlehrer Linke hatte ich eine besondere Eukalyptus-Bonbon-Beziehung aufgebaut. Was für Dr. Eckert die Zigaretten waren, waren für Linke die Bonbons. Das hatte ich früh gelernt: Vitamin B hilft… In den anderen Fächern erwartete ich keine Probleme.

Ach ja, die Herren Sabrov, Neeser und Müller möchte ich noch erwähnen. Die letzten beiden genannten lobend, den ersten eher nicht.

Insgesamt muss, nein, möchte ich sagen: Ich war froh, auf der Timm-Kröger-Schule gewesen zu sein. Ich war froh, über die meisten Lehrer, die mich tatsächlich (!) gut auf mein Leben vorbereitet haben. Sie waren strenge, aber gute Lehrer. Sie haben uns Leitung abverlangt, und wir haben sie nach Kräften erbracht. Nein – oder ja – ich denke gerne an die Zeit auf der „Timm-Kröger“ zurück. Es war im Großen und Ganzen eine gute Zeit.

Lehr- und Lernjahre

Am 1. April 1959 trat ich meine Lehre im FLENSBURGER HOF an. Wir waren 10 Lehrlinge und keiner von uns wusste, was uns erwartete. Meine Kellnergarderobe bestand aus einer schwarzen Hose, einen weißen vierfach gefältelten Pique-Hemd und einer weißen Kellner-Jacke. Wichtig war der Hemdkragen, der immer tipp-topp zu sein hatte. Er war aus Papier und hielt – wenn man den Hals fleißig wusch – ca. vier Wochen. Schmutzränder, die trotz täglichen Waschen des Hals unweigerlich entstanden, konnten mit einem weichen Radiergummi entfernt werden.

Blick auf den Flensburger Hof(im Rahmen) im Jahre 1963. Rechts die Ostseehalle. Alle Parkplätze sind belegt, soll keiner sagen, wir hätten in Kiel damals noch kein Verkehrsproblem gehabt…Quelle[24]

[24] Stadtarchiv Kiel 29681/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

1962. Vor Festbankett in der Halle im Flensburger Hof. Quelle[25]

Diese Kragen bekam man bei Witte, dem exklusiven Herrenausstatter (damals, heute führen die auch Damenkleidung) in der Holstenstraße.

Mit den Kragen- und den Hemdknöpfen kam ich am ersten Tag noch nicht zurecht – und erst recht nicht mit dem Binden von Fliege oder Schleife. Mein Hauptausbilder, Herr Willmer knöpfte mich am ersten Tag zu, zeigte mir den Umgang mit dem Faltkragen und band mir die Schleife. Heute möchte ich ihm noch ein dickes „Dankeschön“ zurufen, das geht aber nicht mehr, da er schon lange verstorben ist. Das Binden der Schleife musste er mir dreimal zeigen, dann hatte ich´s kapiert. Für immer. Ich war eh schnell im Kapieren, wenn man etwas demonstrierte…

[25] Stadtarchiv Kiel 29204/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Ca. 1961. Eisbomben fertig zum Servieren. Links Oberkellner Hermann Willmer

Zur Lehrzeit möchte ich noch anfügen, dass ich schnell gelernt habe, dass Lehrjahre wirklich keine Herrenjahre sind oder damals waren. Die achtstündige Arbeitszeit stand zwar auf dem Papier, aber wirklich nur dort. Ich kann mich kaum an einen Tag erinnern, an dem ich nicht 10 oder mehr Stunden gearbeitet oder „gelernt" habe.

Wenn ich zur Frühschicht eingeteilt worden war, musste ich um 05.30 Uhr aufstehen, um die Kanalfähre um 06.15 Uhr zu erreichen. Von der anderen Seite des Kanals fuhr ich mit der Straßenbahn Linie 4 bis in die Innenstadt. Um 07.00 Uhr war Arbeitsbeginn, um 16.00 begann eine zweistündige Pause, die ich häufig im Stehrestaurant REIMERS verbrachte. Dort erhielt man für entweder 75 Pfennige oder 1 Mark ein halbes Mettbrötchen und ein Bier. Das war auch für mich als Lehrling bezahlbar. Um 18.00 musste ich wieder zum Dienst antreten, der dann bis 20.00 Uhr ging.

Ca. 1961. Gut gelaunte Köche des Flensburger Hof…

Meistens mussten wir allerdings länger arbeiten – regulär war ich gegen 22.00 Uhr wieder zuhause. Bei Spätschicht hatte ich um 12.00 Uhr Dienstbeginn, Feierabend war dann „regulär“ gegen 23.00 Uhr. Um diese Zeit erschien der Nachtconcierge zum Dienst, überprüfte u.a. die Verfügbarkeit von warmen Wasser etc. War er zufrieden, konnten wir endlich das Haus verlassen.

Die letzte Fähre verließ das Kieler Ufer um 00.07 Uhr – die musste ich unbedingt erreichen. Denn wehe, ich erreichte ich sie nicht, dann musste ich die „4“ schon an der Knorrstraße verlassen und zu Fuß über die Kanalbrücke nach Hause gehen. Das war weit, manchmal nass und kalt – und außerdem musste ich vor der Brücke an drei Barackenlagern vorbei, von deren Bewohnern man mir beigebracht hatte, dass es angebracht wäre, sehr vorsichtig zu sein… Ich schlich also eher durch die Dunkelheit. Wie gesagt, ich war erst 16 oder 17 Jahre alt. Vielleicht waren die Barackler ja auch gar nicht gefährliche „Zigeuner“ oder so, aber meine Fantasie tat das ihre.

Ca. 1961. Köche und Kellner im Flensburger Hof. Man beachte die Papierkrägen

Wenn ich das Pech hatte, zu Fuß gehen zu müssen, konnte es sein, dass ich dann wieder ein wenig Glück hatte und das Holtenauer TAXI von Zietz vorbeikam. Und wenn ich noch mehr Glück hatte, hielt er auf mein Zeichen hin an, und nahm mich kostenlos mit, denn „der Zietz" verkehrte in der WAFFENSCHMIEDE und ich konnte mich mit dem einen oder anderen „geschenkten" Bier oder Korn bei ihm revanchieren.

Im FLENSBURGER HOF waren wir insgesamt 10 Kellner-Lehrlinge, 10 Koch-Lehrlinge und 10 Hotelfachfrau-Lehrlinge (ich meine jedenfalls, es wären jeweils 10 gewesen). Das Salär war mit 10 Mark im ersten Lehrjahr, 20 im zweiten und dreißig im dritten wahrlich „fürstlich" („Sarkasmus aus"). Im dritten Lehrjahr arbeiteten wir an zwei Sonntagen, was mit 20 Mark extra belohnt wurde. Erzählen Sie das mal Lehrlingen von heute… Nein, tun Sie´s lieber nicht!

Wir hatten im FLENSBURGER HOF einen alten Fahrstuhl, der von einem „Fahrstuhlführer" mit der Hand bedienen werden musste. Das war insofern nicht ungewöhnlich, weil ich mich

erinnere, dass Fahrstühle in Warenhäusern, z.B. bei Jakobsen am Dreiecksplatz oder bei Karstadt an der Nikolaikirche auch von Fahrstuhlführern bedient wurden (ich meine mich typischerweise an kriegsverletzte Invaliden in Fahrstuhlführer-Uniform mit nur einem Arm zu erinnern. Der Ärmel des „abben Armes“ wurde dann nach oben umgeschlagen getragen).

Ich weiß heute noch die Ausrufe der Stockwerke: „Zweiter Stock! Damenoberbekleidung, Wäsche und Kinderspielsachen“. Oder so. Legen Sie mich nicht genau fest. Ich meine ja auch nur das Prinzip. Im ersten und dritten Stock waren es eben andere Warengruppen, die in einer ganz bestimmten Melodie, die ich nicht mehr vergessen kann, ausgerufen wurden. Gute alte Zeit. Die Kriegsinvaliden mussten auch mit Arbeitsstellen versorgt werden. Unser Fahrstuhl musste also auch „geführt“ werden. Den Fahrstuhlführer „machte“ immer einer der Lehrlinge, meist der, der gerade der Rezeption am nächsten war.

Ca. 1961. Ich bediene unter anderem Norbert Gansel und Karl Bommes im Flensburger Hof

Der Job war beliebt, denn man trug das Gepäck der Gäste bis ins Zimmer und erhielt ein extra-Trinkgeld, das man behalten durfte. Die clevereren Lehrlinge trieben sich also gerne an der Rezeption herum, wenn es sonst nichts zu tun gab – Stichwort: „Trinkgeld-Alarm“!

Ich hatte mir noch eine andere Verdienstquelle aufgetan: 1959 hatte noch jede Nation eine eigene Währung. Wichtig waren v.a. dänische, schwedische und norwegische Kronen, Kreditkarten waren in Europa unbekannt.

Wenn überhaupt, reiste man am ehesten mit Traveller-Checks, meist aber mit Bargeld. An Wochenenden waren Banken und Wechselstuben geschlossen. Die internationalen Gäste mussten Rechnungen aber in Deutscher Mark bezahlen. An der Rezeption war häufig nicht genug Geld vorhanden, um alle Wechselwünsche zu erfüllen. Ausländische, vor allem skandinavische Gäste, konnten dann mit ihren Kronen in Kiel nix anfangen. Ich hatte das Geschäftsmodell entwickelt, immer ausreichend Bargeld dabei zu haben, um im „Notfall“ als Geldwechsler einspringen zu können. Schlappe 10% plus den einen oder anderen Rundungsfehler schlug ich auf den aktuellen Wechselkurs auf – das wurde von den Gästen gerne akzeptiert. Ein schönes Zubrot. Wie gesagt, es war die Zeit des Wirtschaftswunders, und ich tat, was ich konnte, um teilzuhaben.

Übrigens führt Witte heute keine Papierkragen mehr – so praktisch sie sind, Sie müssen es gar nicht erst probieren: Eine telefonische Nachfrage im März 2022 führte zu völligem Unverständnis bei dem jungen Verkäufer auf der anderen Seite der Telefonverbindung, der schließlich nach

Nachfrage bei Kollegen 1.) zugeben musste, noch nie von Papierkragen gehört zu haben und mir deshalb 2.) „leider, leider“ keine anbieten konnte.

Ab und zu waren unsere Chefs abends richtig gut drauf, und luden uns ein, sie ins MAXIM unten am Hafen zu begleiten. Das Kieler MAXIM war ein „gutes“ Etablissement, in dem spät nachts (wenn es kaum jemand anders sah) die Kieler Hautevolee verkehrte, um sich beim „Gedeck“ und Striptease zu vergnügen. Wir Lehrlinge mussten dann den Mädchen die Geldscheine der Herren ins Strumpfband stecken – wir haben uns nicht gewehrt. Für uns „Kellnerkollegen“ kostete das Bier ca. 2,90 DM, für das Publikum wohl zwischen 6,00 und 7,00 DM. Und wenn die Chefs immer noch gut drauf waren, wurde ich früh morgens mit dem Auto in die WAFFENSCHMIEDE gefahren. Das nenne ich ´mal „Menschenführung“ durch Ausbilder!

Ich bediene meine Mutter anlässlich 40jähriges Jubiläum von Direktor Max mau (Flensburger Hof)

In der Berufsschule erhielt ich für meine erste Facharbeit eine Eins. Eine unglaubliche Eins! Aber hallo. Das hatte ich an meiner geliebten „Tim-Kröger“ in keinem Fach je

erreicht, nicht einmal davon geträumt. Ich fragte also meines Berufschullehrer Frenzel etwas perplex, ob er sich nicht vielleicht in der Note vergriffen hätte. Nein, bestätigte er gerne, das hätte er nicht. Die Eins wäre berechtigt und echt. Das begeisterte mich! Ich war richtig gut!

Ich entschied mich daraufhin, mich in die Ausbildung (heute würde man wohl sagen) „richtig reinzuhängen“. Das habe ich getan und durchgehalten. Meine theoretische Abschlussprüfung habe ich nach den drei Jahren tatsächlich mit einer Eins bestanden.

Die praktische Prüfung verlief durch einen „tragischen“ Zwischenfall leider so, dass nur eine Zwei herauskam. Keine Katastrophe für mich, aber schade. Dazu gleich mehr. Die „theoretische Eins“ führte mich in den Landesentscheid Schleswig-Holstein um den besten Kellner. Da glänzte ich auch. Ich muss aber sagen, dass meine Lehrherren und die Frau Ohm mich grandios unterstützt haben!

1961. Siegende Kellner „Schleswig-Holstein“, rechts: Paul Lenz (Wappenklause Neumünster)

In der Folge gehörte ich zur Kellner-Mannschaft Schleswig-Holstein bei der Deutschen Kellner-Meisterschaft am Stuttgarter Killesberg. Wir waren fünf: je einer aus Lübeck, Heide, Kiel, Pinneberg und Flensburg. Und alle fünf waren gut, verdammt gut. Was niemand für möglich gehalten hatte, unser Team schlug alle anderen – auch die favorisierten Abonnements-Meister aus Hamburg – und zwar „nach Strich und Faden"! Wir wurden 1961 deutscher Mannschaftsmeister.

1961. Siegermannschaft Schleswig-Holstein „Kellner und Köche“ mit unbekannte Dame, im Anzug: Paul Lenz (Wappenklause Neumünster)

Während des Berufswettkampfes hatten wir sogar Bedienungsgeld erhalten. Das verfeierten wir in der Nacht vom 16. Auf den 17. Februar 1962 auf einer rauschenden Party in der WAPPENKLAUSE in Neumünster. Keiner von uns hat im Lokal den Orkan VINCINETTE bemerkt, der in der Nacht über Schleswig-Holstein fegte und die Große Sturmflut von 1962 an der Nordseeküste bis hinunter nach Holland und in Hamburg auslöste, der in Deutschland insgesamt 340 Menschen zum Opfer fielen. Es war die erste der Nächte, nach denen Helmut Schmidt einen unangreifbaren Ruf als anpackender Krisenmanager erworben hatte.

Wikipedia schreibt: „Da Helmut Schmidt zuvor als Abgeordneter des Bundestages mit Verteidigungsangelegenheiten befasst war und die meisten Kommandierenden der NATO persönlich kannte, konnte er noch am Morgen des 17. Februar, obwohl verfassungsrechtlich nicht dazu befugt, NATO-Streitkräfte und hier insbesondere Pioniertruppen mit Sturmbooten sowie 100 Hubschrauber der Bundeswehr und der Royal Air Force anfordern, welche die ca. 25.000 zivilen Helfer u. a. des Deutschen Roten Kreuzes, des Technischen Hilfswerkes und der schon seit Beginn der Katastrophe im Dauereinsatz befindlichen Feuerwehren unterstützten."

Wikipedia korrigiert das insofern, dass diese bekannte und stets publizierte Geschichtsdarstellung nur begrenzt mit der Realität übereinstimme. Denn zur Zeit seiner Telefonate und Telegramme an diesem Vormittag waren in den bedrohten Gebieten an der deutschen Nordseeküste und deren Hinterland bereits Tausende von Soldaten der Wehrbereichskommandos I (Kiel) und II (Hannover) im Einsatz, also auch in Hamburg.

Das Hamburger Schutzpolizei-Kommando hatte die Bundeswehr nach Eintreffen von Polizeipräsident Buhl bereits um 01:30 Uhr in der Nacht um Hubschrauber für den Einsatz mit Tagesanbruch gebeten. Daher trafen gegen 09:00 Uhr bereits die ersten Hubschrauberstaffeln aus Bückeburg, Celle und Rheine ein.

Schmidt erklärte später, seiner Heimatstadt helfen gewollt zu haben, ohne vorher im Grundgesetz über seine Kompetenzen nachgeschaut zu haben. Mag sein. Bei dieser Darstellung wird allerdings übersehen, dass es 1962 bereits seit sechs Jahren (also seit den Anfängen der Bundeswehr) geübte Praxis war, die Streitkräfte in schwierigen Situationen zu Hilfe zu rufen.

Nichtsdestotrotz machte sein energisches Krisenmanagement Schmidt bundesweit bekannt; es war die Grundlage einer Politikerkarriere, die in Schmidts Amtszeit als Bundeskanzler von 1974 bis 1982 gipfelte." Wikipedia Ende.

Was war jetzt bei der praktischen Prüfung passiert?

Meine letzte Prüfungsaufgabe bestand darin, eine Salatplatte mit gekochtem Ei und zusätzlich Remoulade zu servieren. Normalerweise überhaupt kein Problem, was soll da schon schief gehen? Ausgerechnet dieses eine verdammte halbe Ei rutschte mir beim Servieren vom Teller in den Schoss einer Prüferin, Frau Andresen vom Kieler Yacht Club. Sie hatte natürlich eine Serviette auf dem Rock liegen, insofern passiert ihrer Kleidung nichts. Mich ritt wohl der Teufel, dass ich mich nicht sofort geflissentlich und höflich entschuldigte, sondern rotzfrech fragte, ob ich Ihr die Remoulade auch auf den Schoß servieren solle? Zensur: Eine Zwei wegen Frechheit.

Ja, so war das damals.

Eines Tages (1961?) fand wie so häufig eine große Feier im Hotel statt. Kieler Hautevolee, die Damen in Lang, die Herren in Schwarz-Weiß. Super Stimmung. Alle glücklich. Ich hatte bis ca. 22.00 Uhr im Saal bedient, ab 22.00 Uhr „gab" ich den Barkeeper. Auch kein Problem. An der Bar saß eine vereinsamte attraktive Dame. Immer noch kein Problem. Wir plauderte, ich schäkerte neben der Arbeit – ein wenig – mit ihr, sie lachte, flirtete (auch ein ganz klein wenig) mit mir. Ich war hinter der Bar festgenagelt, konnte ihr also keinesfalls nahe oder gar zu nahekommen. Ab und zu tauchte ihr im Laufe des Abend immer stärker angetrunkene Ehemann auf, kontrollierte die Lage, fand sie (noch) überschaubar und verschwand wieder. Sie saß weiterhin an der Bar und trank das eine oder andere Glas. Irgendwann tauchte „er" wieder auf. Ich befand mich weiterhin hinter der Bar, verhielt mich superprofessionell – was bedeutete, meine Hände an Flaschen und Gläsern und keinesfalls an „ihr". Ich weiß beim besten Willen nicht, was der Auslöser war, plötzlich schüttete er

mir ein Glas Sekt ins Gesicht und pöbelte mich an. Ich war perplex und fühlte mich völlig zu Unrecht angegriffen, packte meine Kasse ein, schloss die Bar und beschwerte mich beim Direktor Mau, dass ich mir so etwas auch vom besten Gast nicht gefallen lassen müsste. Wohl weil er mich für total unschuldig hielt, und ich für nichts etwas konnte, und ich auch die Dame weder ungebührlich berührt noch angesprochen hatte, wollte die Geschäftsleitung mich nicht bestrafen. Aber die Direktion konnte die Situation nicht wirklich einschätzen – zu bestrafen war offenbar nichts, belobigen konnte man mich auch nicht, aber irgendwie reagieren musste man.

In der Folge wurde ich erst einmal aus dem normalen Dienstplan gestrichen, „durfte" Überstunden „abfeiern" etc. Es war eine ausgesprochen dumme Situation. Ich bin nach einiger Zeit dann wieder ganz normal zu Dienst erschienen. Das wurde kommentarlos akzeptiert. Aber irgendwie war die Situation für beide Seiten nicht gut…

Als einziger von den Kellner-Lehrlingen wurde ich in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen und blieb noch für ca. ein halbes Jahr im Flensburger Hof. Alles wie am Schnürchen, ich erledigte meine Arbeit und alle – Gäste und Chefs – waren zufrieden.

Bald darauf reifte in mir der Entschluss, mich beruflich zu verändern. Die Zeit im Flensburger Hof war gut gewesen, ich hatte dort sehr viel gelernt, man hatte mir auch berufliche Chancen eröffnet – alles gut, aber ich war entschlossen, die nächsten großen Schritte auf meinem beruflichen Weg in anderen guten Hotels zu wagen.

Natürlich wusste ich inzwischen aus Gesprächen mit Kollegen und Vorgesetzten, wenn ich Karriere machen wollte – und Karriere machen wollte ich machen, wofür war ich

Deutscher Mannschaftsmeister geworden? –, musste ich Auslandserfahrungen in richtig guten Hotels in meiner beruflichen Vita vorweisen können. Und ich musste Sprachkenntnisse erwerben: Französisch, Englisch, Italienisch… Ich dachte ein paar Wochen lang nach und entschied mich schließlich, mein Glück in der Schweiz zu suchen.

Es hatte sich bis zu mir herumgesprochen, dass vor allem die wichtigsten Schweizer Hotels mit den Großen Namen alles hatten: Einen verdammt guten Ruf, man sprach dort vier Sprachen – und… es war die Schweiz! Vielleicht nicht die weite, aber die große Welt.

„Genau mein Ding“, dachte ich mir, „genau die Herausforderung, die ich suchte“. Weitere Gedanken machte ich mir im Moment erst einmal nicht.

Ich war mit meinen inzwischen 19 Jahren jung, aktiv und optimistisch – mir gehörte die Welt! Wem sonst sollte sie gehören, wenn nicht mir? Also die Schweiz!

Aber bevor wir uns gemeinsam auf den Weg in die Schweiz machen, muss ich noch ein anderes Thema abhandeln:

Eiswinter 62/63. Der fast zugefrorene Kanal… war nicht das Problem. Viel problematischer für die Schifffahrt war, dass die Zufahrtswege auf der Ostsee zugefroren waren. Quelle[26]

[26] Stadtarchiv Kiel 76575/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Mutter und Vater

Ich bin ´43 geboren – mitten im Krieg, mitten in der schlechten Zeit. ´44 wurde meine Familie ausgebombt. Es herrschten Hunger, Mangel und Not. Vater war nicht da – angeblich hat er den Westwall gebaut… Aber was er in der Zeit tatsächlich gemacht hat, ist in der Familie nie restlos geklärt worden. Mutter musste mich allein aufziehen. Es müssen Bedingungen geherrscht haben, unter denen es sicherlich sehr schwer war, für ein Baby zu sorgen.

Ab 1955 war meine Mutter mit dem Neubau und dann dem Betrieb der Waffenschmiede wieder eine selbstständige Unternehmerin, Vater war und blieb Postbeamter, und zwar offenbar mit Leib und Seele. Denn im Hotel machte er nix, keinen Handschlag, was eventuell die bessere Lösung war, weil er wohl zwei linke Hände hatte. Gut, er kontrollierte wohl auch mal die Heizung und (be)schnitt einen Busch im Garten, aber das war es im Grunde genommen auch, was er zum Betrieb des Hotels seiner Frau beitrug. Jedenfalls kann ich mich nicht an signifikante Beiträge erinnern.

Wir Kinder liefen *bi Moddern* „so nebenher“, vor allem der Betrieb musste laufen – wir mussten funktionieren, um den Betrieb möglichst nicht zu stören. Es war das Ende der „schlechten Jahre“ und der Beginn des deutschen Wirtschaftswunders. Und Vater war als Busfahrer wieder den lieben langen Tag nicht da – er fuhr seine Postbusse nach Bad Segeberg, Neumünster oder Hamburg.

Mutter weigerte sich damals zum Beispiel standhaft, meinen Bruder und mich morgens zu wecken, damit wir rechtzeitig zur Schule kamen. Das mussten wir selbst organisieren. In dieser Zeit lernte ich, mir einen inneren Wecker zu

stellen und auf sein „Klingeln“ zu hören. Seitdem wache ich bis heute drei Minuten vor der eingestellten (inneren) Weckzeit auf. Immer. Das hat mir in meinen Schweizer Jahren sehr geholfen – da bin ich morgens auch nach vielleicht nur einer oder zwei Stunden Schlaf pünktlich aufgewacht. Bis auf ein Mal – aber dazu später mehr.

Das Verhältnis zu meinem Vater war für uns beiden Jungs sehr kühl oder distanziert. Er hat uns dabei nicht etwa schlecht behandelt oder etwa häufig geschlagen, nein, aber ein toller Vater oder einer auf den wir stolz waren, war er auch nicht. Aber wenn es Schläge gab, dann nicht von der Mutter, sondern von ihm!

Meine spät geborene Schwester konnte ihn dagegen immer um den Finger wickeln – sie war Vaters Liebling, sein Augenstern… Aber das soll in manchen Familien ja so sein. Als sie heiratete, erwies er sich natürlich als sehr spendabel.

Ich erinnere mich bewusst ab 1947, diesen „a…kalten“ Winter werde ich nie vergessen. Also weiß ich, dass es 1947 war. In den fünf Jahren bis zur Geburt meiner Schwester war ich „Nummer eins“. Mit der Geburt meiner Schwester änderte sich das (natürlich). Vielleicht lag es daran, dass ich mich zurückgesetzt fühlte?

Einmal haben sich beide aber wirklich für mich in die Bresche geworfen: Das war, als die Holtenauer Volksschullehrer mich nicht für die weiterführende Schule empfehlen wollten – und das nur, weil ich nicht immer alle Hausaufgaben erledigt hatte, ehrlich gesagt waren es wenige gewesen! Vielleicht hatten die beiden ein schlechtes Gewissen, weil sie vorher nicht aufgepasst hatten? Wie auch immer, in der Situation haben die beiden (!) wie die Löwen für mich gekämpft – und gewonnen. Dafür bin ich ihnen dankbar.

Er hat es zugelassen, dass ich mit zwölf oder dreizehn Jahren als Gast als Moses wochenlange Fahrten in Ost- und Nordsee mit der „Kohlfleet“ machen durfte – dem hätte sicherlich nicht jeder Vater zugestimmt.

Bis zu meiner Abfahrt in die Schweiz war er zwar Max Rieken, also mein Vater, aber ich habe ihn nicht als den liebevollen Vater erlebt, den ich hätte haben wollen, den jedes Kind hätte haben wollen. Er war da, ja, er war Vater, ja, aber in meiner Erinnerung war er gleichzeitig auch irgendwie nicht präsent. Nicht als Vater, der einen auch mal in den Arm nahm. Andererseits hat er mich als Schulkind mit in die Spätvorstellung im Kino genommen – wahrgenommen hat er mich also, und gekümmert hat er sich auch um mich. Aber da fehlte immer etwas…

Das Verhältnis zur Mutter war dagegen eher warm. Gut, da war das die in ihrem Leben die Hauptrolle spielende Hotel, aber danach kamen wir. 1956 wurde die neue WAFFENSCHMIEDE am Friedrich-Voß-Ufer eröffnet. Am Eröffnungstag war ich aus irgendeinem Grunde nicht dabei, aber ab dem zweiten Tag habe ich hinter dem Tresen gestanden und ihr geholfen – und gutes Geld verdient.

Ich war gerade 13 Jahre alt, sah aber wohl fünf Jahre älter aus – ich ging zum Beispiel in die Bergschänke in der Kieler Bergstraße (Geld hatte ich ja), saß mit den Alten am Tresen, redete mit ihnen und trank mein Bier und meinen Korn, musste aber gegen 20.00 Uhr oder wenig später zuhause sein. Woran ich mich auch gehalten habe. Wohl gemerkt, ich ging damals noch zur Schule! In dem Alter hatte ich es ja auch schon mit Mädchen, und Vater steckte mir ab und zu eine Packung „Präser“ zu, damit nix passierte! Da muss er ja wohl einiges mitbekommen haben, ich weiß wirklich nicht, ob es ihm egal war, oder ob er es mir gönnte? Aus heutiger

Sicht, war ich damals ein verdammt frühreifes Kerlchen, und ich weiß nicht, ob ich so war, weil sie sich nicht sehr um mich kümmerten, oder kümmerten sie sich nicht so sehr um mich, weil sie in mir schon den Achtzehnjährigen sahen? Alle haben mir ein höheres Alter als mein wahres Alter abgenommen, ich war als fünf Jahre älterer Kerl einfach glaubhaft.

Das Verhältnis zu meiner Mutter war gut. Wir haben uns umeinander gekümmert. Sie schickte mir Skisachen als ich mit Schlips und Kragen im winterlichen Arosa auftauchte, was wirklich nicht passen war, und ich erinnere mich, dass meine Mutter mir einmal einen Brief in die Schweiz schrieb, in dem sie darüber klagte, dass sie Bank- resp. Geldprobleme hätte. Es ginge um 3.000 DM. Ich habe mir am nächsten Tag das Geld besorgt, habe mich in mein Auto gesetzt und bin nach Holtenau gefahren, um ihr das Geld zu übergeben. Am nächsten Tag bin ich zurück in die Schweiz gefahren. Ich meine, das macht man doch nicht, wenn man seine Mutter nicht liebt, oder?

Das gute Verhältnis zu ihr änderte sich für mich erst, nachdem wir IHR das die Waffenschmiede zu sehr fairen Bedingungen abgekauft hatten, und sie meinen Geschwistern aus mir absolut nicht einsehbaren Gründen irgendwann erzählt hatte, dass sie uns die WAFFENSCHMIEDE geschenkt hätte. Von dem Moment an lag häufiger „Donner in der Luft“. Was sie nicht daran hinderte, noch über Jahre ihr berühmtes „Labskaus á la Rieken“ für unsere Gäste zu kochen.

Bevor ich Sie mitnehme auf meine erste Reise in Schweiz, möchte ich erwähnen, dass meine Mutter es sehr bedauert hat, dass ich dem Ruf der Ferne folgen wollte – und die Schweiz war damals fern! Über 1.000 Kilometer weg von Holtenau! Wir sprechen immerhin von Jahr 1962! Ich war schon in Finnland und Schweden gewesen – das war auch weit… Aber da war ja auch ganz normales Wasser zwischen mir und Holtenau gewesen. Da ist die Entfernung für einen von der Küste ja wie nix! Aber mit der Schweiz war das doch anders, ganz anders, nämlich kein Wasser! Dann kamen noch diese Berge hinzu (die ich später lieben lernen sollte).

Reisen war zwar inzwischen wieder etwas Normales geworden, aber den Beruf im Ausland auszuüben, war dann schon noch ein anderes Ding.

Über die zentrale Arbeitsvermittlung in Frankfurt/M. erhielt ich meine erste Stelle in der Schweiz als COMMIS DE RANG im PALAST HOTEL LUGANO.

Was ein COMMIS DE RANG ist? Ganz einfach, es ist die Position eines Jungkellners direkt nach der Lehre, sozusagen das vierte Lehrjahr, in dem man in der Schweiz zwischen nichts und so gut wie nichts verdient. Ich werde ein wenig später auf die Begriffe der Karriereleiter vom Commis (den kennen Sie jetzt schon) bis zum 1. Oberkellner erläutern. Ich würde als Commis beginnen müssen, ganz unten – aber immerhin in einem guten Haus. „Zukunftsorientiert“ würde man das heute nennen.

Am Abend vor der Abreise tagte der Stammtisch in der WAFFENSCHMIEDE, und unter anderem wurde mein Vater quer durch den Raum laut genug gefragt, dass alle es hören konnte (ich auch), ob er mir denn auch genug Geld mitgegeben habe – von wegen der Reise, und ich müsste ja auch von irgend etwas leben, bis ich mein erstes selbst verdientes

Geld ausgezahlt bekäme. Vater war völlig perplex von diesem Ansinnen: „Seid Ihr verrückt?“, hat er entsetzt gesagt, „dem Kerl auch noch Geld mitgeben? Der ist ja doch in vierzehn Tagen wieder da!“

Nein, war ich nicht (vielleicht weil er es gesagt hat?), und nein, er hat tatsächlich nichts herausgerückt. Das tat Mutter an seiner Statt, sie steckte mir ein paar Mark zu. So sind Mütter eben.

Von meinem Vater habe ich wirklich nicht viel mit auf den Weg (des Lebens) bekommen. Wir haben uns auch nicht gut verstanden. Eines habe ich allerdings von ihm übernommen: „Wenn Du am Nachmittag Zeit zum Schlafen hast, dann tue es!“, hat er gesagt. Das erscheint nicht viel, und das ist es wohl auch nicht, aber ich habe mich bis heute darangehalten. Ich bin überzeugt, dass er mit seinem Rat viel zu meiner guten Gesundheit beigetragen hat.

Abreise

Egon Fockroth, der Ehemann der Bedienung meiner Mutter fuhr mich mit dem Auto zum Hauptbahnhof in Kiel. Ich hätte auch mit der Straßenbahnlinie 4 von der Endstation an der Kanalfähre bis zum Bahnhof fahren können, aber dann hätte ich meinen Koffer bis zur Fähre tragen müssen. So war es schöner und viel bequemer – und viiieeel weltmännischer….

Der Zug nach Hamburg wurde damals noch von Dampflokomotiven gezogen. Häufig von Lokomotiven der Baureihe 23, das ist die mit drei (übermanns?)großen Rädern. Im Führerstand schaute der Lokführer schon ziemlich dreckig aber wahnsinnig lässig aus seinem Fenster. Der zweite Mann auf

der Lok war der Heizer, der bis Hamburg-Hauptbahnhof mehrere Tonnen Kohle in den Kessel werfen musste. Ein echter Scheißjob! Ich weiß nicht mehr, ob Egon noch eine Bahnsteigkarte[27] kaufen musste, um mich zu meinem Waggon bringen zu dürfen. Das muss in Kiel ungefähr in dieser Zeit abgeschafft worden sein. Vorher durfte man den Perron jedenfalls nur mit Bahnsteigkarte (für 20 Pfg.?) betreten. Das wurde kontrolliert, und die kleinen, aber dicken Pappkärtchen (ca. 3 cm mal 5 cm) wurden sorgfältig gelocht, damit man sie ja nicht zweimal verwenden konnte.

Von Kiel ging es also mit der Eisenbahn erst nach Hamburg. Im Hauptbahnhof stieg ich nach meiner Erinnerung in den sagenhaften Gotthard-Express, mit dem es über Frankfurt/M., Basel, Zürich und Bellinzona nach Lugano ging, ein. Bei aktuellen Nachforschungen zeigte sich allerdings, dass meine Erinnerung mich eventuell getäuscht hat, denn der eigentliche Gotthard-Express fuhr nach diesen Unterlagen erst von Basel nach Mailand. In Deutschland gab es allerdings Kurswagen, die dem Gotthard-Express in Basel angekuppelt wurden. Wahrscheinlich saß ich in so einem Kurswagen und damit „zur Hälfte" schon im Gotthard-Express. Mir war das damals allerdings völlig egal, Hauptsache es ging los. Für mich fuhr der „St. Gotthard-Express" ab Hamburg. Das war Reisen vom Allerfeinsten. Und allein der Name und die Städte, die ich passierte… In den Speisewagen ging ich nicht, viel zu teuer. Aber noch Jahrzehnte später gab es zwischen Hamburg und Kiel in manchen Fernzügen Mitropa-Speisewagen, in denen über offenem Feuer Steaks und

---

[27] Unglaublich, aber wahr: Der Hamburger Verkehrsverbund (HVV) ist 2021 der letzte noch verbleibende deutsche Verkehrsverbund mit Bahnsteigkarten

Bratkartoffeln zubereitet wurden[28]. Grandios. Vielleicht nicht unbedingt die Qualität der Speisen – aber während er Fahrt zu essen: Das war ganz große weite Welt, das war geradezu mondän und hatte einen Touch von „Mord im Orient-Express“.

Ich fuhr fast die ganze Strecke – von Hamburg bis Lugano. Mein Gott, ich war mit erst 19 Jahren schon ein Mann von Welt geworden. Ein sehr junger Mann, aber tatsächlich einer „von Welt“.

[28] Behauptet mein Co-Autor, selbst erlebt und genossen zu haben

Teil 2

Schweiz

Lugano

Davos

Arosa

Bad Ragaz

Pontresina

Verwicklungen in Schleswig-Holstein

Rückkehr nach Kiel

Die Schweizer Jahre 1962 bis 1971

Das Wirtschaftswunder in Deutschland dauerte an. Die Moderne hatte auch die konservative Schweiz erreicht – Nierentisch und Cocktailsessel in den Hotels beweisen es. Es gibt eine neue Musik: John, Paul, George und Ringo haben 1962 mit LOVE ME DO den ersten Welthit. Den Höhepunkt ihrer Karriere erreichten die Beatles zwischen 1964 und 1969. 1964 haben die Rolling Stones mit IT´S ALL OVER NOW dann ihren ersten großen Hit. London begann zu swingen und Mary Quant erfand den Minirock (neu). Ende der Sechziger begründet die Antibaby-Pille eine sexuelle Revolution und die sexuelle Befreiung junger Frauen.

Kalter Krieg *at ist best:* Mehrfach wandelt die Welt am Rande eines Atomkrieges (u.a. in der Kuba-Krise). Nach dem "Tonkin-Zwischenfall" beginnen die USA 1964 Nord-Vietnam zu bombardieren.

Den schlimmen Eiswinter 1962/63, in dem die Ostsee von Anfang Februar bis Ende März zugefroren war, und in dem sich in der westlichen Ostsee Eisbarrieren nie bekannten Ausmaßes bilden, und in dem der Schiffsverkehr im Kiel-Canal praktisch zum Erliegen kommt[29], verbringe ich übrigens „hoch und trocken“ in Arosa.

---

[29] Nachzulesen in „Bruno Bock. Geschichte seines Hafens“. Festschrift zum 100jährigen Bestehens des Nautischen Vereines zu Kiel e.V.

Zeitleiste 1962 bis 1971

Die folgende Liste zeigt meine Saisonarbeitsplätze und Zeiten

Jahr	Zeitraum	Ort	Hotel
1962	1.7. bis 30.11.	Lugano	PALAST HOTEL
1962/63	16.12. bis 15.4.	Arosa	WALDHOTEL AROSA
1963	16. 4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
		Holtenau	
1963/64	3.12. bis 15.4.	Arosa	WALDHOTEL AROSA
1964/65	16.4. bis 15.4.	Zürich	HOTEL BAUER AU LAC
1965	16.4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
1965	November	Holtenau	
1965/66	3.12. bis 15.4.	Arosa	WALDHOTEL AROSA
1966	16.4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
1966	November	Holtenau	
1966/67	15.12. bis 15.4.	Pontresina	HOTEL SCHLOSS PONTRESINA
1967	16.4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
1967	November	Holtenau und Kopenhagen	
1967/68	15.12. bis 31.3.	Davos	HOTEL DERBY

1968	März/April	Kopperby	SCHLEI-MARINA
1968	11.5 bis 10.9.	St. Peter[30]	BAMBUS BAR
1968	9. Mai	**Hochzeit**	
1968	3.9. bis 14.11.	Wahlstedt	DALLDORFER HOF
1968	Nov. und Dez.	Holtenau	ZUR WAFFENSCHMIEDE
1969	5.1. bis 14.4.	Davos	HOTEL DERBY
1969	15.4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
1969	15.12. bis 15.4.	Davos	HOTEL DERBY
1969	16.4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
1969/70	15.12. bis 14.4.	Davos	HOTEL DERBY
1970	15.4. bis 31.10.	Bad Ragaz	GRAND HOTEL QUELLENHOF
1970	Nov.	Madeira und Coburg	
1970/71	Dez. bis 31.3.	Holtenau	WAFFENSCHMIEDE
1971	1.4.	**Übernahme der WAFFENSCHMIEDE**	

[30] St. Peter Ording in Schleswig-Holstein

HOTEL BAUER AU LAC[31] Glärnischstrasse 18 CH 8002 Zürich +41 44 220 50 20	GRAND HOTEL QUELLENHOF Bernhard-Simon-Strasse 20 CH 7310 Bad Ragaz +41 81 303 30 30
WALDHOTEL AROSA Prätschlistr. 38 CH 7050 Arosa +41 81 378 55 55	HOTEL DERBY Promenade 139 CH 7260 Davos +41 81 417 95 00
HOTEL SCHLOSS Via Maistra Pontresina (GR) +41 81 8393555 ???	PALAST HOTEL LUGANO Gibt es in „meiner“ Form leider nicht mehr

Erika hat im Axelmann Stein in Bad Reichenhall Hotelfachfrau gelernt und dann in Montreux, Geneve, Davos und Bad Ragaz gearbeitet

[31] Sie dürfen gerne in den Hotels anrufen und nach mir fragen. Aber seien Sie bitte nicht enttäuscht, wenn das heutige Personal sich nicht mehr so gut an mich erinnert… Es sind die Jahre, wissen Sie, viele Jahre!

Palast Hotel Lugano

In Lugano verließ ich nach diversen Stunden den Zug. Heute fährt man mit ICE und IC je nach Verbindung zwischen 10 und 15 Stunden. Damals auch 15 Stunden – hinter Dampflokomotiven. Nein, damals war nicht alles besser. Und das Reisen mit Zügen, die von Dampfloks gezogen werden, kann ziemlich schmutzig bis dreckig sein. Aber dieses Image, diese Töne der schnaubend-schnaufenden Lok („tschutschutschuuu), das langezogene raue Pfeifen der Loks (auch mit Dampf, noch nicht „elektro"), die faszinierende sichtbare Technik, diese unglaubliche Kraft… DAS war Reisen. Mit dem ICE von heute kommt man auch ans Ziel. Sicher und sauberer. Aber elektrisch, nicht zu vergleichen mit Dampf. Den St. Gotthard-Express als Fernreisezug gibt es heute in dieser Form nicht mehr. Heute ist es ein Sight-Seeing-Zug, der in ca. drei Stunden von Luzern oder Arth-Goldau nach Lugano fährt. Auch schön, aber nicht zu vergleichen mit meinen Reisen damals.

Viel später in unser gemeinsamen Holtenauer Zeit konnten wir uns viele Urlaube leisten, dann sind Erika und ich viel geflogen – auch schön, man kommt schnell und weit und in Gegenden, die man mit der Eisenbahn nicht erreichen kann. Aber die erste lange Eisenbahnfahrt habe ich genauso wenig vergessen, wie ich die Fahrten mit der „Köhlfleet" nie vergessen werde.

„Lugano, ich komme!", sang es in mir. Oder war es „Lugano, here I am!". Nein, wohl eher ersteres. Der Zug fuhr dann weiter in Richtung Mailand über Chiasso. Ohne mich. Na und, sollte er. Ich war angekommen. Ich hatte sozusagen meine Zukunft erreicht.

In Lugano musste ich mal auf die Toilette – sehr, sehr dringend. Betonung auf „sehr“. Aber auf der Bahnhofstoilette sah es ungewohnt aus: Nur ein „Stehplatz“ mit zwei Stellplätzen für die Füße und ein Loch im Boden. Mein Gott, was war das denn? Sollte das etwa ein Klo sein? Wie sollte das denn gehen? Etwa im Stehen? Oder im Hocken? Das kam dem Jungen aus Holtenau nun aber sehr spanisch vor – war aber eher italienisch. Ich hatte keine Idee, wie „das“ funktionieren sollte, wusste beim besten Willen mit dieser Art Toilette nichts anzufangen, fragen konnte ich ja auch niemanden. Was blieb mir übrig, als „alles“ anzuhalten… Mein Gott, ein Königreich für ein richtiges Klo!

Das nächste Problem war, dass man in Lugano und damit im PALAST-HOTEL Italienisch sprach. Für mich war diese Sprache damals noch ein total unbekanntes „Wesen“, denn ich sprach keinen Brocken Italienisch. Naja, vielleicht hätte ich „Un doppio espresso, per favore“ hinbekommen. Aber das wäre es denn auch gewesen.

Meine sehr persönliche Lösung bestand daraus – Sie ahnen es sicherlich schon –, dass ich im Zug eine deutsche Dame kennengelernt hatte, doch, sie war eine richtige Dame, und zwar eine reizende alte Dame. Sehr damenhaft. Sie war eine schicke Frau, eine Deutsche, die des Italienischen allerdings sehr gut mächtig war, und die sich meiner offenbar gerne annahm. Die älteren Frauen und ich… Nein, da war nichts, sie war wirklich nur sehr nett zu mir. Vielleicht hatte sie auch ein wenig Mitleid mit dem „großen Jungen mit dem Koffer“, der vorhatte, die Welt mit 10 Mark (oder so) zu erobern. Sie machte den kleinen Umweg mit mir, brachte mich ins Hotel und lieferte mich dort endlich ab. „Ecco il tuo nuovo impiegato“, hat sie vielleicht noch an der Rezeption gesagt und sich dann verabschiedet.

Gottseidank war es ein internationales Hotel, an der Rezeption sprach man (selbstverständlich) auch Deutsch. Meine Begrüßung muss sehr kurz ausgefallen sein – mein Problem mit der Toilettennotwendigkeit, sie verstehen? Ich wurde freundlich aufgenommen und auf mein Zimmerchen gebracht. Große Erleichterung, endlich konnte ich auf die Toilette – aber, oh Schreck, dieselbe „italienische Angelegenheit" wie am Bahnhof. Quasi im Laufschritt erkundete ich die Etage und fand schließlich im Hotelbereich ein richtiges, ein „deutsches Klo". Sie können sich meine – in jeder Hinsicht – Erleichterung nicht vorstellen, glauben Sie mir.

Okay, JETZT war ich bereit für Lugano und mein PALAST-HOTEL. Mein Zimmer hatte vier Betten, aber ich hatte es für mich allein – bis auf diverse 6- bis 8-beinige Mitbewohner. Nun ja, ein großartiges Hotel für die zahlenden Gäste, aber… Man kann sich an vieles gewöhnen!

Mein Verdienst, nein, ich muss schreiben, mein „Verdienst" bestand aus freiem Wohnen und Essen (Kost & Logis) mit den insektoiden und arachniden Mitbewohnern und 4 Punkten vom Tronc.

Tronc? Das muss ich erläutern. Der Begriff des „Tronc"(der Begriff entstammt dem Französischen und bedeutet „Opferstock") ist die Bezeichnung der gemeinsamen Trinkgeldkasse in Spielcasinos oder Hotels. Der Inhalt des Tronc wird unter den Angestellten nach einem von Funktion und Dienstalter abhängigen Punktesystem aufgeteilt. Da die Grundgehälter niedrig sind, sind die Angestellten weitgehend auf ihre Tronc-Anteile angewiesen.

Es wird zwischen dem Großen Tronc (für alle) und den Kleinen Troncs nur für die für Kellner unterschieden.

Die Tronc-Anteile werden monatlich ausgezahlt. Die Summen können das Grundgehalt z.B. eines Commis o.ä. um ein Mehrfaches übertreffen. Die Einkommen aus dem Großen Tronc müssen versteuert werden.

Zurück zu meinen Lebensumständen im PALAST-HOTEL. Das Personalessen bestand morgens und abends aus Brot, Margarine und Marmelade. Mittags gab es Ravioli, Gnocchi, Makkaroni, Polenta, Reis, Parmesan und Sauce im Wechsel. Na super. Für einen hungrigen jungen Mann, der das reichhaltige und abwechslungsreiche Essen an Bord erlebt hatte, war das… überraschend.

Nachdem ich das PALAST-HOTEL endgültig verlassen hatte, habe ich mindestens zehn Jahre lang keine Pasta mehr gegessen! Mindestens.

Anfangs arbeitete ich im Restaurant des PALAST-HOTELS. Mit den Gästen hatte ich sprachlich keine Probleme (zumindest erinnere ich keine) – ich war ja *ein´ plietschen Jung´*. Aber mit der Küche: Der Küchenchef war ein kleiner feuriger Italiener. Er war der unumschränkte Herrscher der Küche mit Herden mit offenem Feuer (die mit den Ringen, die man rausnehmen konnte. Sie erinnern sich?). Küchensprache war, trotz seiner italienischen Herkunft offiziell Französisch – wahrscheinlich aber eher eine Melange aus Französisch und Italienisch. Hörte sich gut an, war aber schwer zu verstehen und noch schwerer zu sprechen… Aber ich hatte ja unbedingt ins Ausland gemusst. Französisch? Da war doch mal etwas, meldete mein Gehirn aus irgendeiner hinteren Ecke. Und ich fand mein fast vergessenes Schulfranzösisch. Allerdings war das hinter vielen anderen wichtigen Ideen, neuen Erfahrungen oder besonderen Erinnerungen eines jungen Mannes gut bis sehr gut verborgen. Aber ich räumte in meinem Gehirnkasten in Lugano sehr schnell auf. Es sollte

circa zwei Wochen dauern, bis ich es wieder hervorgekramt hatte. Aber das war Schulfranzösisch. Klar, „Voulez vous coucher avec moi“, das hätte ich noch in jeder Sprache hinbekommen – manchmal auch ohne Worte. Aber „zwei Filets, eines durch und eines blutig, die Bratkartoffeln ohne Zwiebeln und statt der Bohnen Radicchio als Beilage“, war schon eine andere Nummer[32]…

Ich war schon immer schnell im Lernen gewesen, wenn es sein musste. Und Französisch musste hier sein…

Mein Vorgesetzter war sprachlich keine große Hilfe – denn auch er war Italiener. Deutsch sprach er nicht, warum auch, aber Englisch und Französisch. Irgendwie radebrechten wir miteinander, also ich mit ihm. Ich schrieb meine Bestellungen auf meine Handinnenfläche, und dann erläuterte ich sie ihm aus der Hand vorlesend in meinem holprigen Schulfranzösisch, soweit es ging. Und es funktionierte, wunderbar, meine Gäste bekamen das, was sie bestellt hatten. Sogar ein Filet, blutig, die Bratkartoffeln ohne Zwiebeln und statt der Bohnen Radicchio als Beilage. Ein kleines Deutsch-Schweizerisch-Italienisch-Französisches Wunder.

Nach einigen Wochen wurde ich zum Etagendienst eingeteilt. Prima, nein, nur fast prima. Denn das nächste Problem waren die handvermittelten Telefongespräche. Aber auch das habe ich mit „Trick 18“ hinbekommen. So wie ich eigentlich immer alles ganz gut hinbekommen habe, wenn ich es mir recht überlege.

Im Rahmen meines Etagendienstes musste ich auch die Hotelbesitzerin, Madame Brügger und ihren total

---

[32] „deux filets, l'un bien cuit et l'autre saignant, les pommes de terre sautées sans oignons et la radicchio à la place des haricots comme garniture“ – oder so ähnlich

bekloppten Sohn bedienen. Bekloppt? Total bekloppt? Ich sage nix weiter. In meiner Branche lernt man schnell diskret zu sein. Es gibt für einen „Hotelmenschen“ einfach Dinge, über die man nicht spricht. Nie. Mit niemandem. Der Sohn gehört dazu.

Zu meinem Schrecken sagten sich bald meine Eltern samt Tante zu Besuch an. Ich wäre lieber nach Hause gefahren, als sie hier begrüßen zu dürfen /müssen.

Aber dann wäre ich mit Vaters „In 14 Tagen ist er wieder da“ kollidiert, und er hätte (fast) recht bekommen. Nein, das kam nicht in Frage, keinesfalls, also Lugano. Es ging, das war zu erwarten, mit meinem Vater auch nicht lange gut, es kam wie so häufig zum Streit. Wir stritten viel und um „alles“. Als Konsequenz habe ich mich nicht mehr um sie gekümmert. Schade für meine Mutter und meine Tante, die mir nichts getan hatten, aber das mussten sie aushalten.

Meine erste Auszahlung aus dem Tronc waren 235 sfr. Nicht viel (auch damals nicht, als Geld – gefühlt – noch mehr wert war), wenn man bedenkt, dass ich einen Bausparkassenbrief und die Schweizer Krankenkasse zu bedienen hatte. Im Grunde blieb mir so gut wie nix zum Leben außerhalb des Hotels. Ich war schon wieder *pupe*. Auch nur einmal Ausgehen war bei dem Lohn einfach nicht drin. Also blieb ich fürs Erste im Hotel – dort hatte ich zumindest Kost & Logis. Aber nur das reine Überleben und die Gesellschaft von Insekten, Spinnen und sonstigem vielbeinigem Getier kann für einen unternehmenslustigen jungen Mann doch nicht alles sein, oder? Sie fragen, ob ich vielleicht gelesen hätte, um mir die Zeit zu vertreiben? Nein, wirklich nicht… Draußen pulste das aufregende Leben von Lugano, und ich sollte hier mit Büchern versauern?

Im Park von Lugano

Ich bin auch nicht versauert, nein, denn dann kam Rudi! Rudi war meine Rettung. Rudi war ein deutscher Patissier in die Küche. Er war zur See gefahren und hatte reichlich Geld in den Taschen. Er lud mich ab und zu einem Abend in der Stadt ein. Lugano, *here we are*: Rainer (Rainer mit „a“) und Rudi (Rudi mit langem „u“). Wir machten Ausflüge in Luganos schöne Umgebung. Nicht umsonst trifft man hier die Reichen und Schönen. Und wir mittendrin. Nicht auf der reichen Seite, eher auf der anderen. Aber wir waren dabei. Wir erkundeten San Salvador, Monte Bre, den ganzen Luganer See, die Badeanstalt vor dem Hotel Splendit, Melide, das Spielcasino in Campione (Eintritt kein Problem, wir waren pico bello in Schale). Wir fuhren nach Como am gleichnamigen See, auch zum Lago Maggiore. Nicht zu vergessen Ascona und Locarno. Rudi hatte das Geld, ich „konnte“ mit Menschen… Das passte, uns ging es gut.

Holtenauer Jung´ am Luganer See mit dem, was die dort ein Schiff nennen…

Wir waren gerade einmal wieder in Lugano unterwegs (für Insider: VIA NASSER bis zum PLAZA DI REFORMA) – alles wunderbar, wir nahmen einen Café in einem der Straßencafés mit „Außenpianist“, als es plötzlich einen großen Aufruhr gab. Alles sprang auf, drängte an den Straßenrand – Winken, Geschreie und Getue. Ohnmachten? Nein, ich glaube nicht. Aber Wahnsinn. Was war los? Die Beatles? Nö, es war „nur“ Curd Jürgens im offenen weißen Rolls Royce der gaaanz laaangsam fuhr, damit ihn auch alle sehen konnten! Deshalb die Panik. Udo Lindenbergs „Keine Panik“ war damals noch lange nicht erfunden. Er – Curd – hatte eine junge Frau dabei. Keine Ahnung, wer sie war. Ein Starlet, vielleicht? So etwas gab es damals. Heute würde das unter dem Stichwort „Mädel von der Besetzungscouch“ laufen und Curd wahrscheinlich den Kopf kosten.

„Die ist garantiert am ganzen Körper rasiert“, raunte Rudi mir wissend zu. Wow. Rudi war weiträumig interessiert, las die richtigen Blätter und wusste solche wichtigen Sachen einfach. Ich schaute ihn wohl sehr dumm an. „Naja, am ganzen Körper, überall… Der Curd“, erläuterte er Jürgens vertrauensvoll dutzend, wer so etwas wusste, durfte Jürgens wohl auch Curd nennen, „der geht nur mit rasierten Frauen, die haben kein einziges Härchen mehr am Körper… Total!“. Tatsächlich? Wenn es so war, war es damals sehr ungewöhnlich, damals trug man und frau naturnahe *full bush*. Die Körperrasur aus ästhetischen oder welchen Gründen auch immer wurde erst 50 Jahre später erfunden. Legen Sie mich bitte nicht auf die genaue Anzahl der Jahre fest. Egal.

Curd parkte den Rolls jedenfalls im absoluten Halteverbot (erinnere ich), nahm seine vielleicht „Rasierte“, sie nahmen einen Café, ich habe nicht gesehen, dass Curd zahlte (sie schon einmal gar nicht), aber vielleicht legte er ja auch weltmännisch einen Schein unter die Untertasse. Dann verschwanden Curd und „sie“ sehr laaangsam wieder samt Rolls. Das war Lugano in den 60ern! Und ich mittendrin dank Rudi.

So trafen sich die Lebenslinien von Rainer (Rainer mit „a“) aus Holtenau am Kanal mit denen von Curd Jürgens mit Dame (?) und Rolls Royce. Ich stand ganz am Beginn meiner Karriere, Curd war wohl schon am Klimax und das kleine (wahrscheinlich) rasierte Starlet hat keiner je wieder gesehen. Ich möchte der Richtigkeit halber betonten, dass ich das mit der Rasur wirklich nur erwähnt habe, weil Rudi (Rudi mit langen „u“) davon angefangen hat, und es sooo wichtig fand. Mir war das damals eigentlich egal. Ach so, Curd habe ich in persona nie wieder gesehen, obwohl ich ihm in den richtigen Hotels viele Gelegenheiten eingeräumt habe. Er

trieb sich offenbar mit seinen wechselnden weiblichen Begleitungen immer an den falschen Plätzen herum…

Der Sommer neigte sich inzwischen einem grandiosen Ende zu (das Wetter in Lugano ist immer grandios), als mich mein Oberkellner, der Maitre Bouvier, fragte, ob ich für den Winter schon geplant hätte, was allerdings schade wäre, weil er mich im Dezember im WALDHOTEL in Arosa als Commis de Rang brauchen könne. Welche Freude, welcher Stolz! Na klar. Hallo Arosa!

Nun hatte „Winter in Arosa" nur einen klitzekleinen Haken: Ich hatte in Lugano einen Jahresvertrag. Das war natürlich dumm. Eigentlich war es ja gut, aber wenn ich in Lugano arbeiten müsste, könnte ich ja nicht gleichzeitig in Arosa… Und Arosa lockte schon.

Ich weiß es noch, wie heute, dass es (wieder) ein wunderbarer Tag war, als ich Hotelbesitzerin Brügger und ihren – Sie erinnern sich: bekloppten – Sohn in Ihrem Heim mit Blick auf den Luganer See und Championе aufsuchen und bedienen musste.

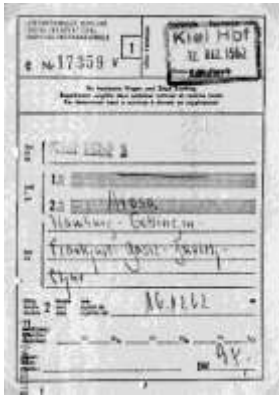
Ich muss hier kurz unterbrechen, um darauf hinzuweisen, dass Frau Brugger „altes Geld" bedeutete. Geld mit Stil. Nicht „am Stiel", nein „mit Stil". Wie das Geld ursprünglich einmal verdient worden war, spielte und spielt in der Gesellschaft von einer gewissen Menge und dann auch von einer gewissen Dauer des Besitzes an keine Rolle mehr. Da muss es nur noch da sein – da und alt. Man redet auch nicht drüber, man hat es.

Also, altes Haus in unglaublich gepflegtem Garten mit grandiosem Panorama, gute Laune bei allen (auch beim Bekloppten) – eine gute Möglichkeit, wann, wenn nicht jetzt: Ich nahm allen Mut und gute Erziehung zusammen und

traute mich schließlich zu fragen, ob ich vielleicht meinen Vertrag unterbrechen… Weil, gnädige Frau, ja, es wären ja auch weniger Gäste da, nicht wahr… Und ich hätte da nämlich eine große Chance… Und das wäre doch wunderbar… schließlich – Wunder über Wunder – stimmte sie zu. Heureka!

Mein Dienst in Lugano ging jetzt noch bis zum 30. November, mein Dienstbeginn in Arosa fiel auf den 16. Dezember 1962. Ich brauchte also für zwei Wochen eine Unterkunft. Hotel stand außer Frage. Allein die Idee an zwei Wochen im Hotel war bei den Preisen in Lugano und bei meinem Lohn utopisch. Früher nach Arosa? Dasselbe Problem. Ich konnte mir schlicht kein Hotel in der Schweiz leisten. Punktum. Blieb mir nur Holtenau. Nach Hause kam allerdings ebenfalls nie und nimmer in Frage. Das wäre zwar kostenlos gewesen, aber da wäre Vater, nein, das musste keinesfalls sein. Und Dörthe? Wäre vielleicht eine gute Option gewesen, aber die hatte inzwischen geheiratet. Dumm, das ging also auch nicht. Zum Schluss rief ich meine Tante Bertha in Kiel an, um sie zu fragen, ob ich für zwei Wochen bei ihr unterkommen könne, ohne dass meine Eltern etwas erfahren würden. Tante Bertha war einfach gut. Ich konnte kommen, und sie würde den Mund halten. Ich liebe sie. Also fuhr ich mit dem Gotthard-Express nach Hamburg und von dort nach Kiel zu Tante Bertha. Natürlich rief ich auch einmal in Wedel an, ich war ja ein kommunikativer junger Mann mit Erziehung. Dörthes Mutter erzählte mir, dass Helga, die hübsche Kosmetiker-Freundin von Dörthe, eine Stelle in einem großen Salon in Zürich angenommen hätte. Zufälle hält das Leben bereit, unglaublich. Für die, die „Per Anhalter

durch die Galaxis“[33] von Douglas Adams gelesen haben, kann ich hier einfügen, dass ich für diesen Zufall einen Unwahrscheinlichkeitskoeffizienten irgendwo in der Gegend von 10^{200} bis 10^{450} oder so veranschlage. Am 16. Dezember bestiegen wir gemeinsam den Express in Richtung Gotthard.



16.12.1962. Meine Fahrkarte hat 98 DM gekostet, das war damals für mich NICHT wenig.

Helga stieg in Zürich aus und blieb dort, ich stieg um in den Zug nach Chur und dort in die Rhätische Bahn.

In Arosa bin ich mitten im Winter angekommen. Arosa im Winter, das ist für einen Jungen aus Holtenau so ein Ding aus einer anderen Welt… Ich war Schiffe gewohnt, den Kanal, vielleicht noch die Kieler Straßenbahn oder die Busse, die vom Auberg nach Holtenau verkehrten, auch ein bisschen (mehr) Wind, ein bisschen (mehr) Regen, höchstens einmal Schneematsch – bis auf das Jahr mit dem zugefrorenen Kanal, aber das war lange her und vergessen. Ich war damals ja auch erst vier gewesen.

---

[33] Douglas Adams „Per Anhalter durch die Galaxis“. Ein Muss-Buch für Menschen mit großer Fantasie

Arosa

Waldhotel Arosa – mein Zimmer liegt auf der Rückseite des Gebäudes im obersten Stockwerk, sehr praktisch…

Dass der Winter 1962/63 Kiel und die ganze Ostsee in einen eisigen Griff nahm – so eisig, dass Ostsee und Kiel-Kanal zugefroren waren, der Schiffsverkehr fast vollständig zum Erliegen kam und man an der Ostsee deshalb später von einem Jahrhundertwinter sprechen würde, hatte ich in meinen ganz normal winterlich-verschneiten Arosa gar nicht mitbekommen.

Arosa haute mich um. Hier gab es SCHNEE, und zwar nicht nur *´n büschen*, nein meterweise, kubikmeterweise, wenn nicht kubikkilometerweise. Der lag da einfach so rum und niemanden scherte es. Für mich geradezu ein Wunder. Allerdings eines, das mich total unvorbereitet erwischte. Natürlich war ich in Kiel mit Halbschuhen, Anzug und Krawatte losgefahren. Hier war dieser Aufzug völlig deplatziert,

geradezu albern. Außerdem war niemand vom Hotel auf die Idee gekommen, mich am Bahnhof in meinen falschen Klamotten abzuholen. Guter Beginn, oder? Wie sollte ich jetzt ins Hotel kommen? Taxen sind damals in der Schweiz SEHR teuer gewesen und erst recht in Arosa. Schließlich fand ich einen hilfreichen kleinen Jungen mit Schlitten, der so nett war, mich und mein Gepäck, das aus zwei Koffern bestand, zum Waldhotel zu bringen. Als ich dort ankam, war gerade die Personalweihnachtsfeier im Schwange. Ich wurde nur schnell auf mein Zimmer verfrachtet, dann gings ab zur Feier.

Jetzt war ich doch richtig gekleidet. Es gab ½ Hähnchen und Eis mit heißen Kirschen. Naja, wir waren ja nur das Personal.

Das Personal feiert Sylvester

Silvesterfeier mit englischer Dame

Am nächsten Tag begrüßten mich mein Maitre Bouvier aus Lugano und meine neuen Vorgesetzten. Die Arbeit war okay, die Verhältnisse in der Crew sehr gut bis freundschaftlich.

Kellnerbrigade mit Monsieur Bouvier

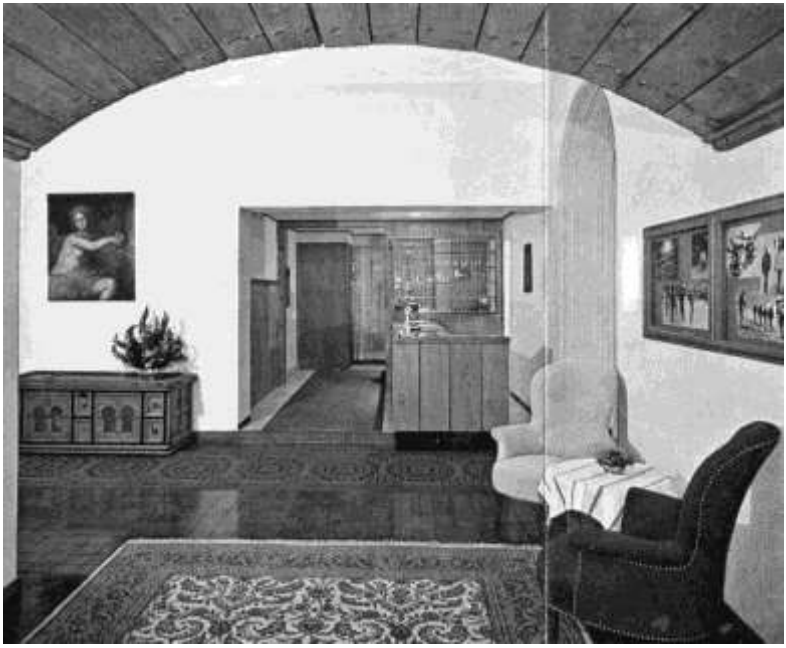
Vielleicht ist es der richtige Moment, einmal einige Worte über die damaligen Arbeitszeiten verlieren:

Arbeit im Restaurant	06.30 Uhr bis 10.00 Uhr	[3,5 Stunden]
Zimmerstunde	10.00 bis 11.00 Uhr	
Personalessen	11.00 bis 11.30 Uhr	
Arbeit im Restaurant	11.30 bis 14.30	[3 Stunden]
Freizeit	14.30 bis 18.00 Uhr	
Personalessen	18.00 bis 18.30	
Arbeit im Speisesaal	18.30 bis 22.00 Uhr	[3,5 Stunden]

Eigentlich war alles gut! Eigentlich, wenn da nicht das leidige Thema „Geld“ gewesen wäre. Da ich ohne Geld angekommen war, musste ich irgendwie „ohne Geld“ bis zur

ersten Lohnzahlung am 10. Februar über die Runden kommen. Das war schwierig bis unmöglich. Mein neuer direkter Vorgesetzter, Herr Feldmeier, riet mir, Vorschuss zu holen. Mutter schickte auf meinen Hilferuf Anorak, Winter- und Skistiefel. Das war immerhin etwas. Jetzt konnte ich mal „raus“, aber das war auch alles.

Ich erhielt Vorschuss. Ich weiß nicht, ob sie das Problem je gehabt haben – immer auf Vorschuss zu leben, ist keine angenehme Sache, wirklich nicht. Irgendwann und irgendwie habe ich mich schließlich daran gewöhnt. Gut gefunden habe ich es nie.



Dicht über dem Zentrum von Arosa steht das WALDHOTEL in den Tannen seines Parkes. Die Nähe der berühmten Spazierwege, der Luftseilbahn zum Weissborn, der Skilifte mit ihren Abfahrtsmöglichkeiten zum Hotel, begründen die Vorzugslage dieses Hauses. / Durch seine freundliche Gastlichkeit und die gute Bedienung wird das WALDHOTEL allen Ihren Ansprüchen gerecht. Die vorzügliche und abwechslungsreiche Verpflegung sowie eine Auswahl erlesener Weine werden Ihren Aufenthalt bei uns zu einem unvergesslichen Erlebnis werden lassen.

Sommer Juni bis September Winter 1. Dezember bis nach Ostern

Später hat mir mal ein Kollege erläutert, dass ein junger Kellner, ein Commis de Rang, der die Wintersaison in einem Schweizer Hotel gearbeitet hat, und die Sommersaison mit Geld in der Tasche erreicht, den Winter über nicht richtig „gelebt“ habe. Der müsse sehr viel, bis „alles“ verpasst haben. Ich konnte ihm in der Rückschau nur recht geben. Da war wirklich etwas dran.

Bilder aus dem Werbeprospekt des WALDHOTEL in Arosa 1963.

Natürlich hätte man uns mehr bezahlen können oder müssen. Aber das hier war die Schweiz. Die Schweizer mögen das Geld vielleicht nicht erfunden haben – aber ganz sicher die Sparsamkeit. Man könnte fast auf die Idee kommen, dass diese Schweizer Hoteliers die ganzen schönen Luxushotels mit den Super-Images nur erfunden und in ihre atemberaubende Berglandschaften gebaut haben, damit junge Kellner wie ich sich hier ausbeuten lassen mussten, um eben diese „Adressen" ein Leben lang in ihren Vitae vorweisen zu können, wenn sie später andere gute und besser bezahlte Stellungen in Paris (St. George), London (The Ritz) oder New York (Waldorf Astoria) haben wollten – oder ein eigenes kleines Hotel am Kiel-Canal besitzen und betreiben wollten.

Ich hatte es schon kurz erwähnt, das Arbeitsklima im WALDHOTEL war prima. Gegen 22.00 Uhr hatten wir Feierabend. Keine Zeit, zu der man junge Leute ins Bett schickt. Also sind wir zu Fuß und mit Schlitten in das BURISTÜBLI, den KURSAAL und die KURSAALBAR. Dort spielten das Jochen-Brauer-Sextett und/oder das Ambros Seelos-Orchester (Ambros Seelos ist der mit der Nick Knatterton-Mütze) live. Ältere Leser kennen die Bands wahrscheinlich noch aus dem Fernsehen aus Zeiten, als es nur ein oder maximal zwei Programme gab oder von Tournee-Auftritten mit Freddy Quinn, Chubby Checker und Lou van Burg – in jedem Fall müssen Sie dann schon ein gewisses Alter erreicht haben. Aber live waren die beiden Show-Bands einfach eine Schau, nicht zu vergleichen mit den TV-Auftritten.

Wir jungen Burschen waren an diesen Abenden immer gut bis sehr schick angezogen – Jackett und Schlips war das mindeste, sonst wären wir gar nicht in die Ballsäle gekommen. Wir waren jung, wir waren ungebunden, und einige Kollegen – ich nicht – waren sehr gute Tänzer, die meisten von uns parlierten inzwischen in mehreren Sprachen. Mein Gott, das Leben bot uns alles, was wir uns wünschten.

Und wir hatten das, was einige der anderen – vor allem die Gästinnen – sich wünschten: Jugend, Unbekümmertheit und last but not least Ungebundenheit. Spätestens um 05.00 Uhr war Schluss und wir sind mit den Schlitten wieder ins Hotel. Eine Stunde Schlaf musste reichen. Reichte auch. Was hatten wir Spaß!

Union Helvetia-Ball im Kursaal Arosa im März 1964

Arosa war damals das Ziel erstaunlich vieler „Alleinreisendinnen“. Die eine Hälfte der Gäste kam zum Skifahren und Apres Ski und die andere Hälfte nur zum Apres Ski, letztere ganz ohne „Ski“. Aber sie waren in Arosa! Mein Chef hat mich über das Arosaer Publikum aufgeklärt. Von den allein reisenden Damen suchten viele einen Gigolo für den ganzen Urlaub oder nur für den Abend – zum Tanzen und so weiter. Hhm. Viele von uns hat das „und so weiter“ sehr gereizt. Sie kennen den alten Spruch, dass Gelegenheit Diebe macht? Ist nicht nur bei Elstern so, ist ganz allgemein so! Ich, der Junge von der Sonnenseite des Kiel-Canals, erlebte nie Dagewesenes, Schönes, Aufregendes und Spannendes. Wow. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass viele andere Kieler Jungs (Sie erinnern sich: „Klaun, klaun, Äppel wüllt wi klaun…“) Vergleichbares erlebt haben. Wie ich ja schon erwähnt hatte, verfügte ich allerdings nie oder sehr selten über Geld. Also

konnte ich meine Damen auch nie auf ein Gläschen einladen. Das war auch nie ein Problem, die Damen haben gerne und klaglos alles gezahlt. Und ganz ehrlich, sie konnten es sich verdammt leisten. Ich weiß nicht, ob sie irgendwelche Probleme hatten, nein, sie hatten ganz sicher welche – aber Geld gehörte garantiert nicht dazu. Dafür Einsamkeit oder das Gefühl von Verlassen sein oder Nichtbeachtung. Aber da konnten wir relativ gut helfen. Und wir waren nicht allein. Die Gigolos von Arosa wurden einfach „Gigi" gerufen und waren häufig braungebrannte muskulöse junge Skilehrer. Arosa war dafür damals sehr berühmt.

Wenn ich nach solchen Nächten sehr früh morgens ins Hotel kam, stand da Jean-Pierre, der Nachtconcierge. Ich wurde ins Nachtbuch eingetragen, brachte meinen Mantel aufs Zimmer und ging dann stracks zur Arbeit. Anstrengend, ja, aber schön. Mein Gott, wir haben gelebt!

Endlich kam der lang erwartete Zahltag. Mir standen 450 sfr zu. Ich war endlich reich! Nein, doch nicht, denn ich hatte auch 450 sfr Vorschuss bezogen. Also war ich gleich wieder *pupe*, also gleich wieder Vorschuss. Eine never ending story.

Mein Chef brachte mir das Skifahren bei. Wir befinden uns immer noch im Winter 1962/63. Da ging Skifahren noch anders als heute, und die Ausrüstung war auch eine andere. Ich erwähne nur die Keilhosen, ohne die gar nichts ging. Die Skistiefel waren im Vergleich mit denen von heute geradezu ein Witz, noch aus echtem Leder, lächerlich klein, mit Schnürbändern gebunden, reichten sie gerade bis an den Knöchel. Funktionskleidung? Das Wort war ja noch nicht einmal erfunden! Fiel man in den Schnee und stand nicht SOFORT wieder auf, wurde man nass und fror den Rest des Tages gotteserbärmlich… Insgesamt war Skifahren damals sehr viel schwieriger als heute. Könner konnten natürlich

supergut „wedeln“, ich kam nur runter – gerne in der Direttissima… Aber es gab Apres Ski… und die Gigis.

Die Stars der Ski-Szene hießen damals Karl Schranz und Jean-Claude Killy. Toni Sailer war schon fast ein alter Mann, er fuhr jedenfalls keine Rennen mehr, und von Franz Klammer wusste damals höchstens sein Jugendtrainer, dass er mal „einer“ werden könne.

Eines Tages überholten mich Gunter Sachs und seine Freundin Soraya (ja, genau DIE) auf der Piste – jedenfalls behaupteten es hinterher Leute, von denen ich annehmen durfte, dass sie es wissen würden. Ehrlich gesagt, ich habe nicht viel davon mitbekommen, weil ich zu sehr mit Berg, Schnee und Skiern beschäftigt war. Trotzdem, ich – der Junge von der Sonnenseite des Kanals in Holtenau – war mittendrin! Und mein Kollege Vico Torriani[34] (er hatte ja auch ursprünglich das Kellnern gelernt) sang 1963 den Schweiz-weiten Hit „Alles fährt Ski“, in Deutschland moderierte er in dieser Zeit übrigens den „Goldenen Schuss“ im ZDF. So ein Sonnyboy.

Meine Einführung ins Skifahren durch meinen Chef bestand darin, dass er den Lift bestimmte, oben angekommen mit einem Skistock vage in eine Richtung wies und sagte, „da geht’s hinab“, und weg war er. Er war nicht gerade der Schranz oder der Killy, aber er hatte es drauf. Apropos Berge. Die waren neu für den Jungen aus Holtenau. Der steilste Hang, den ich kannte, war die maximal 30 Meter hohe, allerdings sehr steile Kanalböschung. Hier in Arosa aber waren rund herum um mich eindrucksvolle Bergriesen von bis zu 2.800 und ein paar Metern. Ich habe mich daran gewöhnt.

---

[34] Vico ist übrigens nicht der Bruder von Catharina Valente, das ist Silvio Francesco

Also stand ich da oben allein am Hang des Weisshorn (2.600 m) und konnte zusehen, wie ich hinunterkommen sollte. Naja, irgendwie gelang es mir. Ich betone „irgendwie". Herr Feldmeier fuhr vorneweg, ich folgte… Ob es andere als Skilaufen bezeichneten war mir egal, ich kam jedenfalls heil ´runter. Und ich war lernfähig. Könnern auf den Brettern sowie talentierten Skihasen habe ich schließlich einiges abgeschaut.

Mein Chef hatte mir gesagt, ich solle eine Mütze mitbringen. Das tat ich, deshalb war er ja Chef. Auf der Piste war ich mit meiner Elbsegler-Mütze, die mir immer wieder vom Kopf rutschte, eine Lachnummer. Ich konnte den anderen ja nicht einmal erzählen, dass ich die Mütze eines Kapitäns trüge, denn ich hatte es ja nur bis zum Moses gebracht…

Ich kam also – mit Mütze – tatsächlich bis nach unten, fuhr wieder hinauf und wieder hinab. Nach dem dritten Tag am Berg konnte ich ganz passabel Ski laufen. Naja, für meine Verhältnisse.

Meine Arbeit litt unter den außerberuflichen Aktivitäten offenbar nicht, jedenfalls bin ich nie entsprechend angesprochen worden. Ganz im Gegenteil: Eine sechswöchige Liaison mit einer Mittdreißigerin aus Paris – nennen wir sie wegen der Diskretion Madame D. – und ihrer Freundin wurde schulterzuckend hingenommen, oder es wurde einfach weggeschaut, weil die Hotelleitung ganz genau wusste, warum einige Gäste die teuren Suiten buchten, den ganzen teuren Champagner bezahlten und so viel Geld an der Bar ließen. Beim Business hörte damals für die Schweizer Hoteliers der Spaß auf. Es ging so weit, dass ich meine Zweitgarderobe in ihrem Zimmer hängen hatte. Morgens um 10.00 Uhr haben wir gemeinsam gefrühstückt, abends sind wir ausgegangen, und danach bekam ich noch

Französisch-Unterricht von meiner Madame D. Mein Französisch wurde sensationell, weil meine Motivation zu lernen sensationell war. Auch ihr schien der Unterricht Spaß zu machen. Ich hatte jedenfalls den Eindruck. Nach sechs Wochen musste sie allerdings traurig ohne mich abreisen, denn ich hatte schon einen Anschlussvertrag in Bad Ragaz. *Such is life* als gutaussehender junger Kellner im Winter in Arosa.

Beim nächsten (letzten) Zahltag in Arosa dann die Überraschung: Vorschuss und Lohn glichen sich wieder aus. Keine Schulden aber auch kein Geld. Und ich musste doch nach Bad Ragaz. Wie jetzt dahin kommen?

Das Glück war mir hold. Ich sah, dass ein Gast seinen Koffer in seinen zweisitzigen roten Mercedes 190 SL packte. Damals eines der *Nonplusultra*-Autos. In jedem Autoquartett der Zeit eine der Topp-Karten. Auf meine Frage, ob er mich wohl bitte mitnehmen würde, reichte er mir wortlos eine weiße Kappe und weiße Handschuhe, dann erst durfte ich auf der Beifahrerseite einsteigen. Er öffnete das Verdeck, denn es war ein warmer sonniger Tag, und es ging los. Nach einer traumhaften Stunde, (gefühlt) mindestens 365 Kurven und 1.300 Meter Höhenunterschied fuhren wir vor dem GRAND HOTEL QUELLENHOF in Bad Ragaz vor – ich fühlte mich wie Graf Rotz von der Sandschutte.

Übrigens bin ich später – nach 1975 – noch einige Jahre für jeweils eine Woche allein zum Skilaufen nach Arosa gefahren. Es war schön, aber nie mehr so schön wie damals, als ich noch sooo jung war. Ob´s an mir lag? Andererseits verschlechterten sich nach meinem Gefühl die Schneeverhältnisse – sagt der Holtenauer Spezialist…

Bad Ragaz

Grand Hotel Quellenhof 1963

Der in der Nähe befindliche Hoteldirektor riss dienstbeflissen meine Autotür auf und dienerte tief – dann erst konnte ich leicht verlegen sagen „Rainer Rieken“ (das mit dem langen „a“ und das Lächeln habe ich mir lieber gespart) und „ich soll hier als Commis“ arbeiten. Rumms. Stimmungswechsel. Aber der Hoteldirektor hat die ganze Sache mit Humor genommen. Gott sei Dank.

Mein Arbeitsvertrag sah einen Monatslohn von (immerhin!) 30 sfr bei freier Kost und Logis sowie 4 Punkte vom Großen und Kleinen Tronc vor. Natürlich war ich schon wieder bankrott – also als erstes wieder Vorschuss! Unser Oberkellner Looser schien die Bank für die „halbe Brigade“ von 25 Mann zu sein, vielleicht auch die ganze?

Kellnerbrigade mit Herrn Looser (links), Herr Krauß (2. Von links) und Weinchef Pillinger (ganz rechts)

Looser war und blieb die ganze Zeit, die wir miteinander zu tun hatten, ein netter Kerl. Es hatte schon damit begonnen, dass er unsere gemeinsame Geburtstagsfeier – wir hatten beide am 19. Januar Geburtstag – aus seiner Tasche bezahlte und ich nichts.

Der erste Arbeitstag wurde durch Organisatorisches bestimmt. Ich weiß es noch genau: Feldmeier Station 1, ich sein Commis, bis hin zu Maidenbauer, Station 6, Commis Ulrich, Bremer Etagenchef, Commis Schlicht, Weinchef Pillinger, 2 Commis bis hin zu unseren beiden Oberkellnern Looser und Krauß.

Sie fragen sich, woher ich das alles noch weiß? Man lernt in diesem Beruf, sich Gesichter und Namen einzuprägen. Das gehört dazu. Wenn man das nicht kann, ist man in diesem Beruf ggf. nicht richtig.

Die Station 1 (Feldmeier und Rieken) bot nur Fenstertische, entsprechend beliebt war sie bei den Gästen, vor allem

bei den zahlungskräftigen und spendablen Gästen. Aber nicht vergessen, die Trinkgelder gingen in den Kleinen Tronc!

Frühstück gab es nur an der Fenstertischen unser Station 1, alle andere Frühstücke wurden auf den Zimmern serviert. Der Etagenchef schrieb die Bons (Bestellungen), Oberkellner Looser stellte die Tabletts zusammen, und Commis und Chef de Rang trugen die Tabletts auf die Zimmer und räumten später auch wieder ab. Feldmeier und ich hatten derweilen Dienst im Restaurant.

Die Arbeitszeiten gingen in täglichen Wechsel von 06.30 bis 14.30 oder 16.00 Uhr, abends von 18.00 bis 21.30 oder 23.00 Uhr, ebenfalls im Wechsel. Wenn jemand verschlafen hatte (das kam vor), musste er von 14.00 bis 18.00 „Strafdienst“ in der Halle machen. Ich habe nie zu den „Sträflingen“ gehört. Ich habe schon als Kind gelernt, einen inneren Wecker zu stellen, weil meine Mutter sich weigerte, ihre Kinder für den rechtzeitigen Schulgang zu wecken.

Kegelabend der Commis 1963

Auch wenn ich berufsbedingt nur eine oder zwei Stunden Schlaf hatte, wachte ich 3 Minuten vor der Zeit auf. Immer. Ist praktisch

Ich hatte den Oberkellner Looser schon erwähnt – er war nett, aber vor allem war er ein verdammt guter Oberkellner, und ich habe sehr viel von ihm gelernt. Einer seiner Tricks bestand darin, dass er ein handgeschriebenes Karteikartensystem zu jedem Gast – na gut, zu jedem wichtigen Gast – führte. Auf diesen unbezahlbaren Kärtchen verzeichnete er über Jahre Besonderheiten, Vorlieben oder Eigenarten der Damen und Herren. Das war insofern wichtig, als wir viele Gäste hatten, die sich durch Besonderheiten bis hin zu Marotten auszeichneten, und die aufgrund der Höhe ihrer Hotelrechnung erwarten durften, dass ihre Wünsche a) erahnt und b) erfüllt wurden. Loosers Kartensystem erlaubte uns, auf viele Wünsche vorbereitet zu sein: „Gast immer in Eile“, „Salat am Tisch anmachen“, „nur frisch gekochtes Kompott“ (nie aber auch nie aus dem Kühlschrank), „Beefsteak Tatar nach Rezept von Rainer Rieken“, „Nudeln Westfälisch“, „nur ganz bestimmte Nudeln“, „Grissini einer Marke, aber keiner anderen“, „nur rote Himbeeren“ oder „das Menü vorlesen“. Manchmal wussten wir auf Looser Notizen hin schon im Voraus, was der Gast bestellen würde, dann wurde der Bon schon im Voraus ausgestellt.

Noch einmal zu dem Gast mit dem „Frisches-Kompott-Tick“: Eines Tages hatte die Küche mich reingelegt, indem der Koch mir ein Kompott aus dem Kühlschrank zum Servieren hingestellt hatte – einfach nur aus Faulheit! Der Gast bemerkt den Fauxpas und nahm dieses Kompott natürlich zu Recht nicht an, ich musste es in die Küche zurückbringen und ein frisches verlangen. Der wegen was auch immer wütende Koch kippte mir die ganze Chose über den Kopf. Dem

Gast wurde natürlich unter Tausend Entschuldigungen ein frisch angerichtetes Kompott von einem Kollegen serviert, denn ich musste mich duschen und umziehen.

Zu einigen Gästen könnte ich ausgesprochen besondere Geschichten hinsichtlich Auftreten, Verhalten oder Sonderwünschen erzählen, von denen man manche im „realen Leben“ ohne Weiteres als Marotten oder Tics bezeichnen würde – manche dieser Gäste waren auch einfach nur nett zu uns Hotelangestellten, oder sie fielen im Kreise dieser „besonderen“ Gäste einfach nur durch Normalität auf. Mit diesen Sonderwünschen, die selbstverständlich und sofort erledigt wurden, konnte die Arbeit manchmal in Stress ausarten – aber ich habe meinen Beruf geliebt und Stress gehört dazu.

Mein Chef war der schnellste der ganzen Brigade. Von ihm habe ich gelernt, dass Organisation „die halbe Arbeit“ ist, und dass die Arbeit mit guter Organisation in der halben Zeit erledigt werden kann. Wir sprechen vom Jahr 1963. Das HOTEL QUELLENHOF hatte erst 1956 wieder eröffnet. Auch in der reichen Schweiz gab es Dinge, die noch nicht im Überfluss vorhanden waren – auch die musste ich „organisieren“ lernen. Habe ich auch.

Unsere reichen Gäste (andere hatten wir nicht) kamen zur Erholung, manche zur medizinischen Behandlung und andere zum Golfspielen.

Schlaf war rar, daher nutzte ich die Zimmerstunde von 08.00 bis 09.00 für ein Nickerchen, mein Chef holte zwischen 10.00 bis 11.00 Uhr eine Stunde Schlaf nach. Hier im GRAND HOTEL QUELLENHOF wurde es mir zur täglichen Gewohnheit, nachmittags mindestens eine Stunde zu schlafen, wie Vater es mir geraten hatte.

Das Arbeitsklima war prima: Die Commis bildeten eine verschworene Einheit und die Oberkellner bildeten prima Bindeglieder zur Direktion.

Die Löhne wurden von Frau Jans ausgezahlt, die Troncs vom Chef der Rezeption. Mein Festlohn betrug 30 Sfr, die erste Auszahlung aus dem Großen Tronc betrug nach Abzug aller Vorschüsse sagenhafte 2.800 sfr! Trotzdem: Die Schweiz war damals schon teuer und mindestens wir Commis waren IMMER knapp bei Kasse. Also stand bald der nächste Vorschuss an. Ich fand dieses „Leben auf Vorschuss" irgendwie sch…, nein, natürlich „unbefriedigend" und schaffte es irgendwann, meine Einstellung zu Geld zu ändern.

Die Sommersaison – sie ging immer vom 15. April bis Ende Oktober – neigte sich dem Ende entgegen, und es wurde für mich Zeit, mir eine Stelle für den Winter zu suchen. Ich rief also den Herrn Huber vom WALDHOTEL in Arosa an, um mich als Demi Chef de Rang zu bewerben. Das sollte meine erste Stufe auf der Karriereleiter sein.

Diese Karriereleiter sieht in etwa so aus: Man beginnt im vierten „Lehrjahr", also nach der abgeschlossenen 3jährigen Lehre als

- Commis de Rang
- Demi Chef de Rang/Demi Chef de Etage
- Chef de Rang/Chef de Etage/Chef de Vin
- 3. Oberkellner
- 2. Oberkellner
- 1. Oberkellner

Da die Skiwochen schon Anfang Dezember begannen, wurde mein Arbeitsbeginn auf den 3.12.1963 festgelegt.

Aber erst einmal mussten an den letzten beiden Tagen in Bad Ragaz das Restaurant geputzt, alle Silberteile gereinigt und poliert werden. Junge, da habe ich das richtige Silberputzen gelernt… Ganz zum Schluss wurde die Qualität unser Arbeit von Herrn Looser mit einer Wolldecke überprüft, an der er das Silber abrieb.

Die nächsten Tage wollte ich in Holtenau verbringen – die zwei langen Zugreisen schreckten mich nicht – außerdem waren sie billiger als ein Hotel in der Schweiz. In Zürich traf ich mich kurz mit Helga, der Kosmetikerin, bevor ich in den Zug nach Kiel stieg.

Holtenau hatte mich für vier Wochen wieder – es war ein schönes Gefühl. Mutter freute sich über meine kurze Heimkehr und meinen ersten Karriere-Erfolg. Mein Vater? Keine Ahnung, er blieb indifferent. Um Tante Bertha kümmerte ich mich besonders, klar, sie war ja so nett zu mir gewesen.

Mein Halbbruder hatte bei Bruhn & Jacobs (Siechenbräu und Mensa in Kiel) Koch gelernt und war dann unter anderem auf der „New York“ und der „Arkadia“ zur See gefahren, bevor er sich schließlich entschied, zur Marine zu gehen. 1969 erwies er sich als seedienstuntauglich und wurde Küchenleiter im Kreiskrankenhaus Neustadt, nur zur Information, falls Sie damals dort einmal stationär eingeliefert waren.

Am 2. Dezember bestieg ich wieder den Zug und erreichte Arosa am Nachmittag des 3. Dezember. Hier fand ich einen neuen Oberkellner vor – ein Herr Strebel aus Neuchâtel. Er war vorher 24 Jahre lang Butler bei Winston Churchill gewesen, was mich beeindruckte und faszinierte. Ich habe in der

Folgezeit immer wieder vergeblich versucht, Geschichten oder Fakten über Churchill aus ihm heraus zu kitzeln. Wenn ein Mann die Diskretion erfunden hatte, dann er. Bezüglich seines ehemaligen Chefs erwies er sich als stumm wie eine Muschel… Ansonsten war er ein Bilderbuch-Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle – das reichte von den Schuhen über seine Kleidung (inkl. goldene Uhrkette) bis zur Rasur und Frisur. Der Mann war unglaublich! Ich nahm ihn mir in manchen Dingen zum Vorbild, in anderen habe ich es gar nicht erst versucht, da blieb er einfach unerreichbar. Man muss wissen, habe ich mir gesagt, wo meine Grenzen sind.

Am ersten Arbeitstag wurden wir eingewiesen, es war eigentlich alles, wie vorher, nur war ich nicht mehr Commis, sondern ich hatte meinen eigenen Commis. Als Station erhielt ich die neben Feldmeier.

Die Skiwochen wurden mit vielen Prominenten eröffnet. Unter anderem erinnere ich den Boxer Bubi Scholz, den Filmmanager Baranski, die Tänzerinnen Kessler-Zwillinge, Ferdy Kübler, den Pfenninger oder den bekannten Ski-Schul-Besitzer Roger Straub.

Prospektausriß der Skischule von Roger Straub

Für die jüngeren Leser: Bubi Scholz wurde im Oktober 1958 Box-Europameister im Mittelgewicht. 1961 wechselte Scholz ins Halbschwergewicht. Er verlor im Juni 1962 den Kampf gegen Harold Johnson um die Weltmeisterschaft, konnte jedoch am 4. April 1964 durch einen (umstrittenen) Disqualifikationssieg gegen Titelverteidiger Giulio Rinaldi die Europameisterschaft verteidigen. Danach beendete Scholz seine Boxerkarriere. Scholz bestritt zwischen 1948 und 1964 insgesamt 96 Kämpfe, von denen er 88 gewann.

Alice und Ellen Kessler sind ein Zwillingspaar des deutschen Showgeschäfts. Sie wurden als die Kessler-Zwillinge bekannt und traten als Sängerinnen, Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Entertainerinnen auf. Lange Zeit wurden sie zu den schönsten Frauen der Welt gezählt.

Ferdy Kübler war Schweizer Radrennfahrer und der erste Schweizer Tour-de-France-Sieger. Küblers größter Erfolg war der Gesamtsieg bei der Tour de France 1950, 1951 wurde er Straßen Weltmeister. Doping-Vorwürfe konnten nie eindeutig in die eine oder andere Richtung geklärt werden.

Roger Staub war ein Schweizer alpiner Skirennläufer und Olympiasieger. Staub gewann den Riesenslalom bei den Olympischen Winterspielen 1960 in Squaw Valley und gewann auch mehrere Medaillen bei den Weltmeisterschaften 1958. Staub hatte auch eine Skischule in Arosa.

Das waren sicherlich nicht alle, aber das waren die, an die ich mich tatsächlich erinnere. Ein Event blieb mir bis heute unvergesslich in Erinnerung: Ein Lunch wurde von Köchen und Kellnern unter dem blauesten Himmel, der vorstellbar ist, zubereitet und dann unter freiem Himmel in der verschneiten Bergwelt in der Nähe des BURISTÜBLI im Schnee eingenommen. Und, ich, der Junge aus Holtenau mittendrin! Leben, was willst Du mehr?

Weihnachten und Sylvester waren für uns vom Service ganz, ganz heiße Tage mit unglaublich viel Arbeit und (natürlich) Skiverbot, damit wir auch wirklich arbeiteten und nicht mit gebrochenen Knochen pausierten. Aber dafür waren wir ja auch da! Kellner sind zwar mittendrin, wenn wo etwas los ist, aber wir gehören nicht dazu. Wir fallen den Schönen und Reichen nur auf, wenn wir NICHT da sind. Ja, sage ich, Vorsicht bei der Berufswahl! Wer das nicht ab kann, muss eben schön und reich werden wie Aristoteles Onassis, aber der spielt erst später im Buch eine Rolle. Ich fand´s damals in den Sechzigern ganz okay so. Ich kannte das schließlich von klein auf in der WAFFENSCHMIEDE und hatte mir meinen Beruf ganz bewusst ausgesucht.

Herr Strebel, ich (links) und zwei Kollegen

Mein Verhältnis zum Herrn Strebel wurde immer besser und vertrauensvoller. Ab und zu ging er abends in die POLTERA-BAR. Einige Male bat er mich, ihn dort spät in der Nacht oder früh am Morgen abzuholen. Nicht nur weil ich immer noch Sachen über Churchill von ihm wissen wollte, habe ich das jeweils gemacht, nein, er war einfach ein netter Kerl und ein Gentleman von Weltklasse. Aber er hat auch unter Alkohol geschwiegen wie eine Auster. Diskretion, dein Name sei Strebel! Er hatte in diesen Nächten jeweils einen Pferdeschlitten organisiert, ich musste ihn auf den Kutschbock hieven und während der Fahrt von hinten festhalten, und ab ging die Post zum WALDHOTEL.

Pünktlich zum Dienstbeginn um 06.30 Uhr begrüßten wir uns dann wieder ganz professionell, verloren nie ein Wort über die nächtlichen Fahrten und begannen mit den anfallenden Arbeiten.

Es muss im März oder April gewesen sein, dass er mich fragte, was ich während der Sommersaison machen würde?

Ich antwortete, dass ich wohl wieder in den QUELLENHOF gehen würde. „Nichts da“, war seine resolute Antwort, „Rainer, Sie gehen als Demi-Chef de Rang ins BAUR AU LAC in Zürich!“

BAUR AU LAC! Das war damals eines der besten Hotels der Welt, ganz bestimmt aber in der Schweiz. Strebel bestand einfach auf Zürich, und ich willigte unter der Bedingung ein, dass ich einen Vertrag bekommen würde. Ich schickte Bewerbung und Unterlagen ins BAUR AU LAC – eine Woche später habe ich Post aus Zürich mit dem Vertrag zum 15. April 1964 erhalten.

Im WALDHOTEL lief inzwischen alles prima.

Eines Abends – ich war allein unterwegs – lernte ich in der KURSAAL-BAR eine Gruppe von sechs Frauen und einem Mann – er Typ Kojak – kennen, sie fanden mich offenbar nett oder unterhaltsam und nahmen mich in ihre Gruppe auf. Sieben heiße Nächte zogen wir zusammen durch die Bars von Arosa: POST-BAR, TSCHUGGEN- und KULMBAR und die schon genannte KURSAAL-BAR. „Hey“, war deren Motto, „was kostet die Welt?“. Geld spielte bei ihnen keine Rolle, alles wurde großzügig bezahlt – der kleine Mann aus Holtenau war plötzlich wieder ganz groß.

Zwischendurch habe ich alle Skipisten in und um Arosa kennengelernt – obwohl ich nie einen Skilehrer hatte, hat mich mein Herr Feldmeier von jedem Berg sicher und heil ´runtergelotst. Die Saison ging zu Ende, ich erhielt ein gutes Zeugnis als Demi-Chef de Rang, und der Hoteldirektor Huber fragte, ob ich wiederkommen würde? Ich erzählte ihm vom Jahresvertrag im BAUR DE LAC, ich könne also frühestens im Winter 1965 wiederkommen. Er stellte mir die Position des Weinchefs in Aussicht – das wäre die nächste Stufe auf der Karriere-Leiter. Not bad.

Baur au Lac

Am 14. April 1964 fuhr ich mit dem Zug nach Zürich, um mich im Personalbüro des Hotels vorzustellen. Ein Herr Lüscher bearbeitete meinen Personalbogen und stellte zu seinem Erstaunen JETZT fest, dass ich ja erst 21 Jahre alt wäre.

„Wo ist das Problem?", fragte ich genauso erstaunt zurück. Seine Antwort war, dass der Oberkellner keinen Demi-Chef de Rang unter 24 Jahren akzeptieren würde. Hhm. Er sah mein Problem ein und schlug vor, dass er mich als Commis behalten oder wahrscheinlich als Demi-Chef de Rang im KING GEORGE V. in Paris unterbringen könne, weil er dorthin einen guten Draht hätte. Ich verwies auf den Vertrag, in dem ich mein Alter korrekt angegeben hätte und bestand auf der Erfüllung dieses Papiers. Er zuckte mit den Schultern und schickte mich zum Büro des Oberkellners.

Das BAUR AU LAC war ein „alter Kasten" – die Gänge unendlich, die Räume hoch, Treppenhäuser wie Katakomben. Der Weg war lang, und ich hatte genug Zeit zum Überlegen. Endlich stand ich vor dem Büro des Oberkellners, klopfte, wartete, wurde hereingerufen und sah einen sehr kleinen, dicken Mann auf einem Drehstuhl, dessen Beine (die des Mannes!) wohl 20 Zentimeter über dem Boden in der Luft hingen. „Was wyllen Sie?", fragte er auf Schwyzerdütsch. „Morgen bei Ihnen als Demi Chef de Rang beginnen", antwortete ich ruhig. Er hob seine Brille, schaute mich sehr lange sehr prüfend an, um schließlich zu fragen: „Alter?". „24", antwortete ich wie aus der Pistole geschossen. „Wann geboren?", wollte er als nächstes wissen. Nein, damit würde er mich nicht kriegen. Das „richtige" Geburtsdatum hatte ich auf dem langen Weg schnell ausrechnen können:

„19.1.1940“, antwortete ich prompt. Ich hatte schon mit 12 oder 13 Jahren 4 bis 5 Jahre älter ausgesehen, als ich tatsächlich war. Er setzte die Brille nach einem prüfenden Blick wieder auf, wandte sich seinen Papieren zu und wies mich kurz an, zum Herrn Geierkopf zu gehen. Geschafft!!!

Den Herrn Geierkopf fand ich nach Durchfragen im Hotel und stellte mich vor. Es erwies sich, dass er Bündtner sei. Meine letzte Arbeitsstelle Arosa empfand er wohl als sympathisch, jedenfalls kamen wir schnell gut miteinander aus.

Zu meiner Brigade gehörten – das sollte ich erst jetzt erfahren – 75 Kellner, 10 Oberkellner und 2 Weinchefs . Herr Geierkopf wies mich ein, zeigte mir alles Wichtige und beantwortete geduldig meine Fragen. Meine neue Wohnadresse lautete ab jetzt Kreis 8 Tiefenbrunnen, Arbentzstraße 42 (Seefeld).

Mein Vertrag beinhaltete einen Lohn von immerhin 840 sfr, freie Kost und Logis. Hinzu kamen 36 sfr für meine Krankenkasse, weil ich Mitglied in der UNION HELVETIA war. Meine Kellnergarderobe bestand aus weißem Hemd und schwarzer Fliege unter weißer Jacke mit schwarzer Hose. Ich sah mit meinen 21/24 Jahren richtig schmuck aus! Privat trug ich meist einen blauen Blazer zum weißen Hemd und grauer Hose. Damenbesuch war im Personalhaus ausdrücklich NICHT erlaubt – ein Hausmeisterehepaar überwachte uns wie Schießhunde. Na gut.

Am 15. April erschien ich korrekt gekleidet - Stempelkarte gestempelt – ein wenig aufgeregt bei Herrn Geierkof. Ich erfuhr, dass ich zwei Tage zum Einarbeiten hätte. Er zeigte mir das Pavillon-Restaurant, die Garderobe, die BAR PETIT PALAIS, die Hotelhalle und schließlich das nur im Winter geöffnete französische Restaurant und stellte mich den neuen Kollegen vor. Ich musste schnell lernen, und ich lernte

schnell. Da waren die Stationen eins bis sieben. Die Gäste saßen mittags vor allen in den Stationen eins bis vier, Station sieben war geschlossen. An den allermeisten Tischen wurde flambiert und tranchiert. An der ersten Station fiel mir der Kollege Jenß auf, der sehr gut flambieren konnte – etwas, was ich noch nicht so gut beherrschte, während Tranchieren und Filetieren für mich kein Problem war. Die Kollegen waren okay. Für den ersten Tag war das eine Menge gewesen, um 17.30 Uhr war für mich Feierabend.

Der zweite Tag verlief wie der erste. Am dritten Tag wurde es ernst, denn ich erhielt meine Station 2: Fünf Fenstertische und zwei Tische zum Ausziehen für bis zu sieben Personen. Schon am ersten Tag musste ich flambieren. Die Vorbereitungen habe ich gemacht, dann habe ich eine Seezunge filetiert und schließlich Jenß gebeten, das Flambeau zuzubereiten. Er hat es wunderbar zelebriert, und ich habe ihn GENAU beobachtet. Durch die freundliche Unterstützung der Commis, des Weinchefs und der Oberkellner verlief der erste eigenverantwortliche Arbeitstag, fand ich, richtig gut.

Ich hatte das Personalessen im PALAST-HOTEL in Lugano geschildert – über die Zeit zum Davonlaufen. Hier im BAUR AU LAC war es ganz anders. Das Essen war gut und abwechslungsreich, wenn das Angebotene mir mal gar nicht passte, zauberte die Küche schnell etwas anderes „für ´ne kleine Mark“ (2,00 sfr). Allein in der Personalküche arbeiteten Chefkoch, 6 Köche und 2 Frauen, die abräumten. Wenn Essen von den Gästen in Schüsseln übrigblieb, konnte, wer wollte, auch davon naschen. Das hätte in anderen Häusern zur sofortigen Entlassung geführt.

Ich machte von dieser Möglichkeit häufig Gebrauch, vor allem wenn ich Hors d’œuvre verkaufte. Die Vorspeisen

wurden in 9 Silberschalen dargeboten. Ich bot dann primär das an, was mir persönlich am wenigsten mundete. Warum? Weil die Gäste, die ja noch ein Hauptgang erwartete, schnell „Danke, das reicht“, sagten, und „meine“ Hors d’œuvre mir dann blieben. Tja, ich war eben ein echter Holtenauer Jung´ und ziemlich plietsch…

Einer der Kollegen empfand mich wohl selbst als „Appetithappen“ und fasste mir während der Arbeit einmal ans Knie. Das mir! Vor Schreck habe ich ihm mit dem Rücken des Messers, das ich gerade in der Hand hatte, auf den Handrücken geschlagen. Der offenbar schwule Kollege (wir befinden uns in den 60ern! Der berühmte §175 des deutschen Strafgesetzbuches existierte immerhin noch 30 weitere Jahre bis zum 11. Juni 1994) meldete meine Reaktion als eine Messerattacke auf ihn im Personalbüro. Ich wurde streng zum Personalchef Lüscher gerufen, konnte dort allerdings meine Version der Geschichte erzählen, man glaubte mir, und der Eintrag in meinen Personalbogen wurde gestrichen. Wow, also war ich doch kein Messerheld.

Für das Restaurant galt im BAUR AU LAC Krawatten- und Jackettzwang – wer ohne kam, konnte sich beides an der Garderobe ausleihen. Stammgäste wurden natürlich „besonders“ behandelt.

Ein Gunther Sachs – mit Krawatte – erhielt zum Beispiel immer den gleichen Tisch, der ansonsten als „reserviert“ galt. Für Gunther Sachs war es die Zeit wechselnden Beziehungen zwischen Soraya und Brigitte Bardot… Dr. Bucerius (ja, der Verleger von ZEIT und STERN) weigerte sich allerdings standhaft, im Hotel eine Krawatte zu tragen: Folglich speiste seine Frau im Restaurant, er aber auf dem Zimmer! Wie die beiden das untereinander geklärt haben, ging mich nichts an.

Eine Dame ließ sich vom Oberkellner persönlich Stücke von Fleisch oder Fisch vorlegen, wählte das ihr Genehme aus, ließ es in der Küche her- und anrichten, aß es – nur um dann auf ihr Zimmer zu gehen, um es wieder herauszuspeien. Sie hatte Beine wie Streichhölzer.

Ich könnte weitere Namen nennen und Geschichten erzählen oder von ungewöhnlichen Marotten berichten – aber die Diskretion, wissen Sie, die ich inzwischen von Churchills Butler gelernt hatte, lässt mich hier denn doch lieber schweigen…

Aber es ging nicht immer alles gut! Eines Nachmittags kam telefonisch eine große Bestellung zur Lieferung außer Haus. Da ich davon ausging, dass der Kollege, der die Bestellung angenommen hatte, den Besteller persönlich kannte (ich hatte mit einem Ohr gehört, dass er den Besteller mit Namen anredete), wurde die Lieferung für 20 Personen inkl. Silberbestecken, Wein- und Champagnergläsern, Damast-Servietten, 12 Flaschen Champagner und 12 Flaschen Wein ausgeliefert. Die Rechnung wurde nie bezahlt, die Leute, die unter der Adresse wohnten, behaupteten, zu der Zeit der Lieferung im Ausland gewesen zu sein. Alles futsch…

Auch futsch war „alles", als der Gast von Zimmer 205 sich am Bettlaken außen am Hotel abgeseilt hatte und verschwunden war. Unnötig zu erklären, dass er seine Hotelrechnung nicht beglichen hatte.

Die Reaktion der Hotelleitung: Achselzuckend ausbuchen, und den Gast auf eine Art Schwarze Liste setzen. Der würde nie wieder ein Zimmer im BAUR bekommen.

Solche Dinge passierten auch in Hotels der Güte eines BAUR AU LAC. Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum in manchen Hotels die Bilder an die Wand geschraubt werden?

Aber nicht immer wurde über ein Missgeschick so leicht achselzuckend hinweg gegangen. Einem österreichischem Commis (dass er Österreicher war, spielt in diesem Zusammenhang eigentlich keine Rolle) war irgend etwas „Schlimmes“ passiert. Herr Güttinger – das war der, der so SEHR klein war – hatte es mitbekommen. Er bestellte den armen Kerl in den Kellerniedergang, ließ ihn die Treppe zwei Stufen hinuntergehen und verpasste ihm – jetzt auf Augenhöhe – eine Backpfeife. Ich bin sicher, dass dem Commis DAS Missgeschick nie wieder passiert ist.

Apropos Missgeschick. Auch ich war nicht ganz frei davon… - klar, wo gearbeitet wird, fallen Späne, auch (mal) bei mir. Also, die Geschichte ging so:

Ich habe zwar schon einmal erwähnt, dass ich nie verschlief. Ich muss mich korrigieren, an diesem Tag hatte ich verschlafen. Ich vermute, die Nacht war SEHR kurz gewesen. Mein Dienst auf der 2. Etage sollte um 06.00 Uhr beginnen. Die Straßenbahn war weg, kein Taxi weit und breit. Mir blieb nichts anderes übrig, als im Laufschritt zum Hotel zu rennen. Da ich meinen Blazer trug, habe ich mich im Hotel gar nicht erst umgezogen, sondern habe sofort mit der Arbeit begonnen. Nicht alle, aber sehr viele Lampen blinkten rot, d.h., die Gäste auf den Zimmer wollten bedient werden – bald! Allein konnte ich das in angemessener Zeit nicht schaffen, also bat ich den Chef vom Dritten um Unterstützung. Gemeinsam haben wir´s erledigen können. Ich bin danach gleich in meine Arbeitskleidung gesprungen und dachte, „Puh, Glück gehabt, geschafft, das wär´s…“

Ja, nein, also nicht ganz. Ich hatte einem Gast neben dem Lunchpaket, das er bestellt hatte, aus Versehen ein weiteres Päckchen ungeprüft aufs Zimmer gebracht. Wir haben uns dabei kurz unterhalten, und er hatte mir gesagt, dass er

nach Lugano abreisen und ab Göschen den Autozug nehmen würde. So weit, so gut.

Um 08.00 Uhr verlangte ein anderer Gast seinen Kaviar im Wert von 2.000 sfr. Es war aber kein Kaviar zu finden, erst recht keiner für 2.000 sfr. Jetzt war Holland (= ich) in Not. Ich musste die Chefs ins Vertrauen ziehen und ihnen mein Missgeschick erklären – inkl. verspäteter Arbeitsbeginn! Sehr dumme Sache.

Dabei fiel mir ein, dass der Gast mit dem Lunchpaket und dem Autozug ja dieses zusätzliches Paket von mir erhalten hätte – das musste der verdammte Kaviar sein. Wir telefonierten mit der Bahnpolizei in Göschen: Ja, das Auto – ein Rolls Royce –, hieß es, werde gerade verladen. Die Polizei brachte den Kaviar nach Zürich ins Hotel!

In der Zwischenzeit war aber der Gast, der den Kaviar bestellt hatte, nach St. Moritz abgereist. Per Bahnkurier wurde das Päckchen mit dem Kaviar nach „Moritz" expediert, wo es dem Gast gegen 18.00 Uhr, gerade noch rechtzeitig, übergeben werden konnte.

So ging Service in einem Topp-Hotel der Schweiz in den 60ern! Ich musste 50 sfr Strafe bezahlen, was immerhin besser war, als eine Ohrfeige auf der Kellertreppe zu bekommen.

Es gab Gäste, die es sich leisten konnten, ein halbes Jahr im BAUR AU LAC in Zürich und das andere halbe Jahr im SAVOY in London zu leben. Die mussten dann z.B. 50.000 oder 100.000 sfr im Voraus als Downpayment zahlen, quasi als Sicherheit – bei solchen Summen wusste man ja nie…

Bei Robert Kennedy, der einmal bei uns gewohnt hat, war es weniger das Geld, das mich beeindruckt hat, als der unglaublich hohe Sicherheitsaufwand, der für ihn betrieben

wurde. Leider darf ich hier nicht mehr erzählen, die Diskretion, sie verstehen? Und die Kennedys sollen einen sehr langen Arm haben…

Im BAUR AU LAC habe ich mein erstes Auto beim Spielen gewonnen. Nein, nicht, was Sie vermutlich denken (beim Roulette im Casino) – viel bodenständiger, beim Kartenspielen mit Kollegen. Über die Zeit hatte ich ca. 5.700 sfr gewonnen. Ich rief dann eines Tages beim Autohändler Paulsen & Thoms in Kiel an, um einen Ford 15 M TS zu bestellen. Wichtig war das „TS", denn ein TS hatte damals mit 65 PS (fünfundsechzig!) richtig „Dampf unter der Haube"! Oder was man damals darunter verstand. Nämlich genau 10 PS mehr als der 15 M ohne TS. Mein Versuch, ihn über die Schweizer Grenze zu schmuggeln ging leider schief. Folglich musste ich noch einen Schweizer Führerschein erwerben: Das bedeutete für mich 13 Stunden Fahrpraxis und 3 Stunden Theorie. Und ich brauchte eine Zollnummer. Naja, es funktionierte.

Mein Jahresvertrag stand vor dem Auslaufen. Im BAUR AU LAC hätten sie mich gerne behalten, ich wollte die Karriereleiter aber weiter hinauf, also bewarb ich mich als Demi Chef de Rang im QUELLENHOF in Bad Ragaz, den ich ja schon kannte.

Man bot mir eine Stelle als Commis, allerdings mit 5 Punkten aus dem Tronc. Nicht mit mir sagte ich, schließlich hatte ich erfolgreich im BAUR AU LAC gearbeitet, und sagte das Angebot ab. Eine Woche vor dem letzten Kündigungstermin erreichte mich ein Anruf von Otto Suter: Man bot mir jetzt doch den Demi-Chef de Rang an! Ich hatte gepokert und gewonnen. Warum nicht gleich so?

Das BAUR AU LAC war für bald nur noch eine schöne Zeit, von mir aus auch eine schöne Lehrzeit.

Mit Dank erwähnen möchte ich noch die gute Zusammenarbeit mit der Küche und insbesondere Herrn Wächter, der mir so oft mein geliebtes Lammcurry und/oder Scampi im Silberbecher zubereitet hat! Vielleicht werden ihn diese Zeilen ja einmal erreichen.

Hotel Quellenhof in Bad Ragaz

Es war fast wie ein Heimkommen: Das Hotel Quellenhof, wie ich es verlassen hatte, die Kollegen waren fast dieselben. Wieder gestand man mir zwei Tage zum Einarbeiten zu, dann bekam ich Station 4 zugewiesen, auf der „ganz andere Gäste" als auf der Station 1 verkehrten.

Die Arbeit war wie gehabt, da gibt es eigentlich nicht viel zu berichten. Durch einen Gast lernte ich den Heidihof und seine Pächter, Herrn und Frau Vettli kennen, mit denen eine jahrelange herzliche Freundschaft entstand.

Im Hotel Quellenhof fanden große Gala-Abende statt, u.a. mit Josephine Baker, Lys Assia und Vico Torriani – langweilig wurde es uns nie, das dürfen Sie mir glauben.

Nach besonders anstrengenden Tagen lud Herr Looser die Chefs (ich gehörte inzwischen ja dazu) auf ein Glas Wein im Ochsen in Malans ein. Dort standen schon der Wein und die Bündtner-Platten auf den Tischen, wenn wir eintrafen. Kurz nach 23.00 Uhr (Polizeistunde) hat uns regelmäßig der Nachtwächter hinausexpediert. Damit war die Nacht für uns aber noch nicht zu Ende, denn dann ging es in die Kursaal-Bar, wo Looser bei Live-Musik noch einmal „die Spendierhosen anzog". Spätestens um 00.00 Uhr verließ er uns. Es blieb nur ein harter Kern, zu dem ich auf jeden Fall gehörte. Um 03.00 Uhr schloss die Bar, zum Hotel war es nicht weit – und

um 06.30 begann der Arbeitstag. Jahre später habe ich Herrn Looser einmal gefragt, warum er damals so spendabel war. Seine Antwort: „Um die Stimmung in der Brigade auszuloten…“

Ich „konnte“ mit Herrn Looser einfach, oder er mochte mich… Jedenfalls sind wir ab und zu gemeinsam zum Essen gefahren – ich durfte dann seinen Buik Skylark mit 360 PS fahren. Sie erinnern sich, dass mein „heißer“ TS 65 PS hatte? Die „Kiste“ ging ab wie der Teufel.

Dann war die Saison in Bad Ragaz auch schon wieder zu Ende. Nächste Station: Arosa.

Aber vorher stand noch das zweitägige Putzen und Silbern an. Auch das haben wir geschafft. Zum Schluss wurde ich gefragt, ob ich nächstes Jahr wiederkommen würde. „Ja“, antwortete ich, „als Chef de Rang mit 8 Punkten aus dem Tronc“. Die Direktion stimmte zu, und mein nächstes Jahr war geplant.

Nach einer großen Abschiedsfeier fragte Herr Looser mich, was ich jetzt vorhätte. „Holtenau“, war meine Antwort, „Heimatluft schnuppern und Eltern besuchen“. Das könne ich immer noch, war seine Antwort, aber ob ich vorher noch mit einem Kollegen „den Bestand machen“ würde. Das Honorar wären freie Kost & Logis… Sie sind eben sehr sparsam, diese Schweizer. Ich sagte zu und lernte, wie viele Gläser in der Saison kaputt gegangen waren, wieviel Besteck im Müll verschwunden oder wieviel Silber gestohlen worden war, welche Weine im nächsten Jahr unbedingt verkauft werden und was neu angeschafft werden musste. Das alles war das kleine und große Gaststätten- und Hotel-Einmaleins in einem.

Die Erfahrungen von damals haben uns später aber in der WAFFENSCHMIEDE sehr geholfen. Außerdem wurde mir mitgeteilt, dass meine Chancen auf die Position eines Weinchefs in der nächsten Saison stark gestiegen sein, weil der aktuelle Weinchef sich eines Vergehens schuldig gemacht hätte (er hatte Trinkgelder nicht in den Tronc abgeführt – das geht GAR NICHT!) und deshalb im nächsten Jahr keinen Vertrag mehr erhalten würde.

Holtenau und St. Pauli

Dann ging es wieder nach Kiel. Dort half ich meiner Mutter (Vater war ja auf der Post) und frischte alte Bekanntschaften und Freundschaften auf. Ich erinnere mich ganz besonders an einen gemeinsamen Besuch des Hamburger Doms mit Hermann. Anschließend ging es natürlich noch ins benachbarte St. Pauli. Mein Hermann kannte offenbar jeden Türsteher persönlich, schnackte mit ihnen sein Hamburger Hafen-Platt (dieses Missingsch) und wurde von denen, die ihn nicht kannten (das mussten nicht unbedingt die sein, die er auch nicht kannte) besonders freundlich begrüßt. Die hielten uns wohl für ein Team von der Hamburger Sitte – ich vermute das lag an seinem fast bodenlangen grün-schwarzen Ledermantel, der ihm zu seiner natürlichen eine weitere Autorität verlieh und an seiner Nick Knatterton[35]-Mütze. Jedenfalls bin ich auf St. Pauli nie wieder so freundlich begrüßt worden.

Es war übrigens die große Zeit des STAR CLUBS in St. Pauli – allerdings spielten die Beatles 1964 dort schon nicht mehr.

---

[35] Nick Knatterton war eine zwischen 1950 und 1959 in der deutschen Illustrierten Quick erscheinende Comicserie mit der Hauptfigur eines Meisterdetektivs gleichen Namens. Charakteristisch waren der karierte Anzug und eben die Mütze. Autor und Zeichner der Serie war Manfred Schmidt.

Die hatte ich verpasst. Welche Bands an dem Tag unseres St. Pauli-Besuches im STAR CLUB spielten, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mehr die Bar-Besuche der Nacht. Der STAR-CLUB war damals für international aufstrebende Bands das, was die Schweizer Hotels für junge Kellner etc. waren – *must haves* in der Vita. Und alle haben sie hier gespielt: The Animals, The Searchers, The Liverbirds, Chris Andrews Johnny Kidd & the Pirates, The Undertakers, Bill Haley, Chuck Berry, Little Richard, Jimi Hendrix, The Rivets, Screaming Lord Sutch, Gene Vincent, Gerry & the Pacemakers, Cream, Ray Charles, Fats Domino, The Remo Four, The Everly Brothers, Mino Reitano, Brenda Lee, Lee Curtis and the All-Stars, The Rattles, The Blizzards, Cisco and his Dynamites und Jerry Lee Lewis.

Am Tag meiner Abreise in die Schweiz zeigte das Fernsehen einen fürchterlich starken Schneesturm in Arosa! Na und? Arosa war weit. Ich hatte mit dem lokalen Schneesturm, der mich auf der B 404 bei Segeberg erwischte, genug zu tun. Was wusste ich Holtenauer Jung´ schon von Schnee und erst recht Schneesturm? Ich kämpfte mich mit meinem 15 M TS tapfer bis zur Autobahn durch. Bei Stillhorn wurde mein geliebtes Auto immer langsamer. Ein hilfreicher Tankwart auf der Raststelle öffnete die Motorhaube und stellte fest, dass der Motorblock vereist war. Mist. Und nun? Der Junge von der Tankstelle war ein patenter Kerl, stopfte mir ein Stück Pappe vor oder hinter den Kühlergrill und ließ mich 15 Minuten auf dem Hof im Kreis fahren. Und ich hatte noch mehr als 1.000 Kilometer vor mir…

Ich hatte nicht wirklich ein gutes Gefühl, als ich endlich in Richtung Schweiz losfuhr. Der freundliche Tankwart hatte mir geraten, unterwegs ab und zu ein Stück von der Pappe abzureißen, Wetter- und Straßen Verhältnisse besserten sich permanent, irgendwann konnte ich die Pappe

vollständig wegnehmen und meinem TS die Sporen geben. Gegen 17.00 Uhr erreichte ich Arosa – wo übrigens kein Schneesturm mehr tobte.

WALDHOTEL in Arosa mit Thomans Mann

Im WALDHOTEL war alles wie gehabt. Schweizer Hoteliers gelten nicht zu Unrecht als konservativ. Meine Vorgabe als Weinchef bestand unter anderem aber keinesfalls nur darin, die Weine bevorzugt zu verkaufen, die von der Hotelleitung das Etikett „MÜSSEN WEG“ erhalten hatten. Pro Flasche sollte ich allerdings 0,50 sfr Provision für den bevorzugten Verkauf von diesen Weinen erhalten. Sie sind eben auch geschäftstüchtig, diese Schweizer Hoteliers, das muss man ihnen lassen. Zum Saisonende waren alle „ollen Kellergeister“ verkauft (ich war ja immer noch ein plietscher Holtenauer Jung´), und mein Portemonnaie war deutlich schwerer geworden.

Thomas Mann zum Ersten

Es war am Jour de départ einer reich verheirateten aber allein reisenden französischen Dame (ohne weiteres très chic, très attractive, très généreux, Mitte Dreißig), die sechs Wochen in einer Suite im WALDHOTEL logiert hatte, und zu der ich in dieser Zeit ein gutes Verhältnis entwickelt hatte, als sie mir mit einem leichten Lächeln und scheu nach unten gerichteten Blick ein kleines Präsent in die Hand drückte, das nach Gewicht und Größe wohl ein Buch war.
„Ich danke Ihnen, Rainer“, sagte sie und lächelte mich jetzt aus strahlenden Augen direkt an, „lesen Sie es. Es wird Sie an mich erinnern. Ich mag es sehr. Und lesen Sie auch die Widmung, die

besonders. Aber die werden Sie wohl erst verstehen, wenn Sie das Buch gelesen haben… Ich gehe davon aus, dass Sie es noch nicht kennen. Also tun Sie mir den Gefallen und nehmen Sie sich die Zeit, es wird sich lohnen."

Was ich tat. Es war: „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil". Ziemlich anspruchsvoll für einen sehr jungen Kellner, der damals alles andere im Kopf hatte, als ein anspruchsvolles Buch zu lesen.

Ich bemerkte bereits beim ersten Durchblättern, dass das keine leichte Kost werden würde, und dass der Autor Thomas Mann[36] sich einer sehr besonderen Sprache bediente. Das wichtigste Satzzeichen in den halb- bis dreiviertel Seiten langen Sätzen schien das Komma zu sein. Ansonsten: Lange, sehr lange Sätze. Schwere Kost.

Die Widmung in très élégante schwungvoller Handschrift mit dem Füllhalter wie lässig und doch kunstvoll hingeworfen lautete „Mon cher Armand. Madame D."

Was sollte das jetzt? Wieso „Armand" und nicht „Felix"? Das machte mich neugierig. Ich begann also tatsächlich meinen „Felix Krull" zu lesen. Erst langsam, mühsam, dann mit stetig wachsendem Enthusiasmus. Es handelt sich um die Geschichte eines jungen Mannes von 20 Jahren, der (um es kurz zu machen, weil Sie das Buch natürlich kennen) ohne jede Ausbildung nur mit sehr viel Charme und guten Französischkenntnissen versehen, eine Carrière im Pariser Hotel ST. JAMES AND ALBANY anstrebt. Im Hotel verpasst ihm der Directeur de l'hôtel, der den Namen Felix nicht verwenden will, den Namen Armand.

Armand steigt die Karriereleiter sehr schnell auf, weil er in vielerlei Hinsicht begabt ist. Sein Charme ist überwältigend. Armand entwickelt sich schnell zum Liebling der logierenden eleganten Damen und Herren – vor allem aber der Damen, die sich von ihm in

---

[36] Thomans Mann. Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. S. Fischer Verlag Berlin. In die Jahre 1910 bis 1913 fiel eine erste Entstehungsphase. 1950 bis 1954 schloß der Autor «Der Memoiren erster Teil» ab. Zum offenen Ende er: „Wie, wenn der Roman weit offen stehen bliebe? Es wäre kein Unglück meiner Meinung nach."

jeder Hinsicht nach Strich und Faden verwöhnen lassen (wollen). „Armand“ wird (s)ein Qualitätskennzeichen…
Die Bedeutung des „Armand“ in der Widmung erschloss sich mir nach dem Studium der ersten Hälfte des Werkes. Thomas Mann hatte in weiten Zügen MEINE Geschichte erzählt. Ich WAR Armand. Ich konnte gar nicht genug kriegen von dem in Teilen hintergründig durchaus erotischem Roman und dieser seltsamen Sprache – je mehr ich las, desto mehr festigte sich im mir die Idee, dass der Autor nicht nur Elemente meines Lebens, sondern mein ganzes Leben in Teilen seines Werkes erzählerisch vorweggenommen hatte. Naja, bis auf die traits criminels seines Helden, die hatte ich nicht, sonst aber fast alles. Thomas Mann hatte sich die Freiheit, die künstlerische Freiheit, genommen, mein Leben ein wenig zu anonymisieren, meine Geschichte ein wenig anders zu erzählen als ich es in diesem Buche tue – aber er ist ja auch ein Titan der Literatur. Ich nicht.
Inzwischen mag ich nicht mehr ohne zwei Bücher von ihm sein: „Zauberberg“ und „Felix Krull“.

Als Weinchef hatte ich mit so gut wie allen Hotelgästen Kontakt und vergleichsweise viel Zeit, um mit ihnen zu plaudern. Nun war ich ja Holtenauer, und ich war als Moses auf Schiffen gefahren, auf den die Matrosen meist der Meinung waren, dass jeder Satz mit mehr als 3 Worten schon „Gesabbel“ sei, und dass auch nicht alle Sätze mit nur drei Worten immer notwendig seien… Echte Norddeutsche eben. „Moin“, reicht, denken sie, „Moin Moin“ ist schon Geschwätz.

Diese Einstellung konnte ich mir als Weinchef natürlich nicht erlauben. Ich glaube, ich habe das ganz gut hinbekommen. Und schwer gefallen sind mir die Plaudereien auch nicht. Viele Gäste wollten ja auch lieber selbst erzählen, als mir zuzuhören. Das Recht des Gastes eben.

Die Madame D. des letzten Jahres besuchte das WALDHOTEL wieder und erwartete offenbar mich als ihren persönlichen Betreuer, was ich ja auch gerne gemacht hätte, aber (nur) an ihrem Anreisetag hatte ich andere Verpflichtungen – Sie war nicht nur stinksauer, sie war tödlich beleidigt und redete den Rest ihres Aufenthaltes – also die ganzen sechs Wochen – kein Wort mit mir, ja, sie ließ sich von mir nicht einmal im Restaurant bedienen. Schade.

Zur Wintersaison gehören die Weihnachts- und Sylvester-Wochen. Das sind harte Zeiten für alle Angestellten im Hotel: Viel Arbeit und wenig Schlaf. Aber das wussten wir ja im Voraus.

Das Skifahren in den Tagen und Wochen danach bot Entspannung – und Spannung. Eines wunderschönen Tages war ich mit einem Kollegen schon morgens auf den Pisten des Weißhorns unterwegs. Nach mehreren „Einkehrschwüngen" waren wir schon mittags „verdammt gut drauf", und übermütig genug wollte ich gegen 13.30 Uhr eine Piste abfahren, die schon ab 13.00 wegen Schneebrettgefahr gesperrt war. Was scherte uns mit unseren „dunen Köppen" das? Ich fuhr los… und vermisste irgendwie gefühlsmäßig meinen Kollegen, sodass ich mich suchend nach ihm umdrehte. Er stand noch da oben im Schnee über einer unter ihm grün daliegenden Wiese! Ich Idiot hatte ein Schneebrett ausgelöst, das ihn hätte umbringen können. Gott sei Dank war er nicht in die Piste eingefahren. An der Mittelstation hätte mich die Skilift-Mannschaft fast verprügelt ob meiner Dummheit, alternativ wollten sie die Polizei holen… Das hätte für uns sehr dumm ausgehen können. Erst als wir uns als Mitarbeiter vom WALDHOTEL ausweisen konnten, haben sie uns laufen lassen. Wenn ich heute höre, dass Menschen

in den Alpen durch ein Schneebrett umgekommen sind, läuft es mir immer noch kalt der Rücken hinunter.

Thomas Mann zum Zweiten

Eines Tages musste ich zu einem Gast, sein Name spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle, er hatte aber irgendetwas mit Theater oder Literatur zu tun, wenn ich mich recht erinnere, der den Zimmerservice bestellt hatte. Als ich ihm auf dem sonnigen Balkon seines Zimmers einen Kaffee (Silbertablett, Silberkännchen und silberne Zuckerdose und Milchkännchen) servierte, unterbrach er das Lesen eines Buches, legte es zur Seite, schaute mich an, legte eine Hand auf das Buch und sagte zu mir: „Kennen Sie das? Das ist der ZAUBERBERG von Thomas Mann, große Literatur, wunderbar zu lesen, und wissen sie was, wir sind hier im WALDHOTEL mittendrin in seinem Roman."

„Spielt das Buch denn nicht in Davos?", wagte ich einzuwenden?"

„Sieh an", erwiderte er erstaunt, „ein belesener Kellner… Ja, ja, er lässt den ZAUBERBERG in Davos spielen, natürlich". Er schüttelte den Kopf, fast traurig ob des Irrtums der Welt, tat sich einen Löffel Zucker in den Kaffee, rührte vorsichtig um, um dann in meine Richtung fortzufahren: „Sehen Sie, Herr Rainer, alle Welt glaubt zu wissen, welches Sanatorium ihm vorschwebte, als er das Werk schuf, aber ich glaube, die anderen irren, er hat sich einen Spaß gemacht und die Fachwelt nur verwirrt, in Wirklichkeit hat er sich unser WALDHOTEL HIER als Kulisse ausgesucht, sehen Sie, die Terrasse und der Speisesaal, die er im Roman beschreibt, sind total identisch mit Terrasse und Speisesaal unseres Waldhotels. Absolut, bis in kleinste Einzelheiten – man muss es nur HIER lesen, dann erkennt man alles wieder. Das kann einfach kein Zufall sein… Und es ist ja auch seine künstlerische Freiheit, wo er die Handlung ansiedelt. Aber das Haus hier", sagte er jetzt sehr bestimmt, „das ist der Zauberberg!". Er hätte sicherlich noch lange weitergesprochen, aber ich musste ja arbeiten – und ganz ehrlich, halten Sie mich jetzt

bitte nicht für einen Literatur-Banausen, wenn ich es zugebe, damals war es mir egal…[37]

Eishockey Köche gegen Kellner

Einmal im Jahr zwischen dem 6. und dem 20. Januar fand das große Eishockeymatch der Arosaer Kellner gegen die Arosaer Hotelköche statt. Ein großer Spaß für Teilnehmer und Zuschauer!

Endlich durften wir uns einmal wieder sportlich betätigen – denn bis zum 6. Januar (Heilige Drei Könige) war in den Hotels über Weihnachten, Sylvester und Heilige Drei Könige Hochsaison und für uns Bedienstete herrschte „Sportverbot“, damit sich niemand verletzte und für den Dienst ausfiel. In der Zeit durften wir keinen Sport treiben: Weder Skispringen noch Skilaufen oder auch nur Kegeln – alles verletzungsanfällige außerdienstliche Tätigkeiten.

Dann folgten zwei Wochen, in der die Hotels deutlich weniger ausgelastet waren, und ab dem 20. Januar zogen die Besuchszahlen dann wieder deutlich an. In diesen zwei Wochen der staden Zeit organisierte die UNION HELVETIA (unsere Gewerkschaft) seit xx Jahren jährlich das sagenhafte Eishockeymatch in der Carmena Eisbahn, das, glaube ich, heute noch ausgetragen wird. Aus den Hotels von Arosa wurden die 12 bis 14 bestgeeigneten Eishockeyspieler der beiden Mannschaften „Kellner etc.“ und „Köche etc.“ von

---

[37] Thomas Mann. Der Zauberberg. S. Fischer Verlag Berlin. 100. Nummerierte und signierte Auflage

den Trainern ausgewählt. Auswahlkriterien: Jung genug, sportlich, ziemlich fit, konnte sich auf Schlittschuhen auf dem Eis bewegen. Vor dem eigentlichen Match gab es drei Trainings, in denen sich die Mannschaftsmitglieder untereinander kennen lernten – „Eishockey spielen können“ war gut aber keine Conditio sina qua non…

Unsere Kellner-Mannschaft

Die Gegner aus den Küchen

Der Spaß stand im Vordergrund. Ehrgeizig waren wir trotzdem. Schließlich ging es um einen großen Pokal (mindestens 30 cm hoch und sehr gut poliert).

Das Spiel fand bei Tageslicht statt (Flutlicht im Eisstadion war noch nicht sooo verbreitet). Gespielt wurden die üblichen 3 Drittel á 20 Minuten. Ich habe ein- oder zweimal teilgenommen. Ein großer Teil des Spaßes bestand darin, dass beide Mannschaften nicht etwa in geliehenen Eishockey-Dresses aufliefen, sondern in ihrer Berufskleidung – unter der sich auch keine beim Eishockey üblichen dicken Polster verbargen.

Wir Kellner trugen unser schwarzes Bedien-Outfit, die Köche ihre typischen schwarz-weiß-karierten Hosen, weiße Jacken und Kochmützen.

Drittelpause

Als Schlittschuhe trugen wir die üblichen Eishockey-Stifel mit den runden Kufen, was für mich eine große Umstellung

bedeutete, war ich doch – wenn überhaupt – die anderen Schlittschuhe mit der geschliffenen Hohlkehle – die für Eiskunstlauf – gewohnt. Die Eislaufkünste fast aller Spieler waren, nun sagen wir einmal, begrenzt bis sehr begrenzt. Fast jeder Spieler hatte schon einmal damit zu tun, sich auf den Schlittschuhen auf den beinen zu halten. Geradeauslaufen ging ganz gut, weite Kurven wohl auch, aber das Eishockey-typische schnelle Abbremsen und die schnellen Richtungswechsel waren nicht so unser Ding – ganz wenige beherrschten das wirklich. Trotzdem gab es auch Bodychecks – die darauf meist folgenden „Luftnummern" (anders kann man sie kaum nennen) waren sehenswert und teilweise besorgniserregend, wenn die beiden Kontrahenten sich dem Eis wieder näherten… Schwerer verletzt hat sich in den Jahren meiner Teilnahme nach meiner Erinnerung kein Spieler, blaue Flecken waren an der Tagesordnung. Gut, dass in den folgenden Tagen die Arbeit in den Hotels etwas geringer ausfiel, weil wenig Hotelgäste da waren, denn einige Kellner humpelten schon ziemlich stark, eigentlich tat allen Spieler hinterher irgendetwas irgendwo weh. Egal, der Spaß war riesig und die Ehre, teilgenommen zu haben auch.

Das Speil war jedes Jahr DAS Highlight im Januar. Ich habe sie ja nicht gezählt, aber ich erinnere ein fast volles Stadion: Kollegen, Hotelgäste und Einheimische ließen sich den Spaß nicht nehmen und feuerten uns gewaltig an. Die Spiele waren eng – Ergebnisse wie 6:5 waren bei wechselseitigen Siegern an der Tagesordnung. Die Siegermannschaft erhielt den schon genannten erstaunlich eindrucksvollen Pokal überreicht, der dann für das Jahr bis zum nächsten Spiel im ZENTRAL RESTAURANT öffentlich ausgestellt wurde. Ich habe übrigens mindestens einmal gewonnen. Ob es an meinen Leistungen lag? Ehrlich gesagt, eher nicht, glaube ich.

Nach den Spielen ging es „mit alle Mann“ in die Carmena Bar, wo ausnahmsweise schon am Nachmittag ein kleine Showband aufspielte. Die Stimmung in der Bar war „gewaltig“ – vielleicht weil alle Beteiligten bis hin zum Schiedsrichter Pfenninger froh waren, das Spiel wieder einmal unverletzt überstanden zu haben.

Für einige Stunden waren alle Spieler beider Mannschaften die Stars! Und da der sportliche Teil des Events überstanden war, konnten sich alle Spieler und Gäste den Drinks widmen. Naja, und ein paar Groupies waren vielleicht auch da.

Gegen 22.00 Uhr hatte unsere Gewerkschaft eine ca. 8 Kilometer lange Schlittenfahrt von der Bar runter nach Lüttzirüti organisiert. Die Straßen waren damals noch nicht so perfekt wie heute vom Schnee geräumt – die Schlitten liefen also prima. Bei Vollmond über der Schneelandschaft war die eigentlich stockdunkle Straße relativ hell – es war unglaublich romantisch! Mit dem letzten Zug ging es dann wieder hoch nach Arosa, wo die Nacht noch nicht zu Ende war…

Im Grunde wiederholte sich meine Geschichte im Viertel- oder Halbjahresrhythmus, also im Rhythmus der Saisons. Zur Saison wurde das Personal eingestellt, zum Saisonende weitestgehend entlassen. Ich habe das nie als ungerecht empfunden, ich hatte das ja nie anders erfahren. Außerdem waren die Wechsel der Arbeitgeber für mich ja auch eine Möglichkeit, die Karriereleiter wieder ein Stück hinaufzuklettern. Ich habe diesen häufigen Arbeitsplatz- und Arbeitgeberwechsel nicht als Belastung oder gar Ausbeutung betrachtet, sondern als meine Chance gesehen. Und ich habe es ja auch nur wenige Jahre gemacht. Im Hinterkopf hatte ich die ganze Zeit „meine“ (zukünftige) WAFFENSCHMIEDE in

Holtenau, die damals ja noch ZUR WAFFENSCHMIEDE hieß und meiner Mutter gehörte.

QUELLENHOF Bad Ragaz

Am 14. April 1965 begann ich wieder im HOTEL QUELLENHOF in Bad Ragaz als Chef de Rang. Mein guter Freund und Mentor, Herr Feldmeier, war nicht mehr dort und der ehemalige Weinchef nach seinem Fauxpas mit dem Tronc natürlich auch nicht mehr. Ansonsten hatte sich nichts oder nichts Berichtenswertes geändert – sogar die Gäste schienen die gleichen zu sein.

Business as usual, ich will sie damit nicht weiter langweilen. Hier geschah übrigens die Geschichte mit dem Kompott… In diesem Zusammenhang möchte ich erwähnen, dass mein Commis und ich in der Küche und vor allem beim Küchenchef nicht besonders gern gesehen waren, weil wir es als unsere natürliche Aufgabe ansahen, dem zahlenden Gast JEDEN kulinarischen Wunsch zu erfüllen – das konnte natürlich auch schon einmal viel Arbeit für die Köche bedeuten. Dieses „nicht gerne gesehen sein“ konnte in Stress-Situationen von Seiten des Küchenchefs auch schon mal ein bisschen außer Kontrolle geraten: Ich sage nur „fliegende Kochutensilien vom Löffel über Töpfe und Pfannen bis zum Messer“. Aber manchmal musste ich ihm im Stillen Recht geben: Ein englisches Ehepaar bestellte für Ihre beiden Hunde täglich jeweils ein Kilogramm frisch gebratenes Rindfleisch. War es nicht frisch genug, nahmen es die Hunde nicht an… Dann musste eben frisches Fleisch her. Ein andere Gast – eine Dame – fuhr ihren alten und saft- und kraftlosen Hund im Kinderwagen spazieren. Wenn er auch

dazu zu schwach war, musste die Hotelschwester ihm Vitaminspritzen verabreichen.

Die Neue

Zu dieser Zeit erschien eine neue Sekretärin, die im Hotel HOF RAGAZ arbeitete – groß, schlank und rank, blond, freche Kurzhaarfrisur, gerade im richtigen Alter –, die mir zwar vom ersten Moment sehr ins Auge gesprungen war, die mir aber keine Chance gab, sie kennenzulernen. Man, war die kühl zu mir! Zwar war sie hübsch, sehr hübsch sogar, aber wenn ich versuchte ihren Blick aufzufangen, war dieser nicht nur kühl, sondern geradezu abweisend. Dabei war sie in dieser kühlen Art verdammt reizend, fand ich. Aber da sie sich so gar nicht auf meine Avancen einließ, dachte ich mir, dass sie wohl in festen Händen sei. War sie auch, sollte sich später herausstellen. „Schade" dachte ich noch, „die ist ja wirklich mein Typ…". Na gut, wenn nix ging, dann ging eben nix. Auch damit würde ich leben können (dachte ich mir), und dass man seine Grenzen kennen muss.

Ansonsten lief mein Leben in gewohnten und vor allem ruhigen Bahnen: Tagsüber Arbeit, abends Restaurant Krone, Central, Skat spielen (das nächste Auto? Nein…), Soldanella, Kursaal-Bar, Roxi-Bar usw. Aber nirgendwo tauchte diese so verdammich seute Sekretärin auf… Das Leben hatte bisher doch so gut mit mir gemeint – und jetzt?

Die Saison war mit den Golf-Wochen zu Ende gegangen. Hotel, Restaurant und Silber waren geputzt, ich überprüfte mit meinen Kollegen den Bestand – hier war Schluss, und alles war bereit für die nächste Saison. Kellner-Leben.

Schloss Hotel Pontresina

Meine nächste Station würde für die Wintersaison die Position des Grillchefs im Schloss Hotel in Pontresina sein.

Erst einmal verbrachte ich wieder ein paar Tage in Holtenau. Für diesen Urlaub erinnere ich nichts Besonderes. Dann ging es mit dem Auto (es war immer noch der Ford 15M TS) über Würzburg, Lindau, Chur Lenzerheide, Julier Pass und St. Moritz nach Pontresina. In Chur ließ ich einen Anhalter einsteigen, keine Ahnung warum, das hatte ich noch nie gemacht. Er erzählte mir treuherzig, dass er gerade aus dem Gefängnis käme und nach Lenzerheide wollte. Mir sackte tatsächlich das Herz in die Hose: „Mein Gott, ein Mörder!“, dachte ich. Ich sah mich schon gemeuchelt und ausgeraubt oder andersherum. Jedenfalls schlug mir das Herz bis zum Halse. Dann stellte sich heraus, dass er weder Einbrecher noch Mörder oder Vergewaltiger war, sondern nur wegen Alkohol am Steuer verurteilt worden war. Das beruhigte mich zumindest etwas, nicht ganz, aber etwas… Ich war jedenfalls sehr froh, als er in Lenzerheide endlich ausgestiegen war – und ich noch am Leben war und noch mein Auto hatte.

Im Hotel bestand meine Grillstation aus sieben Tischen, geöffnet von 19.00 Uhr bis open end. Mein Team bestand aus 1 Oberkellner, 2 Commis, 1 Grillkoch, 1 Barpianistin, 1 Barkellner und 2, die die Rechnungen schrieben. Das Publikum war gemischt. Der Umsatz betrug zwischen 4.000 und 5.000 sfr pro Abend. Manchmal haben wir den Kaviar mit einer Suppenkelle aus einem Silbergefäß serviert, dann war´s deutlich mehr. Glauben Sie mir, Malossol-Kaviar war auch damals schon sehr, sehr teuer – manche Gäste lebten

offenbar nach dem Motto " Mein Gott, was kostet die Welt? Keine Ahnung, aber ich zahle… Und dann komme, was wolle!"

Im SCHLOSS HOTEL hatten wir einen Gast, nennen wir ihn der Diskretion wegen Herrn Schmidt, der ins Lokal geleitet werden wollte. Der Etagenkellner, der mit Herrn Schmidt schon Champagner getrunken hatte, rief mich dann an, um mich ins Kenntnis zu setzen, dass Herr Schmidt gleich mit dem Fahrstuhl herunterkäme. Ich bin schnell zum Fahrstuhl. Als die Fahrstuhltür sich öffnete, begrüßte ich freundlich mit einer Verbeugung und den Worten: „Guten Abend, Herr Schmidt, ich habe einen besonders schönen Tisch für Sie reserviert." 100 sfr Trinkgeld. „Darf ich Sie bringen…?". An den Tisch geführt und den Stuhl gerückt. 100 sfr Trinkgeld. Essen serviert. 100 sfr Trinkgeld. Rechnung kassiert. 100 sfr Trinkgeld. Danach wollte er wieder auf sein Zimmer, also habe ich ihn zu Fahrstuhl geleitet. 100 sfr Trinkgeld. Fahrstuhltür geöffnet. 100 sfr Trinkgeld. Dann schnell den Etagenkellner informiert: „Schmidt ist im Fahrstuhl!". Der Etagenkellner kassierte dann 100 sfr Trinkgeld für Türöffnen und Begrüßen auf der Etage. Und so weiter. Herr Schmidt hatte alle Chancen zum Lieblingsgast der Saison gewählt zu werden.

Es gab allerdings auch knauserige bis geizige Gäste, wenige zwar, aber es gab sie – die Namen weiß ich heute noch, aber Diskretion á la Strebel. 4 Personen am Tisch, drei Gänge plus Getränke serviert – kein Trinkgeld. Geizkrägen.

Mit den Etagenchef Braun teilte ich inzwischen meine (kleine) Leidenschaft zum Skifahren. Wir fuhren Piz Neer, Langquart oder die Diavolezza. Eines Tages saßen wir auf dem Piz Neer in einer Hütte und hatten Minestrone und Rotwein bestellt. Zwei Franzosen am Tisch fragten uns, ob wir wüssten, was das kosten würde? Wir: „Für uns kein

Problem…“ Die beiden hatten je eine Ovomaltine getrunken und mokierten sich über den Preis. Kollege Braun, den ich immer nur als Pater Braun anredete, erläuterte den beiden Franzosen, dass er heute in Deauville im HOTEL DE LA PAY auf der Terrasse für ein Glas Milch 4 neue französische Franc gezahlt hätte. So sei das eben. Sie fragten, wo wir wohnten. Unsere Antwort: „Schloss HOTEL PONTRESINA!“. Da legten die beiden erst richtig los, über Preise in der Schweiz herzuziehen. Wir taten so, als ob wir Geld wie Heu hätten – Flugzeug in Samaden, um die Post aus Mailand holen zu lassen, Chauffeur für den Rolls, betonten dabei lässig, dass wir aber ganz normale Jungens geblieben seien… Wir hatten so viel Spaß an der Story, dass wir sie oft abzogen.

Die Hotelchefin bat mich einmal, einen Kindergeburtstag auszurichten. Nichtsahnend sagte ich zu. Die Kinder waren zwischen 15 und 19 Jahre alt und benahmen sich wie die letzten Fürsten. Unerzogene Rotzlöffel. Nach kurzer Zeit ging ich zur Chefin und bat sie, die Rotznasen selbst zu bedienen. Gott sei Dank nahm sie mir das nicht krumm.

Zeitweise hatten wir -40°C. Viele Autos sprangen nicht mehr an und mussten abgeschleppt werden. Mein 15 M TS stand in einer Schneehöhle und sprang immer an.

In St. Moritz trugen die Reichen und Schönen (Frauen) ihre Pelzmäntel spazieren. Das konnten sie damals noch, das Bedenken um das Tierwohl der ursprünglichen Besitzertiere war noch nicht erfunden. Apropos die „Reichen und Schönen“ – teilweise waren sie auch nur reich…

Dann war die Wintersaison zu Ende. Nächster Stopp wieder Bad Ragaz.

Bad Ragaz

Ich bin nur zu gerne zurück ins HOTEL QUELLENHOF in Bad Ragaz gefahren, hatte ich hier doch die schöne Direktionssekretärin, die so gar nichts von mir gewollt hatte, zurückgelassen. Mal sehen? Man muss diese Situationen positiv angehen. Am zweiten Tag lief sie, die Direktionssekretärin (wer sonst), mir im Hof über den Weg. Welch ein Zufall… Göttliche Fügung, vielleicht? Wenn schon göttliche Fügung, dann galt es, sie zu nutzen. Ich verwickelte sie schnell in eine Unterhaltung. Wir unterhielten uns über die Wintersaison, die sie in Davos und ich in Pontresina/St. Moritz verbrachte hatten. Ihre Augen waren dabei jetzt etwas weniger abweisend. Das Gespräch war nett, sie war sehr nett – ich wollte es versuchen (göttliche Fügung, ja oder nein?) und fragte sie, ob sie mit mir zum Tanzen in die SOLDANELLA gehen würde. Hhm, ja, vielleicht, oder doch nicht, dann doch, sie würde – allerdings hätte die Sache einen Haken, nämlich ihre Freundin, die müsse natürlich mit. Das sei ja nun gar kein Problem, war meine Antwort, denn ich hätte einen Freund… und so weiter, Sie kennen dieses Spiel sicherlich! Jetzt musste noch der Dienstplan abgeglichen werden, aber am 30. April 1967 gingen Frl. Krummholz (das war diejenige mit den wärmer gewordenen Augen, welche…), ihre Freundin Frl. Vögele, mein Freund Travaini und ich zum Tanz. Nach den ersten Getränken einigten wir uns schnell auf Erika, Brigitte, Paulo und Rainer (mit „a“).

Schon beim ersten Tanz fragte ich sie nach ihrer Konfession, also ob sie evangelisch oder katholisch sei? „Evangelisch“ antwortete sie offenbar überrascht von der Frage. Lange Pause.

Erika und ich sind uns deutlich näher gekommen

Die erste Neugierde meinerseits war gestillt, wir konnten uns weiterhin auf den Rhythmus der Musik konzentrieren (ich war kein sooo guter Tänzer). „Warum fragst Du?“, fragte sie dann doch.

Meine Antwort muss sie noch mehr verblüfft haben: „Weil ich keine Katholikin heiraten würde…“. Pause (lang), dann wieder die Frage nach dem Warum! „Naja,“ sagte ich, „das ist nichts für mich: Eine Beichte und Deine Sünden sind Dir vergeben – aber das Jungfernhäutchen wird nicht regeneriert. Und außerdem kommt eine Mischehe für mich nicht in Frage!“. Punktum. Sehr lange Pause. Laaang. Ich weiß nicht, ob es wegen der Vergebung oder des Jungfernhäutchen war. Sie erzählte wenig später, dass ihr Vater in Coburg im Kirchenvorstand sei, und dass ihre Schwester einen

Katholiken geheiratet hätte und jetzt katholischer als Ihr Mann sei.

Unsere Beziehung, die ja noch keine war, wurde dann doch sehr bald eine. Und ihre Augen schauten mich jetzt sehr warm an. Vorher erlebte sie noch eine Überraschung: Wir waren am Mittag für einen Kurzausflug auf den Heidihof zu Bündtner Platte mit Kaffee oder Wein gegangen. Um 16.00 Uhr – legen Sie mich nicht auf die Minute fest – schaute ich gähnend auf meine Uhr. Sie bemerkte das und fragte mich, ob ich noch eine Verabredung hätte. „Ja“, antwortete ich, „mit meinem Bett…“. Sie schaute überrascht, ungläubig oder sonst wie (für mich auf jeden Fall zum Verlieben). Ich erklärte ihr meine Gewohnheit, die sich aus der langen und unregelmäßigen Arbeitszeit und dem Rat meines Vaters ergeben hatte, dass ich damit abends oder nachts oder morgens länger fit sei. Mein Mittagsschlaf mache mir aus einem Tag quasi zwei, erläuterte ich. Es dauerte etwas, bis sie sich daran gewöhnt hatte, aber sie tat es. Womit der Rest der Geschichte ja schon fast erzählt ist.

Als ich sie wieder einmal auf ihrem Zimmer besuchte, sah ich, dass die dort bisher stehenden Fotos von meinem Konkurrenten plötzlich verschwunden waren. Es hatte sich herausgestellt, dass er irgendwie anders war. Heute würde man wohl „divers“ sagen. Sieg auf der ganzen Linie?

Meine Abende mit Looser wurden von nun an Abende zu dritt. Looser mochte und akzeptierte sie vom ersten Abend an.

Herr Dierichs

In Bad Ragaz hatten wir natürlich sehr verschiedene Gäste: Reich waren sie alle, aber unter den Reichen gab es nette und weniger nette, zugewandte und schroffe, intro- und extrovertierte, seit Jahren vertraute und neue, spendable und geizige Gäste, Spinner und Normale – das ganze Spektrum menschlicher Eigenarten war hier vertreten, vielleicht, nein wahrscheinlich, etwas ausgeprägter als in „normalen Hotels, denn die Gäste konnten sich – sofern sie welche hatten – ihre Spleens wahrlich leisten. Und sie fuhren teure Automobile. Der Parkplatz des HOTELS QUELLENHOF dürfte zeitweise weltweit eine der größten Zusammenrottungen von Mercedes 600 Limousinen gewesen sein, außer vielleicht bei anderen Luxushotels in der Schweiz.

Diese Mercedes 600 wurden von Mercedes-Benz offensichtlich in allen Farben angeboten – wenn diese Farben schwarz hießen. Und sie wiesen jede Menge Chrom auf. Allerdings hatten wir einen automobilen Kolibri unter unseren Gästen: Herr Dierichs fuhr – natürlich – einen Mercedes 600 in… grau! Grau, das muss man sich vorstellen. 12 einheitlich schwarze 600er Limousinen und eine graue. Ich weiß, ich strapaziere Ihre Fantasie an dieser Stelle, aber es war so. Diese Farbe stach aus der Versammlung der schwarzen Luxuslimousinen heraus wie ein Flamingo aus einem Hühnerhof.

Herr Dierichs unterschied sich von den anderen Gästen weiterhin durch Freundlichkeit, Zugewandtheit (zu mir) und Großzügigkeit. Andererseits war er ein Pedant. Sein Frühstück nahm er im Zimmer zu sich – das taten viele andere Gäste auch. Dafür war der Zimmerservice zuständig. Aber zum Mittagessen erschien er „Clock 12.10 Uhr“ im

Restaurant. Höchstens unvorhersehbare Ereignisse wie z.B. ein ungeplant besetzter Aufzug oder ähnlich Unglaubliches konnte sein Eintreten um Sekunden bis wenige Minuten verzögern. Dann machte ich mir aber schon Sorgen um meinen Gast. Wo blieb Dierichs fragte ich mich ab 12.10.30 Uhr dann unter häufigen Blicken auf meine Armbanduhr. Okay, meine Aufzeichnungen verraten mir, dass er einmal (!) um 12.12 Uhr den Speisesaal betrat. Das war aber schon extrem. Stand ich dann nicht innerhalb von 30 Sekunden an seinem Tisch, um seine Bestellung aufzunehmen, erhob er sich abrupt wieder, ging auf sein Zimmer und rief den Etagenkellner mit sehr strenger Stimme an: „Herr Rieken soll mir mein Mittag auf dem Zimmer servieren!“ Das hieß jedenfalls „hoppla, sofort“.

Er war dann zu mir nicht einmal unfreundlich oder beleidigt, jedenfalls ließ er sich nichts anmerken.

Vor dem Abendessen ging er um 19.45 Uhr an die Bar, ließ sich eine Flasche Henkel Royal öffnen, trank genau ein Glas und ging dann ins Restaurant. Dieses betrat er zum Abendessen exakt um 20.00 bis 20.02 Uhr. Das war sein Auftritt! Rieken hatte zu flitzen (30 Sekunden betrug mein Zeitlimit) – ansonsten drohte mir Zimmerservice!

Er war ein sehr besonderer Gast, außer seinem Spleen mit der Uhrzeit war er ausgesprochen nett und hinsichtlich der Tronc-Beiträge großzügig. Daher habe ich versucht, ihm seinen Aufenthalt im HOTEL OUELLENHOF so angenehm wie möglich zu machen – natürlich in meinen Grenzen als Kellner. Aber ich habe immer versucht, seinen Geschmack zu treffen und habe in der Küche wie ein Luchs aufgepasst, dass er nur das Besondere, das Beste erhielt.

Natürlich wusste er, dass auch mein Trinkgeld in den Tronc ging. Eines Tages erzählte ich ihm, dass ich den

morgigen Tag frei hätte. Das war hart für ihn, denn das bedeutete, dass er sich am nächsten Tag von einem anderen Kellner bedienen lassen müsste. Er sah am Nachmittag zu, dass er Erika traf, von unserem Verhältnis wusste er natürlich. Er überreichte ihr einen verschlossenen Umschlag, den sie mir bitte übergeben sollte – er hätte leider eine Wette gegen den Herrn Rainer verloren… Inhalt: 100 sfr „für einen angenehmen freien Tag!"

So einer war Herr Dierichs.

An einem anderen freien Tag trafen Erika und ich ihn im Real Vaduz – als wir dort um unsere Rechnung baten, war die schon beglichen, und er war fort…

Erika trug an manchen Tagen ein rotes Kleid – was heißt da rotes Kleid, es war ein Traum von einem roten Kleid. Ich erinnere mich an einen Nachmittag, als sie das Kleid im Hotel trug. Sie war unglaublich – nun gut, ich war vielleicht nicht 100%ig objektiv (wg. Verliebtheit). Aber versuchen Sie einmal, sich die folgende Szene wie in einem sehr gut gemachten französischen Film noir[38] vorzustellen:

Die Kamera scheint in der ersten Szene hoch oben unter der Raumdecke einer teuren Hotelhalle der 60er Jahre zu schweben – „Totale" des Raumes, an den Nierentischen sitzen in Schalensitzen jeweils zwei bis vier gut gekleidete Personen, man hört kein Gespräch, aber das Gemurmel der Menschen. Die Schwingtüren öffnen sich, den Raum betritt eine Bildschöne in einem roten Midi-Kleid. Wie gesagt, alles in Schwarz-Weiß – einzig das rote Kleid und die frech kurz geschnittenen blonden Haare zeigen ihre originalen Farben. Die Kamera wechselt die Perspektive, schwebt jetzt in Taillenhöhe 3 Meter hinter der Frau, die schnellen und sehr

[38] Natürlich in Schwarz-Weiß, sonst wäre es ja nicht noir….

beschwingten Schrittes auf Pumps durch den Raum geht. Man hört ihre Schritte auf dem Parkett. Sie schaut weder nach rechts noch nach links. Das Murmeln hört auf, die Filmgeschwindigkeit ist jetzt starke Zeitlupe. Alles schaut auf die Frau im eng (aber nicht übertrieben auf der Haut) anliegenden roten Midi-Kleid. Sie hat eine GUTE Figur. Man sieht sie nur von hinten. Die schwingende Linie vom schreitenden Oberschenkel über den schwingenden Po zur Taille ist atemberaubend. Sie macht weitere vier bis fünf Schritte, sie schaut uninteressiert an den anderen im Raum erst nach rechts, dann nach links, man hört für einem Moment das Rascheln des Kleiderstoffes auf der Haut der schlanken Frau, die Filmgeschwindigkeit normalisiert sich dann wieder, man hört auch wieder Gesprächsfetzen, der Menschen, die nun sich wieder anschauen. Die schöne Frau in Rot verlässt den Raum durch eine andere Tür. Sie tritt zu einem jungen Mann, reicht ihm ein verschlossenes Couvert mit den Worten: „Da, soll ich Dir geben, Dein Wettgewinn!“. Ende der Szene.

Diesen Traum in Rot wollte Herr Dierichs für seine bald eintreffende Freundin auch haben. Er wollte von mir wissen, wo Erika das „wunderschöne Teil“ gekauft habe? Natürlich war seine Freundin eine schöne jüngere Frau, was sonst? Aber sie reichte einfach nicht an die Klasse des Originals heran – wie sollte sie auch. Es gibt immer nur ein Original. Aber das wussten nur Erika und vor allem ich, als wir die andere in dem Kleid sahen. Kein Film mit ihr…

Als seine Freundin bei ihm im Hotel wohnte, war es, als ob er von jetzt auf gleich ein ganz anderer Mensch geworden sei – alle Marotten waren wie von ihm abgefallen.

Wir hatten den ersten Auftritt der Freundin im roten Kleid natürlich sehr gelobt, tutti i complimenti! Bei diesem

Treffen kamen wir auch auf Autos zu sprechen, und ich sagte wohl beiläufig, dass ich mir demnächst einen Ford Capri 1700 GT kaufen wollte. Welche Farbe wollte er wissen? Ich zuckte mit den Achseln, weil wir uns noch nicht festgelegt hatten. Wenn ich das Auto in derselben Farbe wie seine Freundin kaufen würde, wollte er mir ein (damals sehr teures) Autoradio von Becker (damals die besten) spendieren – was er im Herbst einhielt, als ich ihm meinen neuen Wagen vorgeführt habe, und er mir 400 DM überreichte.

Ja, das war Herr Dierichs, der mit dem grauen Mercedes 600 und der Freundin im roten Kleid.

Nach Herrn Dierichs trat eine andere sehr besondere Person in unser Leben: Ex-Direktor Alt von der Schweizerischen Kreditanstalt oder für uns einfach „Onkel George".

Onkel George

Der Hotelgast „Onkel George" war ein älterer pensionierter Herr – wobei ich die Bezeichnung „Herr" ganz gezielt und sehr positiv gemeint verwende, denn wenn ich ihn auch als „Onkel" bezeichne – er war ein Herr! Wieso er aber Onkel George hieß? Keine Ahnung – offenbar hatte er schon immer so geheißen. Erika und ich habe nie eine andere Bezeichnung gewählt, wenn wir von ihm sprachen, und das taten wir oft. Dabei hatte er gar nichts „onkelhaftes" an sich. Er war eben einfach der „Onkel George"

Da er Gast im HOTEL QUELLENHOF war, ahnen Sie schon, dass Geld nicht sein Problem war. Aber er protzte nicht, überhaupt nicht – altes Geld, Sie ahnten es schon.

Eines schönen Tages bestellte er eine Kutsche und lud uns ein, mit ihm durch die BÜNDTNER HERRSCHAFT zu fahren.

Die Bündner Herrschaft ist die nördlichste Ecke Graubündens, eine kleine Ferien- und Weinbauregion, die sich auf der rechten Rheinseite bis an die Landesgrenze zum Fürstentum Liechtenstein erstreckt. Er hatte wohl an die zwei Kilogramm Bonbon dabei, die er händeweise vom Wagen warf, wenn Kinder in der Nähe waren, und freute sich, wenn sie nach den Bonbon rannten, um sie aufzuheben. Bückten sie sich aber nicht nach diesen Süßigkeiten, fluchte er gotteslästerlich und schimpfte auf diese „Goofen".

Durch Erika wurde das vertrauensvolle Verhältnis zu Onkel George noch vertieft, denn er schien sie wirklich zu mögen. Er ließ uns an vielen Dingen teilhaben, die andere Gäste uns natürlich nicht boten, war ich doch der „Bediener". Ich versuchte, ihm auf meiner Station etwas zurückzugeben, stellte seine Menüs besonders sorgfältig und liebevoll zusammen, suchte den am besten passenden Wein und bot ihm immer den bestmöglichen Service.

Er empfing Mitglieder seiner Familie im Hotel ebenso wie andere spezielle Gäste – er hielt sozusagen bei uns Hof. Ich bemerkte schnell, dass diese anderen Gäste ihm offenbar wichtiger als seine Familie waren, und stellte mich und unseren Service darauf ein. Onkel George war…, ja, er war anders, er war klasse! Und er hatte Klasse. Er war spendabler Gönner unser Fußballmannschaft, und dem kleinen Zeitungsjungen vor der Hoteltür kaufte er die Tageszeitung auch zwei- oder dreimal ab. Er war eben Onkel George. So ist nur altes Geld!

Er machte sich ein Spaß daraus, Stapel von 10, 20 und 50 sfr Scheinen zu Blöcken zusammenleimen zu lassen, von denen er die Scheine beim Bezahlen abriss.

Ich möchte auch nicht vergessen Dr. Schnyder zu erwähnen, resp. seine Gattin, die einmal die strahlend schönste

Frau von Baden-Baden gewesen war. Gewesen war, denn jetzt fuhr sie im Rollstuhl bis zum Speisesaal und humpelte die letzten Meter zum Tisch am Stock. Sie bot einen Anblick, der einen Stein zum Weinen bringen konnte. Sie litt an Multipler Sklerose. Unheilbar. Ein scheußliches Schicksal, das mich jedes Mal tief bewegte, wenn ich diese Frau sah, der man die vergangene Schönheit ihrer Jugend immer noch anmerkte.

In der ganzen Zeit war die Beziehung mit Erika immer intensiver geworden. Wir machten viele Ausflüge – manche zu zweit, manche mit Onkel George. Ich konnte Erika schließlich davon überzeugen, mich im Urlaub in der nächsten Zwischenzeit nach Kiel und Holtenau zu begleiten.

Lys Assia war damals ein Star und Gast im Hotel. Sie, die 1956 ersten Grand Prix Eurovision de la Chanson mit dem Lied "Refrain" gewonnen hatte, unterhielt sich offenbar gerne mit mir. 1956 hatte sich die hübsche Schweizerin im Kursaal von Lugano unter anderem gegen Freddy Quinn mit seinem „Heimweh“ durchgesetzt. Freddy tat mir fast leid, aber für meine Lys Assia freute es mich doch. Lys war damals wirklich ein Star! Sie hatte mir erzählt, sie sei mit einem Oscar Petersen[39] verheiratet und betreibe in Kopenhagen die ORCHIDEEN-TERRASSEN und in Snekkersen das Restaurant KÜSTENPERLE. Kiel sei doch gar nicht sooo weit von Kopenhagen, und wir sollen sie doch einfach besuchen, wenn wir das nächste Mal in Kiel seien.

Meine Eltern hatte ich in Briefen von Erika erzählt, und sie auf eine Ankunft zu zweit vorbereitet. In Kiel wollte ich Erika natürlich die Schönheiten und Highlights des Kieler

---

[39] Nein, nicht mit dem berühmten von dem Jazz-Trio, sondern mit dem viel reicheren dänischen Hotelier Oscar Peterson

Umlandes und Schleswig-Holsteins zeigen: Steilküste bei Dänisch Nienhof mit Blick über die Ostsee, Damp und die Erdölbohrinsel in der Eckernförder Bucht. Alles echte „must see´s“, fand ich. Dann Kiel: Natürlich den erst 1961 eingeweihten OSLO-KAI mit DER OSLO-FÄHRE „Kronprinz Harald“[40], den Rathausplatz und die einmalige Holstenstraße mit ihren vielen Geschäften

Geschäfte in der Holstenstraße

Sie fragen sich jetzt, was an der Holstenstraße einmalig sei? Sie war die erste Straße in Deutschland (1953 und 1957), die für den Individualverkehr gesperrt und in eine Fußgängerzone umgewandelt wurde! In Kiel. Dort, wo man 1953 bis 1956 auch den ersten Straßenbahnzug mit Ein-Mann-Bedienung (= schaffnerloser Betrieb) entwickelt hat und fahren ließ! Kiel…

Wenn man die Holstenstraße vom Alten Markt in Richtung Bahnhof entlang schlenderte, passierte man viele Geschäfte, an die sich nur noch (sehr alte) Kieler erinnern:

Es begann am Alten Markt mit dem Karstadt-Haus (damals eines der größten Karstadt-Häuser in Deutschland), Kihr Göbel (Musikalien und Schallplatten; da hörte man sich die Schallplatten, die man evtl. kaufen wollte, noch zu mehreren in Kabinen an), Rolffs (Damenmoden vom Feinsten), Hettlage & Lampe (Herrenmoden auf 4 Etagen), Salamander-Schuhe (wo man über ein Röntgengerät verfügte, durch das

---

[40] Am 2. Mai 1961 startete die erste „Kronprins Harald“ erstmals von Oslo. Sie wurde von der Howaldtswerke Deutsche Werft in Kiel gebaut, hatte eine Kapazität von rund 580 Passagieren und konnte bis zu 150 PKW befördern. Dass die „Prinsessin Ragnhild“ erst 1981 fertiggestellt worden war, hatte ich doch glatt vergessen

man als Kind sehen konnte, ob die Schuhe passten, und man konnte dabei mit den Zehen wackeln. Niemand dacht damals an die „Strahlen"… Außerdem gab es die Salamander-Hefte), Weipert-Kaufhaus (Stoffe, Knöpfe etc. Die seltsame Gondelbahn zum Parkhaus konnte ich Erika noch nicht zeigen, die kam erst 1974. Dann kam die Holstenbrücke, eine der wichtigsten Straßenbahnhaltestellen in Kiel. Danach kam gleich Meislahn, das einmalige Wäsche-etc.-Geschäft in Kiel, das noch heute in ganz Deutschland (fast) unerreicht ist und gegenüber das Stehcafé Reimers und das Schmuck- und Uhrengeschäft Mahlberg. Etwas weiter erwartete das CITY, ein Tag- und Nachtkino, dessen Spätvorstellungen legendär waren, und die auf Western- und Eddi Constantin[41]-Filme spezialisiert waren, sein spezielles Publikum. Dann folgten erst eine Bank und dann Blohm-Herrenmoden (auch auf vier Etagen), das Verlagsgebäude der Kieler Nachrichten zurückgesetzt in der Fleethörn mit den nachts so lauten Rotationsdruck-Maschinen), das Foto-Fachgeschäft Prien (das damals noch eines war), ein gut sortiertes Damenwäsche und --strümpfe-Geschäft, dessen Namen ich nicht mehr erinnere, Sport-Knutzen, das HOTEL ASTOR mit seiner für Kiel einmaligen Dachterrassen-Bar mit dem bei gutem Wetter zu öffnenden Dach. Doch, die Holstenstraße hatte etwas zu bieten!

Nach rechts ging es hinauf zur Ostsee-Halle und zum ehemaligen FLENSBURGER HOF, dann folgten in der Holstenstraße wieder viele kleine Läden und schließlich der exklusive Herrenausstatter Witte (der mit den Papierkragen).

---

[41] Unvergessen die langgezogenen „Eddiiii-Rufe" im Kino, wenn sich eine Gefahr von hinten näherte, die Eddi nicht wahrnahm.

An das Einkaufszentrum SOPHIENHOF dachte damals noch niemand.

Kiel verfügte damals über ein so großes Angebot an Geschäften, weil für viele Skandinavier in Kiel „Europa“ begann, und sie viel Geld in Kiel ließen!

Nicht vergessen will ich den KLEINEN KIEL mit dem einmalig schön an der Holstenbrücke gelegenen Toilettenhäuschen (rechts „Herren“, „links“ Damen). Unvergessen!

Leider ist von der ganzen Pracht wenig geblieben: Gefühlt steht inzwischen jedes zweite Geschäftshaus in der Holstenstraße leer, die Fachgeschäfte sind… einfach weg. Sie werden auch nicht wiederkommen. Die Holstenbrücke wird gefühlt seit Urzeiten umgebaut und offenbar „nie“ fertig werden. Einleuchtende Erklärungen für die Dauer dieses Ewigkeitsbau sind mir nicht bekannt. Ich vermute, hätte man die alten Ägypter mit dem Bau beauftragt, hätten wir vielleicht auch noch keinen Kanal dort, wo er geplant war, aber sicherlich schon eine eindrucksvolle Pyramide, oder? Na gut. Ich bin ja inzwischen ein alter Mann, ich muss den ganzen modernen Wirtschaftskram nicht mehr verstehen. Kehren wir zurück nach damals, als ich noch ein junger Mann war.

Und natürlich das einzige und wahre Highlight Kiels: Den Kiel-Canal und die Schleusen mit den vielen Schiffen. Es war eindrucksvoll. Sogar für mich. Es gab so viel zu zeigen und zu erklären - bis hin zu den Positionslichtern der „Dampfer“, die Mutters Hotel ZUR WAFFENSCHMIEDE passierten.

Und Erika tat so, als ob sie das alles – inklusive die Positionslaternen der „Dampfer“ – brennend interessieren würde – sie war eben eine sehr kluge junge Frau.

Nachdem ich alle landschaftlichen Schönheiten und städtischen Reize präsentiert hatte, machten wir uns über Lütjenburg, Fehmarn-Sund-Brücke, Puttgarten und Rödby schließlich auf nach Kopenhagen. Als wir dort ankamen, war Lys Assia nicht zuhause. Wat´n Pech!

Ihr Stiefsohn bewirtete uns allerdings königlich und sorgte durch einen Anruf bei seinem Onkel Peterson im HOTEL KONG FREDERIC für eine mehr als standesgemäße Unterkunft. Noch wichtiger als der (beträchtliche) Preisnachlass in diesem prächtigen Hotel war die Tatsache, dass wir im Jahre 1967 als unverheiratetes Paar ein Doppelzimmer erhielten. Sogar im aufgeschlossen Dänemark war das damals noch nicht selbstverständlich. Kopenhagen war wunderschön. Das Hotel liegt direkt am FOLKETS PARK, wunderbar. Am ersten Morgen im Hotel traten wir unten aus dem Lift, es brannten fünfarmige Kerzenleuchter, der Portier war livriert. Es war eine Stimmung wie im Märchen. Natürlich kannten wir die Schweizer Hotels und waren einiges an Luxus gewöhnt. Aber hier war es eine ganz besondere Stimmung – vielleicht vor allem für uns in unser (vorgezogenen) Flitterwochen-Stimmung. Egal, es war eine der schönsten Wochen, die ich je erlebt habe – dank meiner Erika. Nach dem Frühstück machten wir uns auf nach Snekkersen. Die Speisekarte bot Neues und Überraschendes. Dänemark ist eben nicht die Schweiz! Und das meine ich positiv. Das Essen war so gut, wie Lys Assia versprochen hatte.

Auf der Rückfahrt hatte ich ein kleines Problem mit dem Zoll in Puttgarten – zwei oder drei Schachteln Zigaretten zu viel… Nix Großes, aber der Zöllner „stellte sich an"… Da rief sein Kollege vom Passamt aus zwei Meter Entfernung: „Was hast Du denn da?"

„Der Rieken hier, hat zu viele Zigaretten!"

„Das ist doch der Rieken von der Waffenschmiede, oder?“

Ich bejahrte.

„Mensch, lass ihn laufen, den kennen wir doch…“

Damit hatte sich mein Zollvergehen in Luft aufgelöst und wir konnten fahren.

Am Weihnachtsabend 1967 haben Erika und ich uns verlobt. Ich schenkte ihr einen schönen Ring. Wir hatten niemanden von der Verlobung informiert. Tagsüber haben wir gearbeitet, abends gingen wir oft ins DÖLF und die Bar La Bohoeme. Es waren herrliche Abende. Im La Bohoeme kannte man uns inzwischen – wenn wir die Bar betraten, spielte die Zweimann-Band JOSE UND RAUL immer ein spezielles Lied für uns – schade, den Titel habe ich vergessen, aber nicht die Situation. Häufig aßen wir Schnecken – 136 Stück! Das tief verschneite Davos war gerade die richtige Umgebung für ein verliebtes Paar wie uns. Eine andere Stelle, die wir abends oft „anliefen“, war das Restaurant im HOTEL MEIERHOF. Die Spezialitäten, die wir gerne bestellten, waren Räucherlachs, der am Tisch von der ganzen Lachsseite abgeschnitten wurde, oder Beef Tartar, das ebenfalls am Tisch zubereitet wurde – dazu die passenden Weine. Da kam in mir der ehemalige Weinchef vom Hotel ..... hervor. Wir tranken Yvornne von Obrist, Aigle Les Murailles von Badoux, Johannisberger Clos du Apernay oder Maienfelder Schloss Salenegg. Wir blieben lange, meist, bis die anderen Gäste gegangen waren und das Buffett abgeräumt wurde. Ab und zu blieben halbe Hummer oder Austern übrig, die man uns anbot, und die wir gerne nahmen.

Antonett und Prima Rimaldi war ein anderer häufiger und wichtiger Anlaufpunkt. Deren Spezialität war Bündtner-

Platte mit selbst gesammelten und in Essig eingelegten Pilzen. So lecker!

Wenn ich mir es so zurückschauend überlege, waren wir eigentlich überall gerne und häufig Gast, wo das Essen sehr gut und die Aufnahme eher sehr persönlich waren. Erika hatte als Fränkin aus Coburg eine so gute aktive und positive Art, auf Menschen zuzugehen, dass wir überall gern gesehen waren. Die Regel mit den wenigen Sätzen mit maximal drei Worten kannte sie ja nicht – und das war gut so. Außerdem befanden wir uns ja nicht in Schleswig-Holstein.

Am 26. Januar spielten wir im HOTEL HERRMANN – hatte ich das schon erwähnt? – Skat, ich hatte einen Grand auf der Hand, als plötzlich ein verstört wirkender Mann im Schlafanzug barfuß durch die Tür hereinkam. Ich weiß noch, dass ich ihn sah und warum auch immer „Barfuß im Schnee" sagte und „den spielen wir noch zu Ende…". Erst dann wurde uns klar, dass wir gerade einer Katastrophe entgangen und dem Tod von der Schippe gesprungen waren. Durch das Nachbarhaus – HOTEL WALTER – war eine Staublawine gegangen, mitten durch den Speisesaal, der allerdings Gott sei Dank an diesem Tag leer war. Hätte die Lawine nur einen minimal anderen Weg genommen, hätte ich meinen Grand nicht mehr spielen können! Viele Häuser wurden von der Lawine zerstört, und zwar wurden sie oberhalb vom Keller wegrasiert. Manche, die mit einem Haustier lebten – Katze, Hund oder Vögel wurden hinterher als Warner genannt – wurden von ihren Tieren gewarnt und hatten in den Kellern überlebt. Insgesamt hat die Lawine dreizehn Menschen das Leben gekostet. Erika und mich hat sie verschont.

Schlei Marina bei Kappeln

Erika hatte es in Schleswig-Holstein ausnehmend gut gefallen, und ich hatte bald nach unser Rückkehr davon gehört, dass an der Schlei bei Kopperby eine Marina gebaut würde, für die ein Geschäftsführerehepaar gesucht würde. Das war aus der Schweiz gesehen ja fast unmittelbar neben meinem Zuhause in Holtenau. Wir bewarben uns im März/April 1968 als Geschäftsführerehepaar und erhielten prompt eine Zusage. Ich habe die Saison abgebrochen und bin gleich nach Schleswig-Holstein gefahren, um Vertragseinzelheiten zu klären, während meine Verlobte Erika noch bis Saisonende in Davos blieb.

Ich habe mir die Baustelle angeschaut: Pfähle und Stege des Bootshafens schon im Wasser, die Gebäude kurz vor der Fertigstellung. Das ganze Projekt machte im Frühjahr einen sehr überzeugenden Eindruck auf mich. Die Verträge wurden unterschrieben.

Ich/wir war(en) jetzt Geschäftsführer.

Als Commis war ich 1962 gegangen, als Geschäftsführer 1968 heimgekehrt – nicht schlecht, fand ich. Die sechs Jahre Arbeit hatten sich gelohnt, nicht zuletzt, weil ich auch die Frau fürs Leben in der Schweiz kennengelernt hatte.

Alles okay! Wirklich? Naja, bis auf die Tatsache, dass noch nicht einmal erste Löhne überwiesen wurden, und dass die so gutaussehenden Bauarbeiten nicht mehr fortgeführt wurden. Mitte April sollte Erika kommen. Sie kam auch – und wurde völlig unvorbereitet von der Malaise überrascht.

Verdammt – Firma und Geldgeber waren bankrott. Ich klagte um mein Geld, es ging bis zum Offenbarungseid. Sogar der Prozess kostete mich noch Geld, nämlich 550 DM

Gerichtskostenvorschuss. Ich habe nichts davon wiedergesehen.

Erika und ich hatten unsere schönen Stellungen in der Schweiz für einen Traum gekündigt, der wie eine Seifenblase platzte. Schleswig-Holstein hatte uns wirklich „gut“ empfangen. Aber wir waren jung, wir waren verliebt, wir waren positiv. Arbeitsamt? Kam nicht in Frage, wir hatten ja auch noch nie in Deutschland gearbeitet… Trotzdem, wir wollten heiraten. Also planten wir die baldige Hochzeit.

Gemeinsam fuhren wir nach Coburg, denn ich musste ja noch – pro forma – um ihre Hand bei ihrem Vater anhalten. Ich fragte nur den Vater und nicht die Mutter, was bei letzterer (kurzzeitig) zur Verstimmung führte… Aber Ende gut, alles gut (was die Hochzeit anging). Als Hochzeitstermin legten wir Donnerstag, den 9. Mai 1968 in Kiel fest.

Am 9. Mai fuhren wir zum Standesamt in der Kanalstraße 37. Erika ganz in jungfräulichem Weiß, ich im besten Zwirn von Witte in Kiel. Pastor Richter führte uns in der Dankeskirche durch eine wunderschöne Zeremonie. Leider konnten beide Väter nicht kommen. Erikas Vater lag im Krankenhaus in Coburg, mein Vater befand sich in einer Kur in Bad Tölz.

Die nächste berufliche Station führte uns schon einen Tag später statt an die Schlei nach St. Peter Ording in die BAMBUS BAR. Das hörte sich von Anfang an nicht großartig an, stellte sich auch als nicht so toll heraus. Aber wir hatten beide einen „Job“, mehr war es nicht.

Erikas Vater starb am 24. August. Unser Arbeitgeber, ein Herr Schuhmann, wollte uns für die Beerdigung nicht frei geben – wir fuhren trotzdem, Schuhmann „konnte uns mal…“. Natürlich war das unser Ende unser Zeit in der BAMBUS BAR. Machte nix, wir haben es nicht bedauert – wir waren jung, wir hatten uns, was wollten wir mehr?

Naja, eine neue Stellung, wäre nicht schlecht. Wir erfuhren, dass das HOTEL DALDORFER HOF in Wahlstedt bei Bad Segeberg ein Geschäftsführerehepaar suchte. Das „schrie geradezu“ nach uns, fanden wir. Ich fuhr hin und sah zu meiner Überraschung ein wahres Kleinod von Hotel – frisch renoviert, alle Zimmer mit WC, Dusche und Telefon. Das war unser Standard, einer, den wir 1968 hier nicht erwartet hatten. Wir unterschrieben die Verträge – der 7. September 1968 war unser erster Arbeitstag. Am Vormittag des Achten erlebten wir die nächste „nette“ Überraschung: Es erschien ein Gerichtsvollzieher, sogar ein Obergerichtsvollzieher, mit Betonung auf „Ober…“. Er stellte sich als Herr Woirschek vor und teilte uns sehr freundlich mit, dass leider, leider das gesamte Inventar gepfändet sei, und dass wir ihm jetzt, bitte schön, die Umsätze vom gestrigen Tag aushändigen sollten. Wir fielen aus allen Wolken, mit so etwas hatte keiner von uns je zu tun gehabt. Obergerichtsvollzieher Woirschek erwies sich trotz seiner Aufgabe als netter Kerl, der uns manchen hilfreichen Tipp gab, wie wir uns in dieser Situation am besten zu verhalten hätten. Der Besitzer hielt uns dagegen nur hin: Er hätte Grundstücke in

Hartenholm gekauft, die einen wahnsinnigen Profit versprächen, wenn die geplante Erweiterung des Hamburger Flughafen erst realisiert würde und so weiter. Ich weiß nicht mehr genau, ob er „wenn“ oder „falls“ sagte?

Gäste hatten wir aus dem nördlichen Hamburger Umland reichlich, der Laden brummte eigentlich. Wir erhielten zu unser Überraschung sogar unsere Lohnschecks, die sich allerdings als ungedeckt erwiesen. Nicht DIE Überraschung. Der Obergerichtsvollzieher erlaubte uns aber, das uns zustehende Geld aus der Kasse zu nehmen. Mindestens etwas.

Eines Tages kam unser Chef ins Hotel gerauscht, grüßte kurz, traf sich mit dem Obergerichtsvollzieher, legte 8.000 DM in bar auf den Tisch und meinte, das wäre es jetzt ja wohl gewesen. Der „Ober…“ eröffnete ihm allerdings, dass es noch eine Anschlusspfändung gäbe, und die 8.000 DM würde jetzt nicht mehr reichen… Was unseren Boss veranlasste, den Koffer mit Geld unter den Arm, und die Beine in die Hand zu nehmen und blitzartig zu verschwinden. Wir haben ihn nie wieder gesehen oder von ihm gehört.

Ein anwesender Richter erklärte uns die Situation dahingehend, dass jetzt eine Zwangsversteigerung anstünde, und fragte uns, ob wir den „Laden“ bis zum Ende der Vollstreckung „ schmeißen“ würde (er fragte es etwas vornehmer, er war schließlich Richter). Ja, wir waren einverstanden. Nun waren wir in Staatsdiensten.

Mitte November meldeten wir uns dann doch beim Arbeitsamt in Neumünster endgültig als arbeitslos. Die zweite Novemberhälfte und im Dezember halfen wir beiden Arbeitslosen meiner Mutter in ihrer WAFFENSCHMIEDE.

Als Überraschungsgäste kamen Herr Looser und Herr Krauß zu Besuch – wir zeigten Ihnen Travemünde und

Holtenau und ließen schließlich durchblicken, dass die Schweiz vielleicht bald wieder mit uns rechnen könne.

Erika schrieb einen Brief an ihren alten Chef, Herrn Branger. Da das Ehepaar Branger gestandene Hoteliers waren, konnten sie zwischen Zeilen lesen, wie es um uns stand. Sie boten Erika ihre alte Position an. Ich rief im HOTEL DERBY in Davos an und erhielt die positive Nachricht, dass ich Herrn Krauß, der eine Reise mit der MS „Amsterdam" machen wollte, als Weinchef vertreten könne. Damit sollte die Schweiz uns wiederbekommen.

Am 3. Januar 1969 fuhren wir wieder in die Schweiz. Es hatte uns eigentlich niemand vermisst, andererseits war es, als ob wir nie fort gewesen wären. Erika „machte" die Rezeptionschefin und ich den Weinchef und stellvertretenden Oberkellner.

Am 15. April wechselten wir wieder nach Bad Ragaz. Erika als Chefin der Rezeption in den HOF und ich als Chef de Rang in den QUELLENHOF. Die Arbeit hatte sich nicht verändert, die Kellner-Brigade war auch (fast) vollständig wieder da.

Onkel George war einer meiner ersten Gäste. Er freute sich, Erika und mich wieder in Bad Ragaz zu sehen. Außer Onkel George waren auch viele – wenn nicht alle – Stammgäste wieder da. Als Blumenchef musste ich täglich 144 Blumenvasen pflegen: Neues Wasser und neue Schnittblumen. Die Blumen habe ich in der Gärtnerei meist selbst geschnitten, was den Meister nicht wirklich erbaute.

Die freien Abende verbrachten wir, wie gehabt, in diversen Lokalen und Bars, das Leben als frisch verheiratetes Paar war schön.

Onkel George hat uns in sein Haus mit sehr großem Garten in Frauenfeld eingeladen, damit wir Frau und Tochter

kennenlernten. Er besuchte mit uns die besten Lokale der Gegend – und wo er hinkam, wurde er als Herr Direktor Alt von der Schweizerischen Kreditanstalt begrüßt. Die beiden Damen akzeptierten uns offenbar, was uns in der Zukunft sehr helfen sollte.

Die Schwarzenbach-Initiative

Ein Herr Schwarzenbach hatte ab 1968 in der Schweiz eine sehr umstrittene fremdenfeindliche Initiative auf die Beine gestellt: Es lief darauf hinaus, dass „Ausländer raus aus der Schweiz" forderte! Schwarzenbach war im Grunde seines Herzens ein Nazi (gewesen). So forderte er, dass der Ausländeranteil in der Schweiz maximal zehn Prozent betragen dürfe. Wäre seine Initiative angenommen worden, hätten 350.000 Arbeiterinnen und Arbeiter ihre Koffer packen und heimfahren müssen. Als ob die Schweizer unsere Jobs zu unseren Konditionen machen wollten.

Über das Volksbegehren wurde am 7. Juni 1970 mit einer rekordverdächtigen Stimmbeteiligung von fast 75 Prozent abgestimmt. Die Stimmberechtigten waren übrigens ausschließlich Männer. Es wurde mit 54 Prozent Nein-Stimmen verworfen. Aber hohe 46 Prozent der Stimmberechtigten stimmten doch für die Initiative.

Sämtliche Parteien, die Arbeitgeberorganisationen, Gewerkschaften und auch die Kirchen lehnten das Ansinnen ab. Trotzdem waren viele Schweizer Männer für die Initiative, vor allem Arbeiter, die der Sozialdemokratischen Partei und den Gewerkschaften nahestanden. Sie fürchteten, die Ausländer könnten ihnen die Arbeit wegnehmen.

Angenommen wurde dagegen eine Gegeninitiative des Ständerates: "Ausländer ja – aber nur für neun Monate, dann für drei Monate raus", bestimmte sie, damit es keine Niederlassung geben könne. Erika und ich waren als Saisongänger im Prinzip nicht betroffen, da wir die Schweiz zwischen den Saisons eh in Richtung Deutschland verließen. Aber es brachte viel Unruhe in unsere Brigade, da bis auf Herrn Looser alle anderen keine Schweizer waren.

Doch noch einmal Davos

Mitte Dezember 1969 begann unsere Wintersaison in Davos. Das war doch eine ganz andere Welt als in Holtenau – keine alten Seebären, sondern Bankdirektoren und ihre Gattinnen. Wahrscheinlich waren einige von den Bankdirektoren genauso harte Knochen wie unsere Kap Hoorniers – nur besser gekleidet. Eine von den Ehegattinnen fragte mich, was ich von Willy Brandt hielte? Damals nicht viel – ich murmelte wohl etwas von Vaterlandsverräter und „Whisky-Willi“ und solchen Schrott. Ehe ich mich versah, hatte sie mir eine schallende Backpfeife verpasst. So schnell, dass ich weder reagieren noch mich wehren konnte – was hätte ich auch tun können, außer mich schnell zu bücken? Im Gegensatz zu der Situation an der Bar im FLENSBURGER HOF bekam niemand die Szene mit und ich musste nicht zur Direktion… Ihre Reaktion veranlasste mich allerdings, mich mehr für Politik zu interessieren. Ein Brandt-Fan bin ich nie geworden, ich blieb überzeugter CDU-Wähler. Aber ich dachte von da an differenzierter über Politik und Politiker.

Die freien Abende verbrachten Erika und ich miteinander mit Freunden – die waren ja noch oder wieder alle da. Meinen Geburtstag feierten wir wie die letzten Jahre schon

gemeinsam mit Herrn Looser in Arosa. Dabei besprachen wir auch die kommende Sommersaison 1970. Looser stellte mir die Position des Weinchefs im GRAND HOTEL QUELLENHOF in Bad Ragaz in Aussicht. Da ich ihn so lange kannte, verließ ich mich auf die mündliche Absprache – und war dann fürchterlich enttäuscht, dass ich nur als Chef de Rang eingestellt wurde, weil der Hoteldirektor den Sohn eines Weingutbesitzers als Weinchef eingestellt hatte. Vitamin B! Aber dieser Sohn war eben NUR Sohn, von seinen Aufgaben verstand er nichts. Das sprach sich in der Brigade schnell herum, und so wurde er auch nur als „Sohn" behandelt. Looser versuchte mich zu trösten und versicherte mir, er hätte nicht gewusst, was der Hoteldirektor „hinter seinem Rücken" mit dem Vater von dem Sohn vereinbart hatte. Sohnemann fuhr seinen roten Mercedes-Sportwagen, viel mehr konnte er auch nicht. Am dritten oder vierten Abend übergab Looser mir (zum Trost?)die Schlüssel für Zigaretten- und Schnapps Schrank – Heiligtümer, die in jedem guten Hotel an und für sich NUR vom Weinchef verwaltet werden durften. Auch bekam ich meine geliebte Station 1 wieder. Naja – aber Weinchef war und wurde ich damals nicht. Mich hat das sehr getroffen, und ich brauchte einige Zeit, um über den „Schock" des gebrochenen Versprechens hinweg zu kommen. Ich war eben doch fast ein Seemann geworden – und unter „uns" Seemännern galt das Wort mehr als der Vertrag auf Papier.

Erika und ich diskutierten die Situation hin und her, wir überlegten unsere Optionen. Ich brachte ins Gespräch, dass wir „eventuell vielleicht" Mutters Hotel ZUR WAFFENSCHMIEDE übernehmen könnten. Ich fragte bei Mutter vorsichtig an, ob sie sich mit ihren 60 Jahren einen Ruhestand vorstellen konnte? Nein, konnte sie nicht – aber sie würde darüber nachdenken…

Onkel George war einer, mit dem wir unsere Pläne und Ideen für unsere Zukunft vertrauensvoll besprechen konnten. Er brachte noch eine Position als Direktorenehepaar im HOTEL BAHNHOF in seiner Heimatstadt Frauenfeld ins Gespräch – das hörte sich sehr gut an, scheiterte aber schließlich an der 9-Monate-/3-Monate-Regelung für Ausländer in der Schweiz. Das war schade, aber es erleichterte uns den nächsten Schritt sehr. Wir führten in diesen Wochen einen intensiven Briefverkehr mit meinen Eltern, aus dem sich schlussendlich, die Entscheidung ergab, dass wir „Holtenau" übernehmen würden. Es war Erika, die den nächsten wichtigen Schritt einleitete. Sie hatte Gäste (einer war Anwalt) aus Stuttgart, erzählte ihnen von unseren Plänen und auch, dass ihr Schwiegervater „nicht so ganz einfach" sei. Der Anwalt bot uns an, einen Vertragsentwurf aufzusetzen. Heraus kam schließlich ein Kauf-/Verkaufsvertrag „wie unter Fremden". Damit wären alle denkbaren Probleme mit Eltern und Geschwistern von vornherein „erledigt".

Als nächstes besprachen wir unsere Ideen und den Vertragsentwurf mit Onkel George, der sich als eine sehr große Hilfe erwies, vermittelte er uns doch ausreichende und vor allem sehr günstige Kredite.

Teil 3

Kiel

Olympiade ´72

Waffenschmiede

Urlaube

Prüfer der Industrie u. Handwerkskammer

1971 bis 2021

Kiel, meine Eltern, vor allem Mutter, und die WAFFENSCHMIEDE hatten mich – jetzt in Form von „uns“ – wieder. Und wir kamen mit einen ausreichenden Kredit aus der Schweiz im Rücken!
Rückwirkend betrachtet war mein Weg nach Kiel ziemlich „stürmisch“, und stürmisch sollte es zunächst weitergehen, denn Übernahme und Umbau der WAFFENSCHMIEDE gingen nicht geräuschlos vor sich – bevor Erika und ich die WAFFENSCHMIEDE dann für mindesten 50 Jahre in relativ ruhige Gewässer steuerten.
Wir setzten unsere Ideen hinsichtlich eines modernen Hotels und des Services durch, und wir konnten Hotelgäste aus der ganzen Welt und Restaurantgäste aus Kiel und dem Umland überzeugen. Viele wurden uns lieb gewordene Stammgäste.
Wir hatten unsere Leben, das Hotel und das Restaurant im Griff. Wenn etwas Besonderes passierte, dann meist auf den Kiel-Canal oder in unseren vielen Urlauben.

Wenn man 50 und mehr Jahre als Hotelier(ehepaar) arbeitet, dann ist es als positiv zu bewerten, wenn das Geschäftsleben vor allem aus Routine bestanden hat – Routine bedeutet ja auch keine „Katastrophen“ und wenig „Ärger“ mit Gästen oder Personal.
Deshalb kann ich aus den letzten 50 Jahren meines/unseres Berufslebens auch nur einige ausgewählte Highlights schildern.
Für uns war es immer wichtig, dass wir KEINE besonderen Gäste hatten – d.h., die hatten wir natürlich, denn für uns war jeder einzelne Gast „besonders“ und „wichtig“. Und über prominente Gäste redet ein guter Hotelier nicht – Diskretion! Sie erinnern sich noch an Herrn Strebel…

Zeitleiste ab 1969

Jahr	Zeitraum	Geschehen
1969		Magnus-Kran rammt Hochbrücke
1970	14. Dez.	Siloexplosion im Nordhafen
1971	1. April	Übernahme ZUR WAFFENSCHMIEDE
1971		Beginn des Umbaus
1971	6. Dez	Silo-Explosion im Nordhafen
1972		ZUR WAFFENSCHMIEDE wiedereröffnet
1972	11. Juli	Freigabe der Olympiabrücke
1972	26. Aug bis 11. Sept	Segel-Olympiade
1973	5. Mai	„Kieler Tornado“
1974	1./ 2. Mai	Schiffsunfall MARRET B sinkt im Innenhafen von Holtenau nach der Kollision mit dem schwedischen Tanker "RUNÖ"
1977	28. Jan.	Fähre HUBERTUS von BALTIYSKIY 37 gerammt, 1 Toter, 2 Verletzte
1980	21. Mai	Gründung Canal-Verein e.V.
1980	7. Okt.	MS FORT rammt die Brücke
1985	4. Mai	„Meine“ LINIE 4 der Straßenbahn wird eingestellt
1992	2. Aug.	Unfall bei Abriss Prinz Heinrich-Brücke
1993	13. Jan.	Orkan Verena mit 150 Std/km über Holtenau
1994-1996		Neubau der 2. Brücke
2009	12. Juni	Paraffin-Tanks brennen

Nach Abschluss der Sommersaison fuhren wir beide über Coburg nach Kiel. Unsere Hilfe entlastete meine Mutter, und die Stammgäste konnten Erika kennen (und lieben) lernen. Als die Gäste merkten, dass Erika ja gar keine Schweizerin, sondern Bayerin aus Franken war, wuchs das Interesse noch. Unter unseren Gästen waren viele Lotsen, die die schönsten Seefahrergeschichten und -döntjes erzählten. Es waren viele „schöne" Geschichten dabei. Nicht alle waren wahr, aber irgendwer wird sie schon erlebt haben. Oder sie waren verdammt gut erfunden.

Kennen Sie die Geschichte von der kürzesten Seebestattungsrede auf einem Großsegler? Ja? Dann blättern Sie weiter. Wenn nicht, die Geschichte geht so: Ein Seemann war gestorben, die Leiche wurde in eine Persenning eingenäht, und der Käptn sollte nun noch eine kurze besinnliche Ansprache halten: „God make him, God take him, smiet em över Bord[42]", sagte er und setzte seine Mütze wieder auf. Die Mannschaft fand´s ergreifend.

Alle hatten sie ihre ersten Seeerfahrungen auf Großseglern gemacht, einige waren tatsächlich noch auf Flying-P-Linern von F. Laeisz gefahren, andere beim finnischen Reeder Gustaf Eriksson aus Mariehamn auf den Aaland-Inseln, der die letzten Frachtsegler betrieb, mehr oder weniger schwimmende Särge. Da in vielen Ländern Erfahrungen auf Segelschiffen für den Erwerb eines Patents vorgeschrieben waren, und es weltweit kaum noch Segler gab, waren die ambitionierten unter den jungen Seefahrern gezwungen für „fast nix" oder „überhaupt nix" bei Eriksson zu arbeiten. Der Finne war offenbar ein noch härterer Hund als unsere Gäste. Denn es waren alte, aber innerlich immer noch harte

---

[42] Mit einem korrekten Englisch hatte man es an Bord nicht so…

Männer, die teilweise unglaubliche Geschichten zum Besten geben konnten, und manches davon waren sogar wahr… (sagten die Seebären). Aber nicht alles war wahr, manches war gut gesponnenes Seegarn, aber deshalb waren diese Geschichten nicht schlechter. Erika mochte diese Stories und die alten Herren, und die alten Seebären mochten meine Erika.

Eine der „vielleicht?) wahren Geschichten ging so: Ein alter Segler aus Holz hatte schon wochenlang um die Umrundung des Kaps gekämpft. Der Wind stürmte und heulte, die Brecher wuschen alles, was nicht niet- und nagelfest war, über Bord – sogar die gesamte Kombüse mit dem Koch, der einen kurzen Moment lang sein eigenes Schiff zwischen den haushohen Wellen sah, es nicht gleich erkannte und durchs Bulleye rief: „What ship?“. Dann versank er vor dem Kap. Ja, solche Geschichten erzählten sie Erika.

Oder die von dem Kapitän eines anderen Holzseglers, der wochenlang um die Kapumrundung gekämpft hatte (erkennen Sie die Versatzstücke dieser Stories?), als plötzlich einer der stählernen Flying-P-Liner unter vollen Segeln vorbeirauschte. Der Käptn ließ die Mannschaft antreten, und alle Mann mussten die Mützen abnehmen – denn das da, das war ein Flying-P-Liner, der ging nämlich durch Wind und Wellen einfach so „durch“…

Oder die von dem cleveren Moses, der seinem Kapitän jeden Morgen eine Tasse Kaffee auf die Brücke bringen musste. Jeden Morgen hatte eine Pfütze auf der Untertasse, weil das Schiff so schaukelte. Und jeden Morgen bekam er eine Ohrfeige dafür. Bis es dem Moses (er könnte aus Holtenau gewesen sein!) zu dumm wurde, und er den Kaffee aus der Tasse in den Mund nahm, als er die Kombüse verlassen hatte. Dann rannte er schnell zur Brücke und dort spuckte

er den Kaffee in die leere Tasse. Nix übergeschüppt. „Siehste, Moses“, sagte der Kapitän anerkennend als er die saubere Untertasse sah, „geit doch…!“

Übernahme der Waffenschmiede

Ende Oktober 1970 haben wir die Schweiz endgültig verlassen und genehmigten uns einen 14tägigen Urlaub auf Madeira. Über Stuttgart und Coburg ging es danach nach Kiel-Holtenau.

Die nächsten Wochen führten wir intensive Gespräche mit meinen Eltern, um sie von unseren Ideen für Hotel und Gaststätte und nicht zuletzt vom Vertragsentwurf „wie unter Fremden“ zu überzeugen. Mutters Steuerberater war von unserem Vertragsentwurf begeistert und drängte sie zuzustimmen.

Der Vertrag umfasste unter anderem, dass wir die Waffenschmiede von meinen Eltern – meine Mutter war damals gerade 60 Jahre, der Vater 67 Jahre alt – zum Zeitwert erwarben, und dass ihnen lebenslang „Unterkunft und Verpflegung“ zustünde.

Warum ein Kauf „wie von Fremden“? Sie erinnern sich, dass ich bereits mehrfach die nicht so guten Beziehungen zu meinen nächsten Verwandten – wovon ich meine Mutter bis zu diesem Zeitpunkt ausnehme – erwähnt habe. Das war der Grund. Man weiß ja nie… Sie kennen das: Sprichst Du noch mit Deinen Verwandten, oder habt Ihr schon geerbt?“

Auch testamentarische Regelungen wurden dahingehend getroffen, dass bei einem eventuellen Tod von Erika und mir, nichts an meine Eltern und damit auch auf meine Geschwister zurückfallen würde.

Im März 1971 unterschrieben meine Eltern, Erika und ich den endgültigen Vertrag bei einem Notar in Plön. Meine Eltern erhielten lebenslanges Wohnrecht „Kost & Logis“.

Rückwirkend betrachtet, erwiesen sich die Entscheidung, das Hotel zu kaufen und die Kaufformalitäten als vollkommen richtig.

Neue Besen kehren gut, vor allem, wenn sie aus der Schweiz kommen: Kaum waren wir Besitzer der WAFFENSCHMIEDE, wollten wir das Haus nach unseren Ideen und Erfahrungen und Vorbildern umbauen – aktuelle Schweizer Standards inklusive! Meine Eltern waren von unseren Ideen nicht wirklich begeistert: Doppelzimmer mit Dusche und WC und Telefon im Zimmer. Dusche und WC IM ZIMMER? Was soll das denn, das hat doch niemand? Telefon auf dem Zimmer! Wozu das denn? Wo gab es das denn? In der Schweiz vielleicht… Sicher nicht in Kiel. Selbst die großen Kieler Luxushotels Kieler Kaufmann und Kieler Yachtclub oder das neue Maritim , die für die besten Gäste gerade gut genug waren, hatten das nicht und würden es für die nächsten Jahre auch nicht haben! Der Flensburger HOF wurde in dieser Zeit verkauft, weil die Investitionen, die nötig gewesen wären, um unseren Standard zu erreichen, zu hoch gewesen wären.

Aber was interessierten uns denn die anderen Kieler Hotels, und was sie boten – die waren alle auf der anderen, der dunklen Seite des Kanals. Wir kannten diesen neuen Standard, und wir wollten ihn! Denn wir dachten an die Zukunft. Außerdem gehörten zu unseren neuen potenziellen Zielgruppen Gäste, die diesen Standard wollten und erwarteten. Natürlich gab es damals das Wort „Zielgruppe“ damals noch nicht einmal.

Zu den damaligen Gästen der WAFFENSCHMIEDE gehörten unter anderem drei lokal bekannte Architekten, die unsere Pläne auch nicht unbedingt goutierten, und die IHRE Ideen in unsere Pläne einbrachten, oder besser, sie einbringen wollten. Vor allem drehten sich unsere Ideen um das HOTEL WAFFENSCHMIEDE und erst in zweiter Linie um das Restaurant. Es waren wirklich harte „Verhandlungen" mit Vorbesitzern und Architekt, die allesamt Erika und mich als total abgehoben betrachteten. Das mochte ja alles für Zürich, St. Moritz oder Bad Ragaz gut und richtig sein, für die dort verkehrenden „Reichen" – aber hier in Schleswig-Holstein wären die Leute bodenständig und bräuchten *all den nümodschen Kram nich´*.

Ich weiß noch, dass meine Eltern jedes Mal, wirklich jedes Mal, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen, wenn wir wieder einmal planten, eine Wand herauszureißen – ob wir denn nicht wüssten, was all die Steine gekostet hätten, hieß es dann entsetzt! Nein, a.) wussten wir das nicht, und b.) interessierte es uns auch nicht. Und c.) waren es doch inzwischen unsere Steine…

Wir konnten bei unseren Umbauplänen auf manche Animosität keine Rücksicht nehmen. Um es sehr nett auszudrücken: Wir erwiesen uns als sehr willensstark und durchsetzungsfähig. Punktum.

Irgendwann waren die Pläne schließlich nach unseren Vorgaben fertiggestellt – wohlgemerkt: Auf dem Papier! Der Architekt hat bei der Erstellung der Pläne sicher manches Mal mit den Zähnen geknirscht!

Diese Pläne waren eines, vor dem Umbau kam jedoch noch eine Baugenehmigung. Die konnte doch kein Problem sein, dachten Erika und ich. War sie aber doch. Leider! Auf dem

Bauamt gab es nur Probleme, Probleme und noch einmal Probleme.

Zu dem Zeitpunkt war ich – ich hatte es schon mehr als angedeutet – überzeugter und in der Wäsche gefärbter CDU-Wähler. Die „Genehmiger“ auf der anderen Seite offenbar Rote. In Kiel regierte die SPD. Man sollte meinen, dass das für den Umbau eines kleinen Hotels in Holtenau keine Rolle spielen sollte oder dürfte. Wieder weit gefehlt. Ich weiß auch nicht, ob man mir meine politische Überzeugung ansah, ob ich sie vor mir hertrug, ob man sie roch oder was immer es war. Ich hatte nur Probleme und erhielt keine Baugenehmigung. Einige damals bekannte CDU-Politiker verkehrten in der Waffenschmiede, unter anderem mein Freund Hannes. Er gab mir endlich den Rat, ein vertrauensvolles Gespräch mit einem SPDler zu führen. Das wollte ich ja nun gar nicht einsehen. Ich wollte schließlich einen Hotelumbau und kein neues Parteibuch. Ich dachte, dass „alle Menschen sind gleich“ einfach so, immer und überall gelten würde. Dem war aber nicht so, musste ich erleben.

Schließlich gab ich nach und suchte einen von der SPD auf (Herrn Zöllkau), der mich als erstes fragte, warum ich nicht früher zu ihm gekommen sei, über meine schönen Pläne könne man doch mal nachdenken und reden, denn das sähe doch sehr gut aus. In der Zeit feierte die Kieler Spar- und Leihkasse ihr 175jähriges Jubiläum. Unser Kontostand war offenbar hoch genug, dass man uns zur Feierlichkeit einlud. Natürlich war mein Herr Zöllkau da, der uns ins Schlepptau nahm und dem Kieler Oberbürgermeister Günther Bantzer[43] vorstellte. Der hörte sich meine Ideen und Probleme sehr

[43] Kieler Oberbürgermeister vom 1.11.1965 bis zum 31.10.1980

interessiert an – Oberbürgermeister können das, ohne dass sich hinterher viel rührt. Jedenfalls war das unser Eindruck.

Schließlich kam uns ein Zufall zu Hilfe: Die Marine verfügte damals über ein Trossschiff namens „Coburg“. Natürlich war die Stadt gleichen Namens die Patenstadt. Und natürlich gab die Stadt Kiel im Rathaus einen Empfang. Reiner Zufall, dass es gerade jetzt war. Ein Teil der Coburger Delegation wohnte in der WAFFENSCHMIEDE. Die geborene Coburgerin Erika berichtete dem Coburger Oberbürgermeister von ihrer und damit unser Malaise. „Mädchen“, sagte der Coburger OB tröstend, „das wollen wir doch einmal sehen“. Er nahm uns mit zum Empfang der Coburger Delegation. Viele Reden wurden geschwungen. Der Coburger Bürgermeister (seinen Namen habe ich leider vergessen) erzählte in seiner Ansprache launisch von der Neukielerin und Altcoburgerin Erika, mit einem verdientem Stadtrat als Vater, die in der neuen Heimat leider, leider erleben musste, was es in der alten Heimat nie gegeben hätte – usw.

Der Kieler OB musste sich das Ganze von vorne bis hinten anhören. Er behauptete noch am selben Abend überzeugend, wie nur „Ober“ es schaffen, er wäre überzeugt gewesen, dass die „ganze Sache“ schon längst erledigt gewesen wäre usw. Was OBs in solchen peinlichen Momenten eben zu sagen pflegen. Wir haben in dem Moment wohl den Mund gehalten und unsere Vorwürfe heruntergeschluckt.

Aber offenbar war er tief oder bis ins Mark getroffen, denn eine Woche später fand ohne weiteres Zutun von uns bereits die notwendige Ortsbesichtigung statt, und noch einmal eine Woche später lag die Baugenehmigung mit allen erforderlichen Unterschriften und Stempeln in der Post. Geht doch…

Meine ganz persönliche Schlussfolgerung: Es ging nur mit Beziehungen und / oder „Vitamin B“. Schade eigentlich. Ich vermute, dass sich das bis heute nicht geändert hat.

Sofort wurde ein Bauunternehmen beauftragt, und der Rest – Umbau und Hotelanbau – ging ruck zuck im Herbst und Winter 1971/1972 über die Bühne. Es wurde ein perfekter Winterbau.

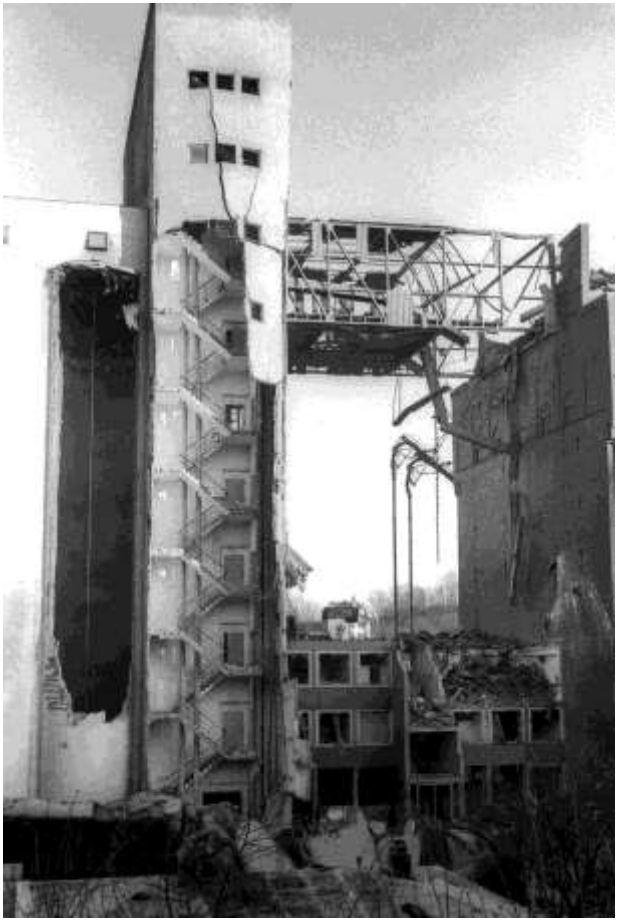
Inzwischen musste ich mich um die notwendigen Konzessionen und Genehmigungen kümmern. Zu meiner freudigen Überraschung traf ich meinen „alten“ Berufsschullehrer Frenzel, der es inzwischen zum Oberstudienrat gebracht hatte, wieder. Mein Gott, was haben wir geredet und gefachsimpelt… Ich hatte ihm ja im Grunde meine Karriere zu verdanken, denn mit meiner ersten „Eins“ in einer Facharbeit, hatte er ja meinen Ehrgeiz so angestachelt, dass ich es schließlich bis zum Hotelier mit eigenem Hotel gebracht hatte.

1971. Silo-Explosion am 16. Dezember

Erika und ich waren gerade in Holtenau eingetroffen, als am 16. Dezember 1970 das in den zwanziger Jahren am Nordhafen errichtete Getreidesilo durch eine Staubexplosion im wahrsten Sinne zumindest in Teilen in die Luft flog. Bei dieser Tragödie kamen 6 Menschen ums Leben, weitere 20 Personen wurden verletzt. Tage lang suchten Schiffe der Wasserschutzpolizei noch den Kanal nach Leichen ab.

Es geschah gegen 16.45 Uhr. Ich war zu der Zeit gerade mit zwei Gästen im Restaurant der Waffenschmiede. Ich hörte den Knall der Verpuffung, ich sah die großen Scheiben

zum Kanal schwingen (sie vibrierten nicht, sie schwangen hin und her) und dann spürte ich alles im Bauch.



Explosion des Getreidesilos im Kieler Nordhafen. Quelle[44]

[44] Stadtarchiv Kiel 47816/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Explosion des Silos. Quelle[45]

Es war unheimlich. Aber die Scheiben zersprangen nicht. Bei uns gab es keinen Schaden.

---

[45] Stadtarchiv Kiel 47823/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Der Sachschaden betrug mehr als 30 Millionen DM und das alte Silo musste in den folgenden Monaten gesprengt und vollständig abgerissen werden.

Irgendwann sammelten sich Neugierige vor dem Hotel. Es müssen Holtenauer und andere von Ortsteilen nördlich des Kanals gewesen sein, denn die Prinz-Heinrich-Brücke war gesperrt worden. Der Silo ist der Brücke sehr nahe, aber der alten Brücke war – vielleicht wegen des offenen Baustils? – nichts passiert. Auch am Neubau der Olympiabrücke, der sich ja im besten Schwange befand, ist nichts weiter passiert.

Bau und Einweihung der Olympiabrücke

Die Olympiabrücke ist die östliche und der WAFFENSCHMIEDE am nächsten gelegene von den beiden Hochbrücken, die den Nord-Ostsee-Kanal zwischen Holtenau und Wik queren.

Bau des Fundamentes für Pfeiler der Olympiabrücke auf der Holtenauer Seite. Quelle[46]

Sie wurde in den Jahren 1969 bis 1972 zur Entlastung der Verkehrssituation auf der bis dahin allein vorhandenen Prinz-Heinrich-Brücke erbaut.

---

[46] Stadtarchiv Kiel 46550/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Olympiabrücke. Bau der Zufahrtsstraßen in Holtenau. Quelle[47]

Am 11. Juli 1972 erfolgte die feierliche Freigabe. Ihren Bau konnte man über drei Jahre von der Hotel-Veranda recht gut zuschauen. Quelle[48]

---

[47] Stadtarchiv Kiel 45410/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

[48] Stadtarchiv Kiel 53480/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Großseglertreffen und Olympiade

Kiel war 1972 bekanntlich Olympiastadt. Hier fanden vom 26. August bis zum 11. September die Segelwettbewerbe der Spiele der XX. Olympiade statt. Wir hatten uns vorgenommen, unsere WAFFENSCHMIEDE „man gerade noch“ zur XX. Olympiade fertig zu haben. Die „Kieler Woche 1972“, die auf den 4. Bis 11. Juni vorgezogen worden war, hatten wir nicht schaffen können, das war uns klar gewesen. Aber wir haben unseren Um- und Neubau-Zeitplan um gut vier Wochen unterboten (machen Sie das heute einmal!) und konnten deshalb noch Reservierungen von Olympia-Gästen ergattern.

Die Kieler fanden die Windjammer großartig! Quelle[49]

[49] Stadtarchiv Kiel 53808/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Von den Segelwettbewerben hat man ja nicht so viel mitbekommen, vor allem wir mit unserem Umbau nicht.

Dann kam das Großereignis „Operation Sail“, von allen eigentlich nur als Windjammertreffen bezeichnet. Das sollte schon „etwas“ für die Massen werden, und es wurde etwas für die Massen!

„Eine Wand von Segeln, ein Wald von Masten, rund sechzig Segelschiffe aus aller Welt – die größten unter ihnen den berühmten Clippern vergleichbar, die kleinsten immerhin noch jenen Schiffen entsprechend, mit denen im vorigen Jahrhundert die Seeleute, auch aus den Häfen Kiel und Lübeck, auf „long journeys“, auf Langreisen um die Welt gingen – dieser einmalige Anblick wird sich … in den Mittagsstunden des 3. September vor der Kieler Hafeneinfahrt bieten. Es ist eine einzigartige Kulisse für die Olympischen Segelwettbewerbe in Kiel. Ein unvergleichliches Bild für alle, die dabei sind.“ So lyrisch begann das offizielle Programm der Operation Sail[50], das der Kieler Journalist Bruno Bock verfasst hatte. Die Schiffe hatten im direkten Vorlauf zur Windjammerparade zwei Regatten gesegelt – die aus der Nordsee kamen von der Isle of Wight nach Skagen, die aus der Ostsee von Helsinki nach Falsterbo. Naja, „Regatta“ ist bei diesen Schiffen so eine Sache – die Schiffe sind sooo unterschiedlich und es gibt keine Formel nach denen eine „berechnete Zeit“ eines Siegers errechnet werden kann. Man segelt also (vielleicht sogar noch möglichst schnell)… Es handelt sich ja auch um sog. „Training Vessels“. Trainiert wird vor allem auf den Klasse-B-Seglern aber nicht unbedingt das Segeln, sondern es geht um den Charakter der jungen Leute an Bord. Bruno Bock, der damals eigentlich

---

[50] Bruno Bock. Windjammer. Lübeck. Kiel. 1972. Koehlers Verlagsgesellschaft

regelmäßig mit seiner Frau Gertrud (aus Holtenau) in der Waffenschmiede zu Gast war, erzählte zum Thema „Training Vessel“ gerne folgende Geschichte: Der Kapitän „Winston Churchill“ ,eines englischen Seglers auf dem junge Leute charakterschulende Turns machten, hätte ihm vor einem aufkommenden Sturm auf seinen Hinweis „Do not forget: One hand for you, one hand for the ship[51]“ geantwortet: „Captain, I will take both hands for me, and you will take care of the damned ship![52]“. Charakterschulung. Der Junge hatte es gelernt…

Wir hatten ja gerade UNSERE neue WAFFENSCHMIEDE „ins Laufen bekommen“, hatten zur Olympiade erstmals „volles Haus“ und natürlich sehr wichtige Gäste und konnten das Hotel eigentlich nicht verlassen. Das haben wir dann doch getan sind mit einigen von ihnen am frühen Nachmittag zum Holtenauer Anleger der Hafendampfer unter dem FÖRDEBLICK gepilgert. Es war so voll, dass wir nur wenig weiter bis zum Tiessen gekommen sind. Mit uns, um uns herum Tausende, gefühlt allerdings „Millionen“ anderer Zuschauer. Die Straße AM KAI war „pickepacke voll“.

Unser Kieler Großseglertreffen – diese Veranstaltungen fanden seit 1956 in zweijährigem Turnus immer „irgendwo“ statt – wurde von Rasmus leider mit Flaute gestraft. Warum wissen nur die Götter… Die Großsegler hatten für die Zuschauer an den Ufern und auf den neun großen Passagierschiffen/Fähren, die extra als schwimmende Tribünen zum Ereignis gekommen waren, auf Hunderten, vielleicht Tausenden Booten und die „Millionen“ an den Stränden auf beiden Seiten der Förde zwar die Segel angeschlagen, mussten

---

[51] Eine Hand für Dich, eine für das Schiff

[52] Käptn, wissen Sie was: Ich werde beide Hände für mich nehmen, und Sie kümmern sich um das verdammte Schiff!

aber mit backgeschlagenen Segeln unter Motor einlaufen. Schade.

Trotzdem – es war ein grandioses Erlebnis, da hatte unser „BB“ von den KN im Programmheft schon recht: Die insgesamt sechs Großsegler der Klasse A unter Segeln in der Förde zu erleben war ein begeisterndes Bild. Es handelte sich um die ganz Großen, nämlich die „Danmark“ (Dänemark), die „Christian Radich“ (Norwegen), die „Dar Pomorza“ Polen, die „Eagle“ (USA), die „Gloria“ (Kolumbien) und die Gorch Fock (Bundesrepublik Deutschland). Und um die 62 Segler der Klasse B. Natürlich haben wir vom Tiessen-Kai aus einen Blick auf die Schiffe geworfen, als sie aus dem Kieler Hafen ausliefen. Viel Zeit hatten wir nicht – unser Hotel…, Sie verstehen? Während die anderen noch schauten, mussten wir zurück ins Hotel, die vielen „Ahhhs“ und „Ohhhs“ der Zuschauer hinter uns lassend.

Ich will ja kein Wasser in den Wein kippen, aber es waren nicht alle existierenden Großsegler erschienen. Die russische „Kruzenshtern“ ex Flying-P-Liner „Padua“ ist nicht gekommen, und für die beiden japanischen und einen indonesischen Großsegler war der Trip einfach zu weit…

Unsere alten Kapitäne, die auf solchen Segelschiffen als junge Männer ja noch gefahren waren, und die Kieler und Holtenauer Lotsen haben Jahre später bei ihren Stammtisch-Treffen in der WAFFENSCHMIEDE immer noch begeistert davon gesprochen. Natürlich hätten sie seemännisch vieles, wenn nicht alles, ganz anders und viel besser gemacht, vor allem wären sie natürlich nicht „unter Motor“…, aber auch so war das im Endeffekt ja auch gerade noch ´mal gutgegangen. Nur die modernen Kapitäne…, naja, die von früher, überhaupt, früher war eben alles besser!

Und wenn ich mich richtig erinnere, stand die Mannschaft der „Gloria“ AUF den Rahen und sang… Gesehen habe ich das nicht, das habe ich nur hinterher irgendwo gelesen – und ich hoffe, dass ich mich nicht täusche, und sie das bei einem anderen Großseglertreffen gemacht haben. Das war ja nun total daneben, aber so etwas von unmöglich für unsere Seebären – AUF den Rahen stehen, so ein Blödsinn, das geht ja nun gar nicht!

Bei der Gelegenheit haben sie den anderen Gästen und vor allem ihrer inzwischen geliebten Erika wieder Döntjes aus ihrer Jugend erzählt – das waren Geschichten, man o man!

Unter anderem befand sich unter unseren persönlichen „Olympia-Gästen“ die aus Funk und Fernsehen damals bekannte Dalia Lavi. Kurz bevor sie bei uns logierte, hatte die sehr attraktive Israelin mit „Oh, wann kommst Du?" einen deutschen Hit, der es bis in die Single-Charts schaffte, und der ihr größter kommerzieller Erfolg in Deutschland bleiben sollte. Weitere Dalia-Lavi-Single-Hits waren in der Zeit „Jerusalem“ und „Wer hat mein Lied so zerstört, Ma?“, Außerdem hatte sie noch mit „Willst du mit mir geh’n“ ihren zweiten und letzten Top-10-Erfolg in Deutschland. Neben Singles waren ihre Alben sehr erfolgreich.

Nach der Olympiade sprach sich sehr schnell herum, dass es mit der WAFFENSCHMIEDE ein neues Hotel-Kleinod auf der Sonnenseite des Kiel-Canals geben würde, das einen in Kiel und Umgebung bisher nicht gekannten Standard bieten würde. Wir versuchten, den Stil, den wir in der Schweiz erfahren und gelernt hatten, in der WAFFENSCHMIEDE im etwas kleineren Stil weiterzuführen. Da wollten manche Stammgäste meiner Mutter nicht mitgehen – die Preise seien zu hoch, mokierten sie sich, früher wäre das eine so gewesen, das andere so…

Das war zu erwarten gewesen und überraschte uns nicht. Wir blieben unseren Stilvorstellungen treu, konzentrierten uns auf unsere Arbeit, und es gelang uns, neue Gäste zu gewinnen. Meine Eltern waren von den neuen Ideen nicht immer – wenn ich ehrlich bin, sogar sehr selten, wenn je – begeistert und ließen uns das eine oder andere Mal „hängen". Schade. Andererseits kann ich es ihnen rückwirkend betrachtet nicht verübeln, woher sollten sie unsere Ideen kennen? Für sie war fast alles gastronomisches Neuland, was wir machten.

Wir mussten das investierte Geld der Kredite natürlich möglichst bald wieder „hereinverdienen". Deshalb mussten wir sehr viel arbeiten und für die WAFFENSCHMIEDE und die Gäste aus Holtenau und dem Kieler Umland neue Ideen entwickeln:

Wir veranstalteten Sonntagsfrühschoppen und Stammtische und hatten an den Wochenenden sehr viele Gäste für Kaffee und Kuchen. Die WAFFENSCHMIEDE rückte aus ihrer Rolle eines Geheimtipps zum …, naja, die Leute kamen eben aus nah und fern. Was sie erlebten, gefiel ihnen offenbar, also kamen sie wieder, sie erzählten anderen von uns in der Folge kamen wieder andere Gäste hinzu. Eine kleine Lawine.

Jetzt machte sich auch „Lage, Lage, Lage" mit dem wunderbaren Blick auf die zum Greifen nahe passierenden Schiffe positiv bemerkbar.

Die WAFFENSCHMIEDE wurde sehr bald zur – heute würde man sagen – „In Location" für Hochzeiten, was für den Umsatz sehr förderlich war, aber auch für manchen Ärger mit Nachbarn führte. Häufig konnten wir den Polizisten klarmachen, dass da „wer" feierte, und dass in ein oder zwei Stunden eh Schluss wäre, außerdem hätten wir eine Genehmigung vom Ordnungsamt, die solche Feiern bis 02.00 Uhr

erlaubte. Die freundlichen Polizisten hatten meist (aber nicht immer) ein Einsehen. Aber spätestens um drei Uhr morgens musste dann wirklich Schluss sein. Irgendwelche Strafen mussten wir nie zahlen, jedenfalls kann ich mich an keine entsprechende Situation erinnern.

Inzwischen zählte auch Oberbürgermeister Günther Bantzer zu unseren Stammgästen; häufig klopfte er mir im Rausgehen auf die Schulter, um dann noch jedes Mal hinzuzufügen: „Das haben wir doch gut hingekriegt, oder, Waffenschmied?“ Hatten wir.

Unser Freund Hannes brachte uns erst manchmal, dann immer öfter seine Tennisfreunde in die Gaststube, was sich im Umsatz sehr positiv bemerkbar machte. Als sie mich auch zum Tennisspieler machen wollten, musste ich ablehnen, weil mir als Hotelier für solche Hobbies keine Zeit blieb.

Sie bemerken sicherlich, dass in den Erinnerungen an die ersten Jahre der Begriff „Umsatz“ erstaunlich häufig auftaucht. Der Umbau von Hotel und Restaurant musste ja schließlich wieder „reinverdient“ werden – und diese Jahre waren nicht immer einfach für uns…

In diesen ersten Monaten wurde meine Erika von den Gästen fantastisch aufgenommen, und sie entwickelte sich über die Jahre zur Seele des Geschäfts. Sie „konnte“ einfach mit den Leuten. Und „die Leute“ mochten sie. Als typische Fränkin mochte sie gerne reden, und ihren leichten bayerisch-fränkischen Dialekt mochten die Leute gerne hören.

Wir arbeiteten viel. So ein Hotel muss 7 Tage die Woche laufen, das Restaurant mindestens an 6 Tagen. Da bleibt in so einem kleinen Betrieb keine Zeit für Auszeiten und Erholung. Wir hatten das Personal meiner Eltern übernommen und zusätzlich einige neue Kräfte eingestellt.

Ab 1973 haben wir für Hotel und Küche 4 Wochen lang für Betriebsferien geschlossen – damit hatten wir und unsere Mitarbeiter zumindest einen kleinen Ausgleich für die Festtage gehabt, an denen besonders hart gearbeitet werden musste. Insgesamt darf ich sagen, dass wir Stammpersonal hatten, dass über Jahre bei uns blieb.

Unter unseren vielen Stammgästen waren viele interessante und wichtige Leute – ich kann sie hier nicht alle aufzählen. Aber Ehrhard Schaumann war denn doch nennenswert. Im 2. Weltkrieg war er Kriegsberichterstatter der Ufa gewesen und hatte sehr viele Filme gedreht. Nach dem Krieg arbeitete er als Reisevertreter in Sachen Porzellan, Gläser, Bestecke und Wohnungseinrichtungen. Er hatte Erika das Filmen mit Super-8-Kameras beigebracht, was sich für sie zu einem wichtigen Hobby entwickelte. Sie hat alle Ferienreisen der nächsten Jahre in sehenswerten Filmen dokumentiert, die sie selbst geschnitten hat. Sie war ihre eigenen Kamerafrau und Cutterin.

Aus für Holsten

1956 waren die Mannen um Toni Turek zwar seit zwei Jahren Fußball-Weltmeister, aber dafür konnte sich „niemand etwas kaufen“. Geld war in Deutschland knapp wie vieles andere auch, eher noch knapper. Wer zum Beispiel eine der raren Neubau-Wohnungen in Kiel ergattern wollte, musste mehrere Tausend DM „Wohnungsbauzuschuss“ hinlegen… Das war damals sehr viel Geld! Zu den raren Gütern gehörten u.a. Kredite, die Banken nicht „einfach so“ ausreichten. Einen Kredit musste man beantragen und Sicherheiten bieten! Und selbst dann bekam man ihn nicht unbedingt…

Mutter hatte die Waffenschmiede neu gebaut, aber sie war Selbstständige – welche Bank wollte ihr bei unsicherem Einkommen einen Kredit einräumen? Vater war Postbeamter mit festem Einkommen, aber ohne Vermögen.

Die Holsten-Brauerei, die damals noch an der Holtenauer Straße/Knooper Weg ihr Bier braute, gab Mutter 1956 ein über 18 Jahre laufendes sogenanntes „Bier-Darlehen“, dass sie ausgezahlt erhielt, und das sie nicht für Holsten-Bier ausgeben musste – aber sie durfte laut Darlehensvertrag in der WAFFENSCHMIEDE kein anderes Bier als Holsten ausschenken.

Als Erika und ich die WAFFENSCHMIEDE 1971 übernahmen und nach unseren Vorstellungen umbauten, waren wir in den Darlehensvertrag, der noch bis 1974 lief, eingetreten. Wir zahlten den Kredit pünktlich Monat für Monat ab, durften aber immer noch einzig Holsten ausschenken. Mein Konzept sah aber vor, mindestens ein weiteres Bier ins Angebot zu nehmen.

Also vereinbarte ich kurz nach der Übernahme der WAFFENSCHMIEDE einen Termin bei Direktor Schierholz von

Holsten (das war damals einer der ganz Großen im Bier-Geschäft, weil Holsten sich damals noch ungestraft als größte Brauerei der Welt bezeichnen durfte). Zum vereinbarten Termin erschienen Mutter und ich schick aufgebrezelt in der Brauerei-Direktion und baten um die Genehmigung, eine weitere Biermarke anbieten zu dürfen.

Direktor Schierholz schien ob meiner Frage oder der Frechheit meiner Frage die Welt nicht mehr zu verstehen (vielleicht verstand er sie tatsächlich nicht), blätterte lustlos in dem Vertrag und fragte mich schließlich, was ich eigentlich wolle? Naja, wie gesagt, die Erlaubnis, eine zweite Biermarke… Aber der Vertrag schlösse das aus, erwiderte er mit Leichenbittermiene, als ob ich eine unverschämte Bitte geäußert habe. Das Nein stand so deutlich in sein Gesicht beschrieben, dass er es gar nicht mehr aussprechen musste.

„Komm Mutter", sagte ich aufstehend und zog Mutter mit hinaus, „die wollen uns hier nicht verstehen!". Und im Hinausgehen sagte ich zum Direktor der größten Brauerei der Welt, dass er sich bitte das im Vertrag genannte Ablaufdatum des Vertrages vom 1.4.1974 vormerken solle, ich würde mich dann bei ihm melden…

Wir verkauften in der WAFFENSCHMIEDE weiter brav Holsten – es blieb uns auch gar nichts anderes übrig – und zahlten die vereinbarten Kreditraten pünktlich zu den Fälligkeitstagen – alles gut.

Am Tag eins nach der Zahlung der letzten Rate (mein Tag eins der Bierfreiheit!), rief ich bei Holsten an, ließ mich mit Direktor Schierholz verbinden und teilte ihm kühl mit, er möge doch bitte umgehend oder besser sofort veranlassen, die Holsten-Reklameschilder abzuholen, die stünden bei uns im Hof, denn wir würden jetzt Fürstenberg und Becks (vom

Fass) ausschenken, unsere Geschäftsverbindung sei jedenfalls beendet. Danke und Auf Wiedersehen…".

Er kam gar nicht zu Worte. Sein Gesicht kann ich mir nur vorstellen – aber ich habe es mir als ziemlich überrascht und ziemlich dumm vorgestellt. Dass Holsten später verkauft wurde, lag sicher nicht daran, dass wir das Bier nicht mehr ausschenkten…

Wenig später hörte ich, dass König-Pilsner nach Jahren jetzt ein zweites Lokal in Kiel beliefern würde. Wenn zwei, dachte ich mir, warum dann nicht drei? Und nördlich des Kanals bot niemand König-Pilsner an – also fragte ich frech in der Zentrale an… Seitdem hatten wir bis zum letzten Tag König-Pilsner im Angebot. Mit der Wende = Wiedervereinigung nahmen wir außerdem das Köstritzer Schwarzbier auf, das sich ebenfalls gut verkaufte.

Windhose

Am Nachmittag des 27/28. August war ich bei Tante Gerda (Margots Mutter) zum Skatspielen in der Gravensteiner Straße (also am Kanal), als ich plötzlich eine Windhose am Silo vorbei in Richtung Holtenau ziehen sah. Im ersten Moment habe ich gefragt: „Was ist das denn?". So häufig sieht man Windhosen in unseren Breiten ja auch nicht. Das musste ich mir erst einmal klar machen, dass es sich um eine Windhose handelte. Ein beeindruckendes Bild! In Holtenau ist übrigens wenig passiert.

Als ich nach dem Skatspiel nach Hause in die Waffenschmiede kam, sah ich, dass bei uns 6 Tannen entwurzelt und über parkende Autos gestürzt waren. Ärgerlich – aber die Schäden waren schlussendlich eine Versicherungssache

der Autobesitzer, meine Haftpflichtversicherung zahlte übrigens nicht! Aber die Schäden bei uns waren im Vergleich nur geringe Kollateralschäden. Der Deutsche Wetterdienst schrieb zu dem Geschehen:

„Tief über Nordwestdeutschland bewegt sich langsam nach Osten und löst in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern Sturm aus Nordost bis 120 km/h und starke Regenfälle (bis 135 mm/24h) aus. Wellen bis 6 m über der Ostsee. Boote werden in Häfen zerstört, mehr als 1000 Bäume entwurzelt. In Wentorf wird der ganze Hafen zerstört und mit ihm über 2.000 Yachten.“[53]

Wo wir gerade beim Wetter sind: Das zwanzigste Jahrhundert bot nach Angaben des Deutschen Wetterdienstes einige extreme Wetterverhältnisse:

Extrem kalte Winter:1908, 1929, 1947, 1956, 1957, 1962/63, 1969/70, 1978/79, 1984/85, 1985/86, 1986/87 und 1996/97.

Extrem heiße Sommer: 1911, 1952, 1956, 1957, 1959, 1975, 1976, 1982, 1983, 1994 und 2000.

Trockne, heiße Sommer lieben innenstädtische Gastronomen nicht wirklich: Die potenziellen Gäste fahren zumindest in Schleswig-Holstein eher zum Picknick an den Strand oder in Ausflugswirtschaften, als sich auf die Terrasse eines innenstädtischen Gasthauses zu setzen – ich zähle dabei die Waffenschmiede zu den innstädtischen.

---

[53] „Extreme Wetter- und Witterungsereignisse im 20. Jahrhundert. P. Bissoli, L. Göring, Ch. Lefebre: Klimastausbericht 2021.

Günther Tiessen

Holtenau ist ja nicht groß. Mit der Zeit lernt man viele, wenn nicht alle Leute kennen, zumindest die wichtigen. Unter diesen gehörte in Holtenau Schiffshändler Günther Tiessen ganz sicher zu den wichtigsten. Nach ihm wurde später der heute bei den Kielern so beliebte Tiessen-Kai benannt. Günter Tiessen war Schiffshändler mit Leib und Seele:

Damals noch Hermann Tiessen

Als Schiffshändler arbeitete er immer, mindestens aber saß er bis 23 Uhr in seinem Büro, um Aufträge von einlaufenden Schiffen anzunehmen. Bei einem Schiffshändler wie Tiessen gibt es alles, wirklich alles. Nichts, was es nicht gibt. Und wenn es etwas bei ihm nicht gab, dann gab es das nirgendwo! Bei Günter Tiessen bekamen sie vom Schiffsanker über Ankerketten und Schäkel und Motorenöl, ach… *name*

it, you get it! Natürlich verkaufte er auch Bunkeröle, für das er ein Bunkerboot betrieb. Ich sage ja, nichts, was es bei ihm nicht gab.

Einmal erzählte uns ein Gast – eine Frau – dass jemand ihr im Restaurant gesagt hätte, bei Schiffshändlern auf der ganzen Welt gäbe es eben „alles". Also sei sie zu Tiessen in den Laden marschiert und habe nach einer Packung Erbsensuppe – diese kleine weiß-grüne Rolle, erinnern Sie sich noch? – gefragt. Der Clerk im Laden hatte, ohne groß aufzuschauen lakonisch gesagt: „Hebt wi nich´, schmeckt auch nich´!". Damit sei für ihn die Sache erledigt gewesen, und er hätte sich wieder irgendwelchen Bestellungen vermutlich eines Ankers oder einer Rolle Tau zugewandt.

Günther Tiessen war ein *self-made*-Mann, der von der Pieke auf gelernt hatte. Sein Lieblingsspruch war: „Wir müssen im Sommer so viel verdienen, dass wir über den Winter kommen!". Er starb am 10. August 2005. Ich mochte ihn gerne und er war häufig unser Gast. Wenn er allein kam, lautete seine Standardbestellung „Eine Bockwurst mit Senf und ein Brötchen!". Sein Getränk war ein Bier.

Wenn er mit seiner Frau Susanne kam, bestellte er aus dem Menü.

Dass „sein" Kai nach ihm oder nach seinem Vater oder beiden benannt wurde, geschah nur zu Recht, denn „Günther" war eine PERSON. Gleich neben Tiessen hatte Herbert Torsten seine (früher) lausige Bude, aus der mit Hilfe von Günter mit der Zeit eine feste Behausung wurde. Herbert verkaufte Drucksachen von Bunte bis …, na jedenfalls alles, mit dem sich Matrosen lange langweilige Stunden an Bord vertreiben konnten, viel schwedische Druckwaren. Für letztere musste Herbert sich bücken, weil er die Hefte unter

dem Tresen liegen hatte – das war dann sogenannte „Bückware“.

Wußten Sie übrigens, dass viele dieser „schwedischen“ Drucksachen damals in der DDR gedruckt wurden? Die bekannte DDR-Autorin Inge von Wangenheim hat 1980 den wirklich lesenswerten und humorvollen Roman ENTGLEISUNG zum Thema im Mitteldeutschen Verlag publiziert. Mal lesen – macht Spaß, wirklich…

Am späteren Tiessen-Kai lag damals über Monate die „Bugsier 16“, ein Schlepper, der nur hier lag, um zu warten, dass ein anderes Schiff technische Probleme bekam oder Assistenz beim Anlegen brauchte. Man könnte diese Schlepper, die es in vielen Häfen gibt., als technische „Aasgeier“ bezeichnen, die nur auf das Unglück anderer warteten. Aber dann hätte man die Seefahrt insgesamt nicht verstanden, denn diese Bergungsschlepper können Schiffe und/oder Mann und Maus retten. Über Tage am Kai kann das ein todlangweiliger Job für die Besatzung sein, wenn nix los ist, aber wenn´s „brennt“, dann müssen sie ganz fix sein und beweisen, dass sie richtig, richtig gut sind. Diese Schleppermänner sind gut, und die Kapitäne sind die besten! Kapitän Ullrich von der „Bugsier 16“ lernte ich damals durch Günther Tiessen kennen – wie so manch anderen auch. Wer über Günther zu uns kam, erwies sich in der Regel als nett. Häufig war Edgar mit seinem Taucher und seinem Decksmann in der WAFFENSCHMIEDE zu Gast, ab und zu luden sie uns zu sich an Bord ein. Das war dann für mich als „alter Seemann“ oder zumindest Moses einerseits ein Tag Seemannschaft pur und andererseits wie ein freier Tag für Erika und mich. Am schönsten waren die Muschelessen an Bord.

Guten Appetit!

Immer in den Wintermonaten lockte eine Spezialität des Hauses Gäste von nah und fern – natürlich das weit über die Grenzen der Landeshauptstadt hinaus bekannte und sich größter Beliebtheit erfreuende traditionelle Labskaus-Essen. Die letzte Labskaus-Saison in der WAFFENSCHMIEDE lief vom 10. Oktober 2021 noch einmal für 5 Wochen. Dann war es nur noch eine Erinnerung!

Labskaus á la Mutter Rieken

In der WAFFENSCHMIEDE hatte meine Mutter über Jahre mit ihrem unvergleichlichen Rezept das Labskaus-Essen zur Tradition erhoben. Ihr Labskaus war einfach, aber einfach sensationell. Wer in Kiel etwas auf sich hielt, kam mindestens

einmal in der Labskaus-Saison, um IHR Labskaus zu essen. Viele Gäste kamen über Jahrzehnte für ein „Labskaus á la Mutter Rieken“. Weit über Kiel hinaus hieß es, dass ihr Labskaus einmalig gut sei (war es ja auch).

Als wir das Hotel übernommen haben, hatte sie zunächst weiterhin IHR Labskaus für unsere Gäste zubereitet. Später hat sie uns in das, nein, in ihr Labskaus-Rezept eingeweiht. Wir haben ihre Tradition natürlich mit ihrem Rezept fortgesetzt. Das Geheimnis blieb dabei bewahrt: Erika und ich haben das Labskaus zubereitet, bevor der Koch zum Dienst erschien. Eine Küchenkraft durfte das Labskaus „durchjagen“ – aber ich bezweifle stark, dass sie das Mutters Originalrezept nachkochen könnte.

Erwarten Sie also bitte nicht, dass ich Ihnen das Rezept hier verrate. Lassen Sie mich nur so viel sagen: Die Qualität einer jeden Speise hängt nie von Zauberei, aber immer von zwei Hauptparametern ab:

1. Der Qualität der verwendeten Nahrungsmittel und
2. der Sorgfalt/Liebe, mit der sie zubereitet wird.

„Labskaus á la Mutter Rieken“:

gibt es hier nicht, sorry. Aber für ein gutes Labskaus nehme man:

1.) gutes Pökelfleisch vom Schlachter (wichtig: bitte auch nicht aus der Dose, auch nicht auf Corned Beef oder anderes Dosenfleisch ausweichen!),
2.) Kartoffeln
3.) Rote Beete
4.) Zwiebeln
5.) Gewürzgurke
6.) ein Matjes-Filet (oder Rollmops) und
7.) ein Ei

Zwiebel schälen und halbieren. In einem großen Topf Wasser zum Kochen bringen, Zwiebel mit Lorbeer, Petersilienwurzel und Petersilie einlegen und 10 Minuten köcheln lassen. Dann das Pökelfleisch einlegen und alles 1 weitere Stunde kochen.

Die Kartoffeln schälen, vierteln und die letzten 25 Minuten mitkochen lassen.

Alle Zutaten aus dem Topf heben und abkühlen lassen. Die Kartoffeln stampfen. Fleisch, Zwiebeln durch die mittlere Scheibe des Fleischwolfs drehen. Anschließend mit den Kartoffeln vermischen. 100 ml Kochsud unterrühren. Mit Salz abschmecken.

Matjes oder Rollmops auf Eis getrennt zum Labskaus servieren, das Ei in Butter zum Spiegeleier braten. Mit Salz und Pfeffer würzen.

Dazu schmeckt Bier und evtl. ein eiskalter Korn.

Guten Appetit

Labskaus

Was wär, am Ende, lieber Gott,
die ganze Seefahrt wert,
stünd nicht zuweilen so ein Pott
mit Labskaus auf dem Herd!

Und fragt man einen Seemann mal,
ob Labskaus oder Kuß,
ruft er: „hier gibt es keine Wahl,
ich bin für beides – Schluß!"

Erst kippt er einen scharfen Schnaps,
noch besser kippt er zwei,
dann folgt mit einem einzgem Klapps
das ganze Spiegelei!

Und wenn es von den Lippen leckt,
das ist ihm völlig wurscht,
Hauptsache, daß es richtig schmeckt.
Und dann - zum Schluß - der Durscht.

Und während er das Kian abwischt
sind alle Sorgen fern.
Zufrieden denkt er, wenn es zischt:
„jetzt leb ich wieder gern.

Was sagt der Arzt - der Bauch muß weg
das Herz ist überlastet.
Das schert mich heute einen Dreck,
ab morgen wird gefastet!"

Dem Inien ist das Labskaus fremd,
weshalb er ihm mißtraut.
Sein Ausschn ist es, das ihn hemmt,
es scheint so vorgekaut.

Er ahnt nicht, was sich drin verbirgt
und wittert allerlei,
heimlichsch schielt, indem er würgt
das fette Spiegelei.

Das ganze schmückt ein dichter Kranz
von Kolebeetsalat.
Was ist denn das? - ein Heringsschwanz!
Verdächtig in der Tat!

Doch läßt er, aquavitgestärkt,
dem Schicksal seinen Lauf,
und zwischendurch, wenn's keiner merkt,
stößt er mal kräftig auf.

Die Schüssel wandert hin und her
und munter wird gezascht,
und hat man keine Zähne mehr
dann schlürft man es erst recht!

Es schmeckt sogar bei Stärke 10
auf wildbewegter See,
und fängt es an sich umzudrehn,
geht man mal schnell nach Lee.

Und wenn man es dann wiedersieht
genau so, wie es war,
dann ruft man bloß:
„Ach, laß man, Schiet,
es schmeckt doch wunderbar!"

Postkarte aus dem UP-Verlag Kiel

Schiffsunfall „Marret B“

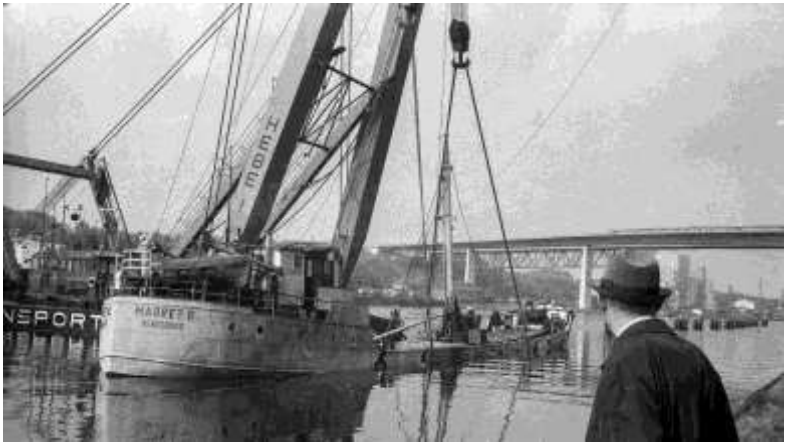
In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai 1975 geschah fast vor der WAFFENSCHMIEDE ein Schiffsunglück. Da es Nacht war, hat niemand vom Hotel etwas gesehen.

Die Kieler Nachrichten berichtete am Sonnabend, den 3. Mai 1975 wie folgt:

„Der Freifahrer (also ohne Lotsenberatung im Kanal) „Marret B“, 299 BRT, Baujahr 1937, der Rendsburger Eignerin Erna Beister, verließ gegen zwei Uhr die Südschleuse in Richtung Westen. Anzunehmen, daß der Ablöse-Kapitän, der das Schiff führte, an den Dalben festmachen und dort übernachten wollte. Von Westen kam zu diesem Zeitpunkt der schwedische 499-BRT-Motortanker „Runö“, vollbeladen mit Marinedieselöl. Ob es nun Mißschätzungen über die Schiffsgeschwindigkeiten gab, ob die Lichterführungen nicht klar auszumachen waren – das aus der Südschleuse kommende und in Richtung Nordböschung fahrende Rendsburger Motorschiff geriet direkt vor den die Nordschleuse ansteuernden Tanker. In einem Winkel von etwa 70 Grad soll der Bug des Schweden das deutsche Schiff in Höhe Achterkante der Luke 2 getroffen haben.

Das entstehende Leck muß ziemlich groß gewesen sein – die „Marret B“ begann schnell zu sinken. Der Tanker „Runö“ schob den Havaristen vor sich her rasch aus dem Fahrwasser auf das rettende Ufer zu – fast gelang es sogar, vielleicht mit Hilfe der sinkenden „Marret B.“ zwischen den Dalben hindurch die Kanalböschung zu erreichen. Zu diesem Zeitpunkt lag der Mast der „Marret B“ schon fest verkeilt auf dem Deck des Tankers, dann brach er ab; die „Marret B.“ kenterte. Die Besatzung konnte vom herbeigeilten Kanalschlepper „Flemhude“ übernommen werden – im Holtenauer

Seemannsfrauenheim erholten sich die durchnäßten Seeleute von dem Schrecken.“ Soweit der mit BRUNO BOCK gezeichneten Bericht vom 3. Mai 1975 mit allen „ß“, die man damals noch korrekt genau so schrieb.



Erst als Tage später der Hamburger Bergungskran „Hebe I“ die „Marret B“ auf den Haken nahm wurde es interessanter. Quelle[54]

Am nächsten Tag zogen große Menschenmengen zwischen Unglücksstelle und Hotel, um sich die Malaise anzuschauen.

Es gab aber nicht viel zu sehen. Höchstens ein Rest eines tiefer und schräger liegendes Schiff. Lotse Müller von der „Runö“ wurde später bei der Seeamtsverhandlung für sein umsichtiges Verhalten nach dem Unglück gelobt.

---

[54] Stadtarchiv Kiel 66027/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Diskussion der „Ostverträge“ in der Waffenschmiede

Wann Egon Bahr bei uns mit seiner Entourage zu Gast war, weiß ich nicht mehr genau, es könnte 1974, 75 oder 76 gewesen sein, aber die mit ihm verbundene „Story“ erinnere ich dagegen ganz genau: Egon Bahr – den Namen kennen Sie noch? Nein? Mal googlen…

Oder ganz kurz: Der Mann mit der besonderen Nase (die hatte er wirklich) war von 1972 bis 1974 Bundesminister für besondere Aufgaben und von 1974 bis 1976 Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit.

Bahr war es, der den berühmten Leitgedanken eines „Wandels durch Annäherung“ vor allem an die Ostzone, später DDR entwickelte! Nicht vergessen, wir lebten damals noch mitten im Kalten Krieg. Bahr war er einer der entscheidenden Vordenker und führender Mitgestalter der von der Regierung unter Willy Brandt ab 1969 eingeleiteten Ost- und Deutschlandpolitik.

Bahrs Wahlkreis war damals Flensburg-Schleswig. „Solch einen Eierkopf können wir brauchen“, soll Jochen Steffen seinem SPD-Landesvorstand gesagt haben.

Egon Bahr hatte sich samt Gefolge (Persönlicher Referent Bodre Kröger, Sicherheitspolizei und Fahrer Pierwirtz) für mehrere Tage in der Waffenschmiede einquartiert. Es waren sehr nette Abende mit „Ringelpietz mit Anfassen“. Die Frauen tanzten gerne mit dem berühmten Egon Bahr. Unter

anderem wurde natürlich „Ach Egon…[55]“ von FRIEDEL HENSCH UND DEN CYPRYS gespielt.

Bahr und seine Entourage waren bekanntlich „rotes Urgestein“, in der Wäsche gefärbte Sozis, ich durch und durch schwarz, quasi ihr politischer Antipode. Konnte das gut gehen? Naja, irgendwie schon… Eines Abends fragte Kröger mich, was ich von den Ostverträgen halte, und ich antwortete rund heraus: „Nichts!“. Wir Schleswig-Holsteiner können bekanntlich sehr kurz und bündig sein. Daraus ergab sich an diesem speziellen Abend eine intensive Diskussion, in der er mich nicht von meiner Meinung abbringen konnte, und ich ihn nicht von seiner… Na klar, wir waren ja beide „in der Wäsche gefärbt“! Spaß hatten wir trotzdem.

Die Zeit – Ende der 60er, Anfang der 70er – war auch die Zeit der RAF (des Originals mit Baader/Meinhof, Gudrun Ensslin etc.). Da die RAF damals immer aktiver wurde, wurde Bahrs Sicherheitsteam auf 4 Leute erhöht. Sein Fahrer Pierwitz hatte immer mehrere – ich meine, es wären drei gewesen – Nummernschilderpaare zum Wechseln dabei.

Eines Tages hat er die Nummernschilder von Bahrs Wagen wohl etwas unvorsichtig auf unseren Parkplatz gewechselt – sehr zur Aufregung eines aufmerksamen Nachbarn hinter Gardienen (nein, ich glaube nicht der, der meine Mutter in den Vierzigern wegen mangelnder Verdunklung angezeigt hatte), der prompt die Polizei rief – ich nehme an, er war einfach nur ein aufmerksamer Bürger.

Die Polizei kam schnell mit einem Rollkommando – heute würde man es wohl SWAT-Team nennen, und alle würde in schwarzen Uniformen mit schwarzer Lochmaske und

---

[55] „Ach Egon, Egon, Egon, Egon, ich bin ja nur aus Liebe zu dir, Ja nur aus lauter Liebe zu dir so tief gesunken“.

Maschinenpistole im Arm erscheinen. Damals kamen die Polizisten nur in Polizei-Uniform. Aber es war genügend Aufregung, die sich nach Klärung der Situation und Identifikation der beteiligten Personen aber bald wieder legte.

Kurz darauf wurde ein Notizbuch von einem RAF-Mitglied gefunden, in dem unsere WAFFENSCHMIEDE samt Adresse und das Hotel „Wartburg“ in Friedrichsort eingetragen waren! Puh, Glück gehabt, aber es ist nichts weiter passiert.

Ich meine mich zu erinnern, dass es das Notizbuch von Gudrun Ensslin war. Dann müsste die Geschichte allerdings vor 1972 passiert sein, denn die Ensslin wurde ja am 7. Juni 1972 in Hamburg verhaftet, während wir ja erst 4 Wochen vor der Olympiade, also ca. Ende Juni 1972 eröffnet haben. Dann wird es wohl das Notizbuch eines anderen RAF-Mitgliedes gewesen sein.

„Golar Freeze“

Am 16. Juli 1976 lud mich mein Bugsier-16-Kapitän Edgar ein, an Bord zu kommen, denn sein Schlepper hatte den besonderen Auftrag erhalten, einen der riesigen LNG-Carrier[56]-Neubauten von Howaldt, die „Golar Freeze“ aus dem Baudock von Howaldt an den Ausrüstungspier zu bugsieren. Wenn ich „riesig“ sage, dann meine ich auch riesig: 287 Meter lang, 47 Meter breit – seine Tanks fassen ca. 125.862 Kubikmeter LNG. Das Schiff fuhr übrigens bis vor kurzem noch als LNG-Tanker. Inzwischen habe ich gelesen, dass es zu

[56] Flüssiggastanker

eimen FSRU[57] umgebaut worden. Auch damit kann man heute sehr viel (!) Geld verdienen.

Unser Einsatz an der „Golar Freeze". Rechts Bugsier 16 Quelle[58]

48 Jahre später wurde daraus rückwirkend betrachtet ein Erlebnis der ganz besonderen Art – insbesondere mit Bezug zum April 2022, in dem ich diese Zeilen schreibe, und Europa im Zuge der Ukraine-Krise kein Gas mehr per Pipeline aus Russland beziehen soll und auf Transporte von US-amerikanischen Flüssiggas per LNG-Tanker angewiesen sein wird. Howaldt war meines Wissens weltweit die erste Werft, die eine Serie von so großen Flüssiggastankern baute. Wobei

---

[57] FSRU = Floating Storage and Regasification Unit (Tanklagerschiff bzw. stationäres schwimmendse LNG-Terminal mit Regasifizierungsanlage

[58] Stadtarchiv Kiel 67986/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

das Besondere Know-how an diesen Schiffbauten die Fähigkeit war, den Spezialstahl der kugelförmigen 30-Meter(?)-Behälter, die auf bis zu minus 160°C heruntergekühlt werden mussten, zu schweißen.

Segelschein

Im Club Aldiana im Senegal hatte ich im Urlaub 1976/77 einen Segelkurs für Anfänger in der Yachtschule von Ulli Hübner gebucht, was mir in dem warmen Wasser sehr viel Spaß machte. Sie beachten bitte den Hinweis auf das WARME Wasser!

Zum 44. Geburtstag schenkte Erika mir einen Segelkurs in der Schilkseer Dependance der Segelschule von Ulli Hübner. Mein Geburtstag ist bekanntlich im Januar. Da ist es auf dem Wasser der Ostsee noch verdammt kalt – anders als im Senegal! Also wurde der erste Kurstag in der Hoffnung auf besseres und vor allem wärmeres Wetter für den 4. April geplant. Auf das Wetter im April kann man sich bekanntlich wirklich verlassen – es ist immer anders als geplant, innerhalb von Stunden kann sich „Frühling“ in „Schneesturm“ wandeln. Daran hätten wir denken sollen. Und das Wasser war KALT!

Mein erster Schlag fand schließlich im dichten Schneetreiben und bei Windstärke 4-5 in Schilksee statt. Erst einmal erhielt ich eine kurze Einweisung an Land, dann ging es zum Boot: Es war eine MONARK. Zur Information für Nichtsegler: Eine Monark ist mit 5,29 Meter Länge über alles klein – und je weiter man raussegelt, desto kleiner wird sie….

Aus dem Hafen heraus segelte mein österreichischer Segellehrer. Kaum hatten wir die Schilkseer Hafenmole

umrundet, erwartete uns eine verdammt wellige See, und ich wusste nicht, wer mehr Angst hatte, mein österreichischer Segellehrer oder ich. Das Boot schien mit jeder Minute zu schrumpfen, der Wind stärker und die Wellen höher…

Wir hielten durch, er in Segelkluft, ich im Skianzug und Gummistiefeln. Ich lernte im Boot allerdings schnell, dass mein Aufzug modisch und funktionell verbesserungswürdig war.

Wir waren an diesem Tag das einzige Boot auf der Kieler Förde. Das machte Sinn – welcher vernünftige Segler würde bei dem Wetter in einem so kleinem Boot segeln? Ich habe mich gefragt, was die Leute wohl am Strand von uns dachten. Wahrscheinlich dachten sie nur eines: „Was treiben die Irren da draußen?“.

Weder am zweiten noch an den Folgetagen besserte sich das Wetter merklich (meine Ausrüstung auch nicht). Ich habe meinen Segelschein vielleicht nicht auf die härteste, ganz sicher aber auf die kälteste Tour gemacht.

So ungefähr muss es den Kap Hoorniers gegangen sein, dachte ich für einen kurzen Moment, als eine Welle über Bord kam und mich verdammt nass-kalt machte, aber dann dachte ich mir, die würden über uns beide hier im Hafen nur lachen…

Nach unendlich erscheinenden Theoriestunden – die zumindest im Warmen stattfanden – und einigen weiteren Übungsschlägen musste ich nach insgesamt 14 Tagen zur Prüfung für den A-Schein antreten: Wendemanöver, vor dem Wind segeln, Boje über Bord, Q-Wende und die Beherrschung einige Knoten wurden von mir verlangt. Kein Problem für den Jungen und Moses und verhinderten Kapitän

aus Holtenau! Klar, habe ich auf Anhieb bestanden. Jetzt war ich offiziell Segler! Ein glücklicher Moment

Da ich vorhatte, meinen Segelschein noch zum BR und Motorbootführerschein auszuweiten, buchte ich im April 1978 einen Segelkurs in Cavtat im heutigen Kroatien. Auch da hatte Ulli Hübner eine Segelschule. Ich war zu dem Zeitpunkt dort, als ein leichtes Erdbeben die Region unangenehm zum Schwingen brachte. Ich war gerade im Hotelzimmer und bemerkte nur ganz kurz, dass da etwas mit dem Boden, auf dem ich stand, etwas passierte, was nicht normal war. Aber das war es dann auch schon.

Ich lernte dort an der Stromkante zu segeln, um dann im richtigen Moment hindurchzukommen. Meine ersten Versuche ließen mich fast verzweifeln, da ich es nicht schaffte.

Im Oktober habe ich die notwendigen Meilen gesammeltAber dann gings, und ich erwarb den BR-Schein in Schilksee und den Motorbootführerschein in Laboe.

Nachdem ich meine Segelscheine erworben hatte, bin ich häufig mit einem Gast (Herrn Stahl aus Bremen) auf seiner Schwan 45 gesegelt. Nach meinen ersten verdammich kalten Erfahrungen meines ersten Segelkurses in Schilksee klug geworden, war ich inzwischen perfekt mit Ölzeug, Schwimmweste und Seesack für die „Klamotten“ ausgerüstet. Auf dem schönen Boot herrschte Segelschuhzwang.

Eine meiner ersten Fahrten war die Überführung des Bootes von Bremen nach Gelting, wo das Ehepaar Stahl eine Sommerferien-Bootsreise starten wollte.

Der Bootseigner war Holzkaufmann und lud immer wieder Geschäftsfreunde oder -partner für Zwei- oder Dreitagestörn ein. Die hatten zwar meist keine Ahnung vom Segeln, aber dafür waren wir beiden „alten Hasen“ ja da. Diese

Fahrten verlief fast immer problemlos – die Gäste mussten/durften ein paar harmlose Handgriffe machen und hatten innerhalb von Stunden das Gefühl „echte Segler“ zu sein. – naja, wenn ein Knoten zu machen war, machte das lieber einer von uns. Aber die Gäste konnten prima in der Plicht sitzen, Bierflaschen anreichen etc.

Abends wurde es in den angelaufenen Segelhäfen gemütlich – dafür wurden die Reisen ja unternommen. Mit Bier und Korn wurde die nötige Bettschwere erreicht – alles gut. Wenn nicht eines Tages ein Gast in seinem Suff den Kartentisch (Mahagoni) mit dem Abort (Plastik) verwechselt hätte und auf den Kartentisch gepinkelt hätte. „Kann ja mal passieren“, meinte Herr Stahl, ohne eine Miene zu verziehen, als er am nächsten Morgen, das Malheur entdeckte. Der Gast wurde nie wieder an Bord gesehen – ob es noch Geschäfte mit ihm gab, ist mir nicht bekannt.

Nach dem Sommerferien-Trip in der Ostsee stieg Frau Stahl in Eckernförde aus und Stahl und wir hatten das Boot für den Rest der Reise durch Kiel-Canal. Elbe und Nordsee uns! Das war jetzt Segeln pur. Schön. Wir pflegten echte Seemannschaft, und ich konnte endlich mal wieder die Ruderwache gehen. Noch schöner. Das Segeln auf der Elbe mit Tiede und Strom ist übrigens ein ganz anderes Segeln als auf der Ostsee.

Unser Käptn und Bootseigner konnte kein Boot vor sich sehen, d.h., wenn er eines vor unserem Bug sah, packte ihn das Regattafieber und aus dem gemütlich „Vor sich Hinsegeln“ wurde ein anstrengendes „Den haben wir gleich Segeln“. Anstrengend, aber spaßig, weil wir fast alle „gekriegt“ haben.

Brand in der Küche

Doch, ich weiß es noch ziemlich genau, denn das folgende Geschehen hat sich in mein Gedächtnis eingebrannt: Der Tag hatte eigentlich gut begonnen – das Restaurant war für eine Gruppe zum Labskaus-Essen fast ausgebucht. Das Labskaus war vorbereitet, die Tische waren eingedeckt, die Gäste sollten in ca. 2 Stunden eintreffen. Alles gut!

Nein, nicht ganz… Plötzlich brach das Chaos aus. Unsere Frau Hawking bemerkte Gasgeruch und erste Flammen in der Küche. Sie schrie laut „Feuer“, rannte zum Gashauptthahn und drehte als Erstes das Gas aus. Sie hätte auch weglaufen können.

Irgendwer – ich weiß nicht mehr, wer es war, telefonierte mit der Feuerwehr.

Ich war nicht weit, griff mir den Pulverlöscher und zielte mit dem Strahl dorthin, wo Frau Hawking eben noch Flammen gesehen hatte. Der Pulverschaum erstickte das Feuer schnell.

Als Feuerwehr und Polizei und … – es waren jedenfalls plötzlich eine Menge sehr laute und sehr kompetente Leute in verschiedenen Uniformen im Haus, die das Feuer suchten, um es zu löschen. Unser Einsatz hatte das Feuer aber so schnell und so gut gelöscht, dass die Männer (damals waren es noch nur Männer!) offenbar enttäuscht waren, dass ihr Einsatz nicht mehr gebraucht wurde. Draußen vor dem Haus hatte sich inzwischen „halb Holtenau“ angelockt durch Sirenen und Blaulichter versammelt, um auf die Sensation zu warten… Die blieb allerdings aus.

Zu sehen waren allerdings nur mehrere Feuerwehr- und Polizeiautos mit kreisenden Blaulichtern. Die Sirenen hatte

Gott sei Dank jemand gestoppt. Eindrucksvoll war der Anblick dennoch.

Nun ist es so, dass die Feuerwehr (und all die anderen) bei einem Brand oder vergleichbarem Notfall sehr schnell vor Ort sind, um zu löschen. So ein Einsatz kann bei all der komplexen Technik und den vielen Männern aber sehr teuer werden, wenn sich der Alarm als böswillig ausgelöster Fehlalarm herausstellt. In unserem Falle hatten wir so schnell so gut reagiert, dass Feuerwehrler und Polizisten nur „leicht muckig" geworden waren, weil es nicht mehr brannte, als sie am Brand(?)ort eingetroffen waren – ja, selbst die Brandspuren nur sehr gering ausgefallen waren.

Das Labskaus-Essen musste natürlich ausfallen, weil die Küche für Tage nicht mehr zu benutzen war und alle Vorräte vernichtet waren.

Es dauerte mehr als ein halbes Jahr bis mehrere Brandsachverständige schließlich festgestellt hatten, dass unser Herd tatsächlich Feuer gefangen hatte. Gut für uns, da musste die Brandversicherung zahlen. Zum Schluss mussten wir nur einen neuen Profi-Herd im Wert von 720 DM anschaffen.

Zum Schluss? Nicht ganz. Das Pulver hatte uns damals im Jahre 1978 gezeigt, was das damals noch nicht erfundene Wort „Mikroschaum" bedeutet – nämlich ein von unten bis oben und in jedem einzelnen Zimmer „mikroverpulvertes" Hotel, dass eine totale Grundreinigung erforderte. Das war VIEL Arbeit, wirklich.

Während der Reinigungsarbeiten, an denen sich das gesamte Hotelteam über Tage beteiligen musste, kam der Gedanke auf: „Das nächste Mal lassen wir den Sch… abbrennen und schauen uns ein schönes Feuer von der Hochbrücke aus

an“. Es hat aber nicht mehr gebrannt – und wir hätten es auch nicht abbrennen lassen. Selbstverständlich hätten wir um die WAFFENSCHMIEDE gekämpft. Das Herz oder die Herzen hängen dann doch zu sehr an solch einem Objekt. Aber vielleicht nicht mit Pulver…

Aus der Erfahrung heraus haben wir mit der Feuerwehr ein Training für das Personal zur Evakuierung der Zimmer und Brandbekämpfung mit Stickstofflöschgeräten veranstaltet, was alle Beteiligten als sehr hilfreich empfanden.

Gründungsmitglied im Canal-Verein e.V. (80)

Der zwischen 1777 und 1784 erbaute SCHLESWIG-HOLSTEINISCHE KANAL oder EIDERKANAL ist eines der bedeutendsten historischen Technikbauwerke Schleswig-Holsteins. Er verband die Kieler Förde über fast genau 200 Jahre mit der unteren Eider bei Rendsburg. Der Kanal folgte von seinem Holtenauer „Startpunkt“ über einige Kilometer dem Verlauf des heutigen Kiel-Canals und bog kurz hinter den jetzigen Hochbrücken nach Stüerbord (also nach rechts) ab. Er galt zu seiner Zeit als die wichtigste künstliche Wasserstraße Europas, bis er vom Kaiser-Wilhelms-Kanal abgelöst wurde, denn er war der erste Kanal der Welt, den auch seegehende Schiffe befahren konnten – und es taten!

Zwischen Kiel und Rendsburg sind heute noch drei Schleusenbauwerke und abschnittsweise einige Reste des Kanalbetts erhalten bzw. restauriert worden. Die Idee, einen Verein zur denkmalgerechten Erhaltung und Restaurierung des EIDERKANALS und der dazugehörigen Anlagen und Baudenkmäler zu gründen, entstand in vielen intensiven Gesprächs- und Diskussionsrunden, an die ich mich erinnere, u.a. in der

Waffenschmiede; und zwar (wenn ich mich recht erinnere) ab 1978.

Am 21. Mai 1980 wurde der Verein in Westerrönfeld unter seinem ersten Vorsitzenden Consul Dr. E.J. Fürsen gegründet. Ich war eines der fünf Gründungsmitglieder. Die anderen waren, soweit ich mich erinnere Hans Peter Hansen, Siegfried Högelein und Otto Schröder.

In den 37 Jahren seines Bestehens hat unser Canal-Verein e.V. mit eigenen Mitteln und finanzieller Unterstützung verschiedener Förderer viel erreicht. Neben der Restaurierung der historischen Schleusen in Rathmannsdorf und Klein-Königsförde (1984 bis 1988) und der gusseisernen Portale der Schleuse Kluvensiek (1999), wurden Schautafeln und Informationstafeln an diversen historisch bedeutenden Orten aufgestellt. Außerdem wurden viele Publikationen zu Canal-verwandten Themen unterstützt.

Der Canal-Verein e.V. wurde 2017 endgültig aufgelöst, weil die ursprünglich geplanten Aufgaben weitestgehend erledigt worden waren.

Heute sind die Reste des EIDERKANALS, oder wie viele Besucher falsch sagen, des ALTEN EIDERKANALS, über viele Kilometer ein häufig besuchtes und viel fotografiertes Ausflugsziel (googlen sie mal „Eiderkanal“) zwischen Kiel und Rendsburg. Die restaurierte Schleusenanlage von Rathmannsdorf auf dem Gelände des Guts Knoop ist nur einen Katzensprung (ca. 1,5 km?) von der WAFFENSCHMIEDE entfernt – wie häufig sind wir oder unsere Gäste auf unsere Empfehlung hin dort spazieren gegangen.

Ein typischer Tag in der WAFFENSCHMIEDE

war lang! Er begann gegen 05.00 morgens und endete (nicht immer erst) gegen 23.00 Uhr. Er verlief für Erika und mich – wir hatten verschiedene Aufgabenbereiche, anders geht das nicht lange gut, und bei uns ging es lange gut, nämlich 53 Jahre! – in etwa so:

Uhrzeit	Rainer Rieken	Erika Rieken
04.45		Aufstehen
05.30		Im Restaurant: Kaffeemaschine starten Zeitungen holen Lüften (Tür auf) In der Küche: Frühstück für die Gäste vorbereiten
06.15	Aufstehen	
06.45	Im Restaurant Order von Erika entgegennehmen	
07.00	Restaurant öffnet für Frühstücksgäste	
	Rechnungen für Hotelgäste erstellen, Kassieren Annahme von Warenlieferungen	
10.00	Gästefrühstück beendet	
	Vorbereiten des Restaurants für Mittagsgäste Staubsaugen Eindecken	Tägliche Einkäufe, Besorgungen [früher: Bargeld zur Bank bringen]

11.00	Bedienung trifft ein	
11.30	Gemeinsames Mittagessen Erika und Rainer Rieken	
12.00	Erste Mittagsgäste treffen ein (Hotelgäste u. Passanten)	
	Gäste begrüßen	Gäste begrüßen Thesen Getränke
14.00	Zimmerstunde	
14.30	Restaurant schließt	
18.00	Restaurant öffnet	
	Gäste „betüteln“ Koch helfen Mit Gästen: Schnacken u. Döntjes	Gäste betüteln Finanzen Verwaltung Buchführung
21.30		Feierabend
22.00	Feierabend Bestellungen per Telefon aufgeben	

Für unsere Kellner stellte sich der Tag wie folgt dar:

Uhrzeit	Tätigkeit
11.00	Dienstbeginn
	Tische vorbereiten
	Gäste begrüßen
	Gäste-Garderobe abnehmen

	Gäste Platzieren
	Bestellungen aufnehmen
	Hotelgäste in Empfang nehmen
	Einchecken
	Aufs Zimmer bringen
	Koffer tragen
	Evtl. Zimmerservice
21.00	Feierabend

Wir haben uns in Hotel und Restaurant Waffenschmiede um „Großen Schweizer Stil“ bemüht und weitgehend erreicht und durchgehalten.

Uhrzeit	Koch	Zimmermädchen
08.00		Dienstbeginn Plan für Abreise-/Bleiben-Zimmer
10.00	Dienstbeginn Elektrische Geräte einschalten Vorbereitungen Fleisch u. Gemüse	Restaurant-Toilette putzen Zimmer reinigen Minibar kontrollieren
11.30	Essen für die Chefs	
12.00	Gästebestellungen Warme Küche	1mal wöchentlich: Saubere Hotelwäsche annehmen u. kontrollieren

14.00	Küche abräumen	Ab 14.00: Neue Gäste
14.30 bis 17.30	Zimmerstunde	16.30 Feierabend
17.30	Gästebestellungen Warme Küche	
21.30	Küche desinfizieren Nachspülen mit klarem Wasser	
22.00	Feierabend	

Ich bin einmal gefragt worden, ob wir alles noch einmal genauso so machen würden: Meine Antwort lautete und lautet immer noch „50+x Jahre verheiratet und weitgehend glücklich. Ja, warum nicht…“

Und ich beziehe das „ja“ auch auf Beruf und Werdegang.

Und dann bin ich noch einmal gefragt worden, wie ich den Weg von den großen und berühmten Schweizer Hotels zur doch vergleichsweise kleinen WAFFENSCHMIEDE in Holtenau empfinde. War es ein Abstieg?

Nein, das war es nicht. Ich habe schon als Junge hinterm Tresen der WAFFENSCHMIEDE davon geträumt, eines Tages die WAFFENSCHMIEDE zu besitzen und zu leiten. Die Jahre in der Schweiz waren sehr wichtige Wegsteine auf diesem Weg. Wir haben sozusagen alle Highlights des Geschäfts erfahren – Erika ihre und ich meine. Wir haben dort sehr vieles gelernt, was wir woanders nie erfahren hätten.

Wir hatten erfahrene Kollegen, die uns offenbar gerne mochten, die uns das von ihnen Gelernte weitergegeben haben (manchmal auch auf die harte Tour) und die in uns vielleicht ein Potenzial gesehen haben. Wir müssen diesen Menschen sehr dankbar sein.

Und wir haben uns dort kennen- und lieben gelernt. Wie schon gesagt: 50 + x Jahre und meistens glücklich!

Erika und ich haben von dem Erlernten und Erfahrenen vieles, einiges – nicht alles – mit nach Holtenau genommen, manches passte hier auch nicht her.

Wir haben uns von den ersten Tagen in UNSER WAFFENSCHMIEDE darum bemüht, UNSEREM Hotel UNSEREN Touch zu geben. Wir glauben beide, dass wir Erfolg darin hatten, UNSEREN Weg zu gehen. Unsere Gäste und Stammgäste haben uns jedenfalls das Gefühl gegeben.

1982. Purzel

Purzel war eine Mischung aus Cocker-Spaniel und Münsterländer. Sein Fell war durch und durch schwarz. Purzel war - typisch Mischling – sehr gelehrig und total auf Erika fixiert. Wenn Erika ´mal ohne Hund zum Einkaufen fuhr, setzte sich Purzel an eine Hausecke der WAFFENSCHMIEDE, von wo aus er Straße und Hof perfekt überblicken konnte. Wenn Erika seiner Meinung zu lange fort blieb, heulte laut sein Alleinsein-Unglück heraus, um zu sagen ich bin hier, aber wo bleibst Du? Kam Erika dann endlich wieder auf den Hof gefahren, war die Freude groß und wurde durch wildes Herumgerenne und intensives Bellen bestätigt.

Purzel besaß gar kein Halsband und lief auch nie fort. Wenn wir mit dem Hund am Kanal spazieren gingen, hatten wir nie ein Problem mit ihm. Auf Zuruf, Wort oder Pfiff folgte Purzel absolut, auch wenn er irgendwo unsichtbar im Gelände unterwegs war, war der Hund sofort wieder am Fuß. Purzel war einfach klasse.

Eines Tages schickte die Gewerbeaufsicht zwei Prüfer, der Chef, ein Dr. Wagner, und sein Gehilfe (dessen Namen ich mir nicht gemerkt habe).

Dr. Wagner setzte sich an den Stammtisch, der Gehilfe hielt eine schwarze Tasche in der Hand und verschwand damit in die Küche. Ich unterhielt mich mit dem Chef, der Assistent erledigte inzwischen die Arbeit. Nach der Kontrolle kam er nach einiger Zeit wieder aus der Küche – und ohne jede Vorwarnung hatte der tiefschwarze Purzel seine Hand, die die Tasche, trug, im Maul. Purzel hatte es offenbar nicht ernst gemeint und deshalb wohl nicht wirklich zugebissen, nur ein wenig gezwickt. Der Gezwickte war aber wohl tödlich erschrocken durch den „Biss“ des schwarzen Teufels

und musste sich erst einmal setzen. Verletzt war er nicht (wirklich),aber erschrocken – sagt der Besitzer des Hundes. Ich denke mir, dass der Assistent die Sache vielleicht etwas anders darstellen würde. Von dem Tag an mussten wir den Hund am Stammtisch anpflocken, wenn Fremde kamen.

Der Chef/Doktor lachte nur, fand die Geschichte also eher spaßig und sagte immer noch lachend: „Wenn der kleine Teufel einmal Junge bekommt, dann möchte ich einen aus dem Wurf…“

Purzel fuhr gerne Auto. Er wollte auf jeden Fall wollte immer gerne mit Erika mitfahren. Wenn sie nur die Autoschlüssel in die Hand nahm, machte er sich die Tür zum Hof selbst auf und stand dann als Erster schwanzwedelnd am Auto. Sobald Erika die Autotür – für ihn, wen sonst? – geöffnet hatte, sprang er wir der Blitz auf den Platz hinterm Lenkrad. Stolz saß er dann dort.

Ab und zu durfte er tatsächlich mitfahren, er musste dann natürlich auf dem Beifahrersitz Platz nehmen, von wo aus er den Verkehr aufmerksam beobachten konnte.

Wir hatten immer viel Spaß mit unserem Hund und entschlossen uns, über Weihnachten mit Hund für ein paar Tage in den Harz zu fahren. Wir brachen gleich nach Weihnachten nach Bad Sachsa in den Birkenhof auf. Morgens frühstückten wir dort immer als Letzte, und mit Purzel gab es eigentlich nie ein Problem – schon, weil sich dann keine anderen Gäste mehr im Frühstücksraum aufhielten. Abends sah es etwas anders aus: Mit den anderen Gästen hatte Purzel eigentlich nichts am Hut, alles fein… Aber ein Gast litt an einer Behinderung, und ging aus Purzels Sicht wohl seltsam und dann noch am Stock: Purzel hatte so etwas noch nie erlebt und konnte das deshalb nicht einordnen. Wir mussten den Hund an die kurze Leine nehmen und ihn stark

beruhigen. Das war für alle Beteiligten, Erika, mich und Purzel auf der einen Seiten und den Behinderten und seine Begleitung auf der anderen Seite schon recht unangenehm.

Gleichzeitig mit uns war unsere Nachbarin mit Ihren Kindern ebenfalls in Bad Sachsa. Sie besaßen da ein Haus. Da wir uns auch in Holtenau ganz gut verstanden, besuchte die Familie uns gelegentlich im Hotel, um uns zu Spaziergängen abzuholen. Dabei führte der kleine Jan den Hund gerne und stolz an der Leine. Das war ja auch problemlos, weil Purzel ihn kannte und überhaupt problemlos war. Aber an diesem Tag, nahm der Hund irgendeine Witterung auf oder hörte etwas im Gebüsch, was ihn interessierte – jedenfalls rannte er plötzlich los und zog Jan vom Fußweg in ein steil abfallendes Gebüsch. Zum Glück lag dort genügend Schnee, sodass er sich nicht weh getan hat. Danach haben wir Purzel nur noch selbst und immer angeleint spazieren geführt.

Unser Hund machte uns in Holtenau jederzeit viel Freude, und vor allem sorgte er dafür, dass wir bei aller Arbeit in der Waffenschmiede doch auch häufig genug an die frische Luft kamen.

1989. Deutsche Wiedervereinigung

Am 9.11.89 waren Erika und ich in Hamburg im Restaurant Bon Auberge mit Heiner Grammerstorf (der Sohn von Karl) – als alte Holtenauer kannte man sich – zum Essen verabredet. Es war klar, dass politisch „irgendetwas“ in der Luft lag. Als der Tagesschau-Sprecher Werner Veigel den Raum betrat, wurde er von einigen Gästen bestürmt, ob er Neuigkeiten wisse? „Die Grenze ist offen!“, sagte er.

Ein bewegender Moment.

Das Prinz Heinrich-Brücken-Desaster

Abbau der baufällig gewordenen Prinz Heinrich-Brücke am Donnerstag, den 30. Juli 1992. Drei Kräne setzten das 680 Tonnen schwere und 109 m lange Mittelstück butterwich auf den breit liegenden Ponton.

Eigentlich sollte die Prinz-Heinrich-Brücke renoviert werden und noch 30 Jahre stehen. Bei der Überprüfung der notwendigen Arbeiten stellte sich 1988 allerdings heraus, dass der Neubau einer Kopie der Olympiabrücke sich eher „rechnen“ würde.

Drei Jahre lang wurde geplant, verwaltet und ausgeschrieben und drei Jahre waren für den Bau der neuen Brücke vorgesehen. Vorher musste allerdings die alte Prinz-Heinrich-Brücke weichen. Am 15. Mai begannen die ersten vorbereitenden Arbeiten für den Abriss. Erst ging beim Rückbau ja auch alles glatt…

Für Ende Juli/Anfang August war der Abbruch geplant. In diesen Tagen wohnten einige Führungskräfte der am Abbruch beteiligten Firmen in der WAFFENSCHMIEDE. Außerdem ein eleganter Herr mittleren Alters – ich erinnere sein für damalige Verhältnisse ungewöhnliches Outfit: hellblaue Hose und gelbes Hemd (oder war es andersherum?), Seidenschal unter dem offenen Hemdkragen und Krokostieletten. Was sein Beruf war, wusste ich bis dahin nicht. Jedenfalls saß besagter Herr am späten Nachmittag / frühen Abend des 4. August bei einem Getränk auf unser Terrasse.

Am Dienstag, den 4. August brach gegen 18.00 Uhr dann Deutschlands stärkster Mobilkran, der das letzte, 400 Tonnen schwere Brückenteil auf der Holtenauer Seite, sanft zu Boden setzen sollte, samt Brückenteil krachend zusammen. Man konnte den Lärm bis weit über die WAFFENSCHMIEDE hinaus hören. „Hallo", sagte der Herr, da ist aber etwas Größeres passiert… Das muss ich mir einmal anschauen gehen".

Als er von der Bau-/Unglückstelle zurückkehrte berichtete er, dass der Superkran und vier weitere Kräne und ein Kleinwagen bei dem Unfall zerstört wurden und dass die Fläche unter dem letzten ehemaligen Brückenelement einem Trümmerfeld gleiche. Dass der Kranfahrer des „Superkranes" sich nur durch schnelles Wegrennen und Sprung in den Kanal gerettet hatte, erfuhren wir am nächsten Tag aus der Zeitung. Weitere Menschen kamen wie durch ein Wunder nicht zu Schaden.

Aber die kaputten Kräne seien nicht zu übersehen gewesen. „Das passt gut", erläuterte er bei einem weiteren Drink, „wissen Sie ich handle mit Kränen und habe gerade zufällig vier Stück auf dem Hof stehen, die weg müssen…"

Irgendwann kamen die die Gäste, die ihre Zimmer über die Abbruchfirmen gebucht hatten – wie durch ein Wunder

kamen die und der „Bunte“ ins Gespräch. Der Abend wurde an dem Tisch lang und länger… Am nächsten Tag erzählte mit der Kranhändler, dass sein Hof jetzt quasi „geräumt“ sei. So kann es gehen.

1992. Afra von Bühlbusch

Ungefähr 1992 wollten wir uns einen Hund der Rasse „Kleiner Münsterländer“ anschaffen, nachdem ein Gast mit so einem Hund bei uns übernachtet hatte, und wir uns in diese Rasse verliebt hatten. Ich rief kurz darauf einen Züchter in der Nähe an, der es aber ablehnte, mir ein Tier zu verkaufen, nachdem er von mir erfahren hatte, dass ich Hotelier und Gastwirt war, weil der Hund angeblich nicht genug Auslauf hätte… Was der eigentliche Grund war, habe ich nie erfahren. Ein weiterer Versuch einen „Kleinen Münsterländer“ bei einem anderen regionalen Züchter zu kaufen, schlug auch fehl – ich hatte den Eindruck, dass der erste Züchter den zweiten über mich und was auch immer indoktriniert hatte. Erst bei einem dritten Züchter im weit entfernten Münsterland hatte ich Erfolg. Ich rief ihn an, erzählte ihm, dass ich einen Hund von ihm kaufen wollte, und dass ich der Wirt der WAFFENSCHMIEDE in Kiel-Holtenau sei. Ich hatte von seiner Stimme her den Eindruck, dass es sich bei meinem Gesprächspartner um einen sehr alten Mann handele.

Kaum hatte ich die WAFFENSCHMIEDE erwähnt, lachte er laut los und meinte mit sympathischer Stimme, dass ich „selbstverständlich einen Hund von ihm bekäme“, schließlich hätte er 1943 als Erntehelfer für meine reizende Mutter gearbeitet… Ja, auch so kann man auf den Hund kommen. Er hörte (wenn er wollte) auf den Namen Afra von Bühlbusch.

Kieler Wochen

Ich bin – das hatte ich eingangs erwähnt in erster Linie Holtenauer, und erst in zweiter Linie Kieler, und ich bin Freizeitsegler mit BR-Schein – Kieler Wochen waren für mich daher etwas Besonderes. Aber sie waren und blieben ein „Kieler“ Ereignis – wenn die Segelwettbewerbe nach 1972 auch vor allem vor Schilksee stattfanden, also nördlich des Kanals, was ja eh „unser Beritt“ war.

Wir haben zwischen 1973 und 2021 insgesamt 49 Kieler Wochen in oder mit der WAFFENSCHMIEDE mitgemacht. Für uns und die Angestellten bedeutete Kieler Woche immer volles Haus und viel Arbeit. Wir hatten berühmte, bekannte und „normale“ Gäste – jeder war uns als Gast gleich lieb, wir haben da keinen Unterschied gemacht.

Ob ich mich an eine Kieler Woche besonders erinnere?

Ja, zumindest an die Kieler Woche 1985. In dem Jahr hatten wir für unsere Gäste einen umgebauten Fischkutter gemietet, der sie an den Rand der Regattafelder brachte. Für die Gäste ein wunderschönes Erlebnis so mittendrin im Regattageschehen zu sein. Erika und ich taten so, als es für uns ganz normal sei, so mittendrin zu sein…

An Bord gab es Fischbrötchen (Matjes), Kaffee und Bodderkoken[59].

Den Gästen hatten wir auch bei dem guten Wetter, das herrschte, empfohlen Jacken mitzunehmen, denn auf dem Wasser kann es im Wind ziemlich schnell ziemlich kalt werden. Erst wollten sie es uns nicht glauben – an Bord wurden sie dann sehr schnell dankbar für den gut gemeinten Rat.

---

[59] Butterkuchen

Den Abend ließen wir nach Sonnenuntergang auf der Terrasse der WAFFENSCHMIEDE ausklingen. Abends erschien ein Herr Hundertmark, der in Schilksee einen Kiosk für den Verlag der Zeitschrift Yacht und Boote betrieb, der für alle berühmten, bekannten und Nachwuchssegler Anlaufpunkt war. Er wusste alles (ALLES!) vom Tag und viele Döntjes aus der Szene zu berichten. Unsere Gäste hingen geradezu an seinem Mund und… Kleiner Hinweis: Die alkoholfreien Biere waren noch nicht erfunden und stilles Wasser trank auch noch niemand. So ging ein besonders schöner Tag „ziemlich gut“ gelaunt zu Ende!

Im Jahr darauf endete die Kieler Woche mal wieder mit einem Großseglertreffen auf und Feuerwerk über der Förde. Beides konnte mit den ausgeliehenen Ferngläsern von der Terrasse recht gut beobachten werden – so konnten die clevereren unser Gäste einfach bei einem Glas Aperol auf der Terrasse sitzen bleiben und brauchten sich nicht ins Gewühl der Massen stürzen. Wie sagen Makler immer: „Lage, Lage, Lage…“!

Andererseits verschwimmen bei 49mal Kieler Woche die Erinnerungen etwas, das ist doch wohl normal. Anfangs waren die Kieler Wochen mehr oder weniger reine Segel-Ereignisse, wobei neue Segel-Klassen kamen und gingen.

Ab 1985 wandelte sich der Charakter immer mehr in Richtung „Event“ oder „Rummel“. Das kann man mögen oder nicht… Ich mochte es eher nicht. An Reventlou-Brücke und Kiellinie entstand für diese Wochen ein Vergnügungspark mit Bierhallen, Bratwursträuden etc. und Freilichtbühnen für Konzerte und Aufführungen – was uns in Holtenau weniger berührte.

Noch mehr Desaster beim Brückenbau

Im Oktober 1993 kommen die ersten Stahlbauteile für die neue Brücke – und passen nicht. Schließlich stellt sich insgesamt eine miese Qualität heraus. Die Auftraggeber steigen aus dem Vertrag aus. Die belgische Firma, die die nächste Ausschreibung 1994 gewinnt, geht in Konkurs. Eine unendliche Geschichte für die KN. Jetzt soll eine Firma aus dem Saarland bauen – am 6. Dezember 1994 kommen die ersten beiden Stahlteile in Kiel an und – oh Wunder – sie passen. Am 12 Juli 1996 ist die Brücke fertig.

Orkantief Verena wütet in Holtenau

Das Orkantief Verena trifft am 13. Januar 1993 auf Holtenau. Wir waren vorbereitet: Was weggepackt werden konnte, hatten wir weggepackt, was festgezurrt werden musste, war festgezurrt, Fenster und Türen dicht. Da schien doch glatt der Seemann, na gut, Moses, in mir wieder durchzukommen. Und dann kam der Wind – was heißt da Wind…

Es war der schwerste Sturm mit Windgeschwindigkeiten von bis zu 190 km/h (gemessen auf dem Flugplatz), der Kiel und Holtenau jemals traf – sagen die öffentlich einsehbaren Unterlagen des Deutschen Wetterdienstes. Wir hatten natürlich Angst um die großen Scheiben im Restaurant und ums Dach und die Bäume… Bei uns ist aber nichts Ernstes passiert. In anderen Stadtteilen von Kiel schon

Auf der Ostsee sank vor Rügen die polnische Fähre „Jan Heweliusz“ im schweren Wetter – 55 Tote waren bei 2°C Wassertemperatur zu beklagen.

Am Kieler Rathausturm deckte der Sturm auf drei Seiten großräumig Kupferplatten vom Dach ab.

„Ein demoliertes Wahrzeichen, eine geschlossene Hochschule, 235 entwurzelte Bäume und jede Menge Dachschäden“ fasste die KN am 15. Januar 1993 die Schadensbilanz zusammen. Holtenau ist dabei gut weggekommen.

Das „Bratwunderdings“ von der Internorga

Eine Restaurantküche muss funktionieren. In einer ungeeigneten Küche kann nicht einmal ein Sterne-Koch noch zaubern!

Eine funktionierende Restaurantküche muss nicht groß sein – unsere ist nur etwa 10 m² groß – klein, ja, aber sie ist gut organisiert. Koch und Küchenhilfe kommen sich so gut wie nie „in den Weg“. Der Koch hat alles, was er benötigt mit ein oder zwei Schritten in Griffweite. Stichwort „Organisation“.

Damit sind wir jahrelang gut gefahren, unser Koch war mit seinem Arbeitsplatz mehr als zufrieden, und unsere Restaurantgäste waren mit den ihnen servierten Essen zufrieden bis sehr zufrieden – und wenn es Mutters Labskaus war, waren sie begeistert. Unser gute Küche hatte sich übrigens schnell herumgesprochen.

Natürlich hatten wir neben Labskaus-Wochen auch andere jahreszeitliche Essensangebote:

- Spargel aus der Heide mit Sauce Hollandaise, geräuchertem Holsteiner Schinken und Salzkartoffel. Der Schinken konnte auch durch Lachs, ein Rump- oder ein Filetsteak

ersetzt werden). Obwohl das „Original“ ist schon mit Schinken.

- Nach Ende der Spargelsaison gab es Pfifferlinge in Kräuterrahmsoße oder *„nature“* mit Salzkartoffeln oder – selten – mit Teigwaren. Hierzu hatte der Gast die Wahl aus gegrilltem Schweinefilet, Rump- oder Filetsteak oder Putenschnitzel.
- Grünkohl gab´s bei uns auf die „holsteinische Art“: Mit Kochwurst, Kassler und Schweinebacke. Mit Röstkartoffeln aus kleinen Pellkartoffeln (Drillinge). Gäste, die karamellisierte kleine runde Bratkartoffeln verlangten, erhielten selbstverständlich diese. Dazu wurde Senf und Zucker gereicht. Die Kochwurst war natürlich ein lokales Erzeugnis. „Pinkel“ (die Bremer Variante, die Hirn enthält) haben wir nie angeboten. Und die westfälische Form des Grünkohls mit Haferflocken auch nicht.

1995 besuchte ich wieder einmal auf der Internorga in Hamburg – DIE Fachmesse für Restaurants und Hotels. Interessiert schlenderte ich herum, vieles erschien recht interessant – und dann stand ich schließlich vor dem Stand mit dem „Bratwunderdings“: Keine Pfanne, kein Topf, eher ein (kleiner) Herd mit glatter Oberfläche zum Braten.

Der Mann hinter dem – fachlich korrekt als Hochleistungsgrill bezeichnet – „zauberte“ alles vom Rinderfilet über Geflügel bis zum Fisch oder Pfannkuchen. Grandios! Ich war begeistert. Bis ich den Preis hörte… Wow.

Ich habe den Hochleistungsgrill damals nicht bestellt – nicht gleich! Aber ich konnte ihn nicht vergessen. Ich habe mir dann unsere Küchenabläufe genau angeschaut, die Arbeitsflächen vermessen – er würde passen. Aber 15.000 DM für ein „Bratwunderdings“…?

Im Kollegenkreis habe ich das *Brat- und Grillwunderdings* intensiv diskutiert. Die Meinungen reichten von „komisch“ bis „unbezahlbar“ oder „nix für mich“. Ich fand dagegen schon, dass das Teil etwas für die WAFFENSCHMIEDE sei.

Ich habe mich in den nächsten Wochen mehrfach mit einem spitzen Bleistift hingesetzt und immer wieder hin- und her gerechnet. Man muss für diese Art von Berechnungen kein BWL-Studium absolviert haben, und damals war Excel auch noch nicht so verbreitet wie heute, gesunder Menschenverstand, Zettel und Bleistift und die Grundrechenarten der Timm-Kröger-Schule reichten allemal aus. Also, für meine Berechnung stellte auf die eine Seite, den Preis von diesem „Bratwunderdings“ – hoch, verdammt hoch. Auf die andere Seite schrieb ich, was der Einsatz von dem Teil an Einsparungen bedeuten würde – weniger Pfannen und Abwasch, weniger Verbrauch von Bratfett und geringere Arbeitszeiten und höherer Durchsatz der Küche.

Dann teilte ich den Preis durch die Summe der täglichen Einsparungen und erhielt eine Summe x. Mein errechnetes x stellte die Anzahl der Tage da, die wir brauchen würden, um den (immer noch hohen) Preis des Bratwunderdings wieder hereinzuholen. X war mit einer nicht zu hohen dreistelligen Zahl erstaunlich niedrig.

Auf der nächsten Internorga habe ich nur noch den „Bratwunderdings“-Stand besucht, noch einmal die besten Leckereien probiert, war wieder begeistert, und habe den Hochleistungsgrill unmittelbar bestellt. Gleich nach Ende der Messe kam der Verkäufer mit dem Teil in der WAFFENSCHMIEDE vorbei, installierte es in der Küche und führte die Küchenmannschaft in die Bedienung ein.

Das war jetzt doch etwas Neues. Der Koch war zunächst ziemlich bis sehr skeptisch – wurde dann durch seine

eigenen Ergebnisse mit dem Gerät aber schnell restlos überzeugt.

Der Hochleistungsgrill war wirklich ein Wunderdings, sogar das Reinigen war sensationell einfach: Nach dem Reinigen wurde es mit kalter Butter abgerieben und sah nach 25 Jahren immer noch „1a“ aus, fast wie neu.

Die Gäste waren von den Speisen, die auf dem „Bratwunderdings“ hergestellt worden waren, begeistert. Das war doch das Wichtigste. Wir haben übrigens bis zum letzten Tag mit dem „Bratwunderdings“ gearbeitet, es hat sich tatsächlich „voll gerechnet“ oder bezahlt gemacht.

Millennium

Man hat es fast vergessen, so lange ist es her: Ich meine die große Angst vor dem Jahreswechsel 1999/2000, die Ende 1999 umging, weil doch die Gefahr bestand, dass es aufgrund von Computerfehlern unter anderem zum ganz großen Stromausfall kommen würde. Kam es aber nicht, denn die Kieler Stadtwerke hatten vorgesorgt, berichtete die KN am Mittwoch, den 29. Dezember 1999 – wohl um uns die Angst zu nehmen:

„Silvester stehen alle unter Strom. Bei den Stadtwerken herrscht Zuversicht: Jahr-2000-Problem im Griff – Notdienst trotzdem aufgestockt.

Das größte Schreckgespenst des herannahenden Jahreswechsels in ein Stromausfall. Dass es in Kiel so weit kommt, daran mögen Dieter Fildebrandt und seine Kollegen von der Netzleitstelle Stromverteilung nicht glauben: „Wir sind alle ziemlich überzeugt, dass nichts passiert.“

Trotz der Überzeugung haben die Stadtwerke einen umfangreichen Notdienst für die Silvesternacht engagiert. In der Netzleitstelle werden anstelle der sonst üblichen 3 Mitarbeiter von 23 bis 1 oder 2 Uhr morgens diesmal acht sitzen“

Nun gut, die müssen eine ruhige Nacht verbracht haben, denn es passierte… Nichts.

Und wir waren ja sowieso nicht da: Denn den Jahrtausendwechsel haben wir natürlich ausgiebig gefeiert – aber nicht in der WAFFENSCHMIEDE, wir haben die Betriebsferien in der TRAUBE TONBACH in Baiersbronn verbracht. War sehr schön… Man gönnt sich ja sonst nix…

Antarktische Gedanken an Onassis

Zum Jahreswechsel 2002/2003 machten wir auf der „Bremen“ eine Kreuzfahrt zum Kap Hoorn und in antarktische Gewässer – zu der Zeit herrscht da unten Sommer. Eindrucksvoll, sogar sehr eindrucksvoll, aber nichts für Leute mit schwachem Magen! Seefest sollte man bei Wind bis zu 10 bis 12 Beaufort, Wellenhöhe 8 Meter und mehr schon sein. Ehrlich gesagt, im Süd-Winter möchte ich dort gar nicht sein. Meine Hochachtung vor unseren Kap Hoorniers wuchs ins Unermessliche – das hatten die als jungen Männer „live“ erlebt, ohne schützende Sicherheitsglasscheibe und Funktionskleidung zwischen sich und den Wellen. Auf See sind es übrigens sehr selten Brecher. Die bilden sich erst, wenn der Wellenfuß den Meeresboden erreicht, dann steilt sich die Welle auf und „bricht“ dann irgendwann, wenn der Wellenfuß langsamer wird als die Welle „oben“. „Kaventsmänner“ können auch draußen auf hoher See bis zu 32 Meter hohe Brecher von unglaublicher zerstörerischer Kraft

sein. Die haben wir auf unser Kap-Tour Gott sei Dank nicht erlebt. Zurück zu den eisernen Männern auf eisernen Seglern: Hier unten am Kap fast immer in nassen Klamotten, hüfthoch im eisigen Wasser, häufig nix Warmes zu essen. Und dann noch hinauf in die himmelhohen Masten, um Segel zu setzen oder zu bergen…

Bei den Gedanken wollte mir das Buffet an Bord der „Bremen“ nicht mehr recht schmecken. Die Geschichten und Döntjes der alten Seebären von und mit ihren Flying-P-Linern wurden immer glaubwürdiger. Die waren hier im wahrsten Sinne sturmumtobt durchgebraust – unter einem Himmel von Segeln (vermutlich hatten sie – entgegen den schönen Geschichten – bei weitem nicht alle Segel stehen lassen). Aber genug, dass die Mannschaften von anderen Seglern, die teilweise wochenlang vor dem Kap gelegen hatten, um es irgendwann unter besseren Wetterbedingungen zu runden, von ihren Kapitänen die Anweisung erhielten, die Mützen vor Hochachtung vor denen zu ziehen, die das Kap „einfach so“ umsegelten, (fast) egal wie das Wetter war – wenn so ein Segler aus Stahl sie passierte. Denn die aus Stahl gebauten Segler der F-Laeisz-Reederei segelten von Hamburg nach Valparaiso nach Fahrplan. Und den hielten sie in ihren besten Zeiten besser ein als die Dampfer! Und alles um Vogelsch…, ´tschuldigung, Guano, zu holen. Oder den Schiffsbauch voll Weizen. Unglaublich.

Weihnachten 2002 erreichte unsere MS „Bremen“ die (fast) gottverlassenen Südlichen Sandwichinseln mit der größten Insel Südgeorgien, die zu Großbritannien gehören, und die von den Falkland-Inseln aus verwaltet werden. Ungefähr auf der geografischen Position 54°16′36″ S und 36°30′41″ W ankerten wir im geschützten Naturhafen von Grytviken. Wenn Sie einmal auf die Karte schauen wollen:

Das ist zwar ganz unten im Atlantischen Ozean aber noch nördlich vom immerhin ca. 2.000 km in östlicher Richtung entfernten Kap Hoorn und entspräche auf der Nordhalbkugel einem Punkt ca. 700 km südöstlich von Grönlands Südspitze.

Das ist ziemlich allein im verdammt rauhen Ozean nördlich der Antarktis. Nicht weit weg von der Antarktis. Aber reizvoll genug, dass hier regelmäßig Expeditionskreuzfahrer verkehren. Unter anderem wir.

Als wir Grytviken erreicht hatten, „bezauberte“ es uns auf den ersten Blick durch eine große Zahl rostzerfressener ehemaliger Walöltanks und einige wenige ziemlich kaputte ehemalige Wohngebäude im für hier typischen Regenschauerwetter.

Unser Guide hatte uns auf den Besuch Südgeorgiens mit mehreren Vorträgen politisch (Falkland-Krieg), geografisch (wieso ist hier eine Insel?) und biologisch (Tiere) intensiv vorbereitet. Er wusste natürlich eine Menge „wichtiger“ Dinge über Grytviken und Südgeorgien zu erzählen:

Grytviken gelte als der beste Naturhafen auf den Südlichen Sandwich Inseln. Das erschien uns sofort glaubhaft, weil nach all dem Geschaukel der „Bremen“ draußen auf dem Atlantik einige Mitreisende doch sehr froh waren, dass das Schiff mal wieder ruhig im Wasser lag, und der Magen sich entspannen konnte. Der Hafen, so zeigte es die ausgehängte Seekarte an Bord, besteht aus der Bucht King Edward Cove, die innerhalb der Cumberland East Bay liegt. Um die King Edward Cove herum gebe es auf der Insel eine relativ große Fläche mit bebaubarem flachem Land (nein, nicht für Investments geeignet); das Areal sei relativ windgeschützt; es gebe Süßwasserquellen und -bäche, klar, alles Voraussetzungen für den Bau einer Station… Für das Britische Empire

sei es nur natürlich gewesen, hier Fuß zu fassen, um den Südlichen Atlantik zu beherrschen – Großmachtpolitik. Wir haben uns heimlich gefragt, was müssen die Beamten verbrochen haben, die hierher geschickt worden waren?

Grytviken erwies sich als nicht mehr bewohnt. In der nahe gelegenen Forschungsstation am King Edward Point lebten allerdings bis zu 44 Forscher und Mitarbeiter des British Antarctic Survey, die zu Fragen des Fischfangs und der Überfischung forschten, sowie immerhin zwei Regierungsbeamte mit ihren Ehepartnern. Im gesamten Überseegebiet gäbe es keine weiteren ständigen Bewohner mehr.

Aus der Gründungszeit ist noch eine – zwischen 1996 bis 1998 restaurierte Kirche – erhalten, und ab und zu von einigen exzentrischen Paaren zum Heiraten genutzt wird – wir hatten allerdings keine von denen an Bord, oder die, die es geplant hatten, hatten inzwischen die Lust verloren?

Zwischen 1982 war die Station im Falklandkrieg von den Argentiniern besetzt worden, danach war sie bis 2001 nahezu verwaist. Heute ist sie wieder aktiv und widmet sich der Forschung.

Das Museum zur Geschichte des Archipels in Grytviken ist nicht groß, und seine Bedeutung ist wirklich nicht überragend – wir waren demetnsprechend ziemlich schnell „durch“.

Auf dem örtlichen Friedhof ist das Grab des Polarforschers Ernest Shackleton zu finden, der eine Zeitlang in Südgeorgien lebte und dort starb. Wir haben ihm zu Ehren an seinem Grab mit einem Glas Whisky auf ihn und seine Männer angestoßen.

Wer nicht auf viele kaputte Tanks steht, für den war sicherlich die Tierwelt auf der Insel am eindrucksvollsten: Bis

zu 100.000 Königspinguine sollen hier vorkommen. Wie viele es waren, als wir hier waren, kann ich nicht einmal schätzen: Auf jeden Fall trieben sich hier seeehhhrrr viele eng an eng stehend und unglaublich laut schnatternd am steinigen Strand herum (der Strand hier wird nie einen Preis gewinnen, außerdem laden die Wassertemperaturen höchsten gut ausgerüstete Taucher in die Tiefe), dazu rannten ungezählte deutlich kleinere Pinguine anderer Arten geschäftig herum.

Seelöwen und See-Elefanten flätzten sich hier – unser Guide hatte uns geraten, Abstand zu halten. Das hätte er sich ruhig sparen können! Erstens entströmt allen hier anwesenden Säugetieren ein Mundgeruch, der den stärksten Touristen „umhaut“ (sogar gegen den Wind) und zweitens richtet sich so ein richtiger See-Elefanten-Kerl (ausgewachsen und männlich) bis zu einer Höhe von vier Metern auf, um klarzumachen, wer es hier mit den „Damen“ treiben dürfe – er und nur er! Das ist ein sehr imposanter Anblick! Genug jedenfalls, um ausreichend Abstand zu halten. Hinzu kommt der bereits erwähnte Mundgeruch. Und die deutlich kleineren Seelöwen haben ganz eindrucksvolle „Beisserchen“. Insgesamt genug Gründe, Abstand zu halten. Trotzdem haben wir mehrere Ausflüge zu den Tieren gemacht. Übrigens war die Anzahl der Seevögeln – in erster Linie royale Albatrosse mit Flügelspannweiten von bis über 3 Metern, Sturmtaucher und Seeschwalben - ebenfalls sehr imposant – und die können in diesen Mengen einen Krach machen…

Albatrosse sahen in der Luft majestätisch aus – bei der Landung…, naja, nicht umsonst zeigte unser Guide am Abend einige „Albatros-Szenen“ aus dem Zeichentrickfilm „Bernad & Bianca“. Es war, wie im echten Albatros-Leben.

Wenn es Zensuren geben würde: Fliegen, ´ne glatte 1, Landen 5– ! Aber sie scheinen die Landungen alle zu überleben. Belassen wir es dabei.

Am Heiligabend an Bord wurde es dann sehr besinnlich. Temperaturen um die 20° C, Südgeorgien, so weit weg von allem, wie man nur sein kann, eine sehr besinnliche Weihnachtsrede des Kapitäns und deutsche Weihnachtslieder der meist phillipinischen Mannschaft und schließlich ein deutsches Weihnachtsessen in einer Nacht, die nicht beginnen und die, kaum dass sie begonnen hatte, gleich wieder enden wollte, und schließlich noch das Auspacken der mitgebrachten Weihnachtsgeschenke – Weihnachten, was willst du mehr? Jedenfalls auf Südgeorgien.

Dann ging es wieder hinaus auf die wilde weite See. Einige Reisetage später machte uns der Tourguide auf einen japanischen Walfänger aufmerksam, der hier unten seinem halblegalen Geschäft nachging: Wale jagen. Bereits 1986 hatte die Internationale Walfang-Kommission die kommerzielle Jagd auf Wale vollständig verboten. Die Japaner nutzen bis in die heutigen Tage ein Schlupfloch, das die Waljagd zu sog. wissenschaftlichen Zwecken erlaubt. Als wir zum Jahreswechsel 2002/2003 dort am Kap waren, war es das erste Jahr, dass Tierschützer von der Organisation Sea Shepherd versuchten, den Walfang der Japaner mit teilweise hochriskanten Manövern – für sich und die Japaner, nicht für die Wale – ihrer Schiffe zu behindern – verhindern konnten sie Walfang seitdem nie vollständig. Wir haben von diesen Aktionen aber nichts mitbekommen.

Der Guide wusste einiges über Walfische (z.B., dass es sich bei ihnen keinesfalls um Fische handelt, dass sie bis zu 1.000 Meter tief tauchen, um dort in epischen Armageddons der Tiefe ihre Lieblingsspeise, Riesenkalmare von bis zu 10

Metern Länge, zu fangen und zu verspeisen), manches über Walfang und so gut wie nichts über die enge Verbindung von Kiel mit dem Walfang gleich nach dem 2. Weltkrieg. Dabei ist diese Verbindung eng, sehr eng!

Ich habe es später nachgelesen. Es ging vor allem um Onassis, Wale und Howaldt. Es gibt wenig Literatur zu dem Thema, aber etwas habe ich doch gefunden: Bei meinen Recherchen fand ich, dass Onassis nach dem Krieg „eine ganz große Nummer" für Kiel war.

Ich war damals mit 6 oder 7 Jahren noch zu klein gewesen, um die Geschichte mitzubekommen. Aber sie ging ungefähr so: Schiffsneubau (Neubau!) hatten die Alliierten den deutschen Werften verboten, Howaldt lag in Trümmern – da gab es viel aufzuholen. Waltran erzielte Traumpreise, der Preis hatte sich im Jahre 1949 gegenüber 1937 vervierfacht, aber Walfang war Deutschland von den Siegermächten ebenfalls verboten worden – Japan dagegen übrigens erlaubt!

Aber es gab ja das alte Schlitzohr Aristoteles Sokrates Homer Onassis (Bild links[60]), den Selfmade-Millionär aus Griechenland, gegen den selbst ein Odysseus wie ein fantasieloser Tropf erschien. Onassis witterte für einige Zeit im Walfang das ganz große Geschäft. Damals sprach man noch nicht vom *Big Business*, man machte es.

---

[60] Stadtarchiv Kiel 15559/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Und die deutschen Werften taten vermutlich viel (wenn nicht alles), um an Schiffbau-Aufträge zu kommen, vor allem, nachdem im November 1949 das alliierte Schiffsneubauverbot zunächst gelockert und 1952 endgültig aufgehoben worden war.

Schon 1950 beauftragte „der olle Grieche mit der dicken Brille“ über Scheinfirmen Howaldt, das gerade eben erst die Genehmigung zum Schiffsneubau erhalten hatte, den alten T2-Tanker[61] HERMAN F. WHITON ex OREGON TRAIL zum Walfangmutterschiff OLYMPIC CHALLENGER umzubauen. In der Bauliste der Kieler Werft wird sie übrigens unter Nummer 930 geführt.

Aus dem alten Kahn von Liberty-Tanker, den Onassis sicherlich sehr günstig erworben hatte, wurde in Kiel ein sehr eindrucksvolles Schiff mit vier Schornsteinen, Heckslip für die toten Wale und sogar einem Hubschrauberlandedeck für eine *Hiller 360*, (wir sprechen von 1950!), das lange am Werftkai in Kiel lag, sehr gut zu sehen vom Kieler Seegarten. Die Tragfähigkeit wird mit 18.250 t und 13.119 BRT angegeben, die Länge mit 165,8 Metern, die Breite mit 20,8 Metern und die Maschinenleistung mit 6.000 PS. Damals ein Riese, dessen Bild den Kieler Hafen bestimmte. Heute lächeln koreanische Werften höflich, wenn sie von diesen Maßen hören und verweisen auf Containerriesen von mehr als 400 Metern Länge.

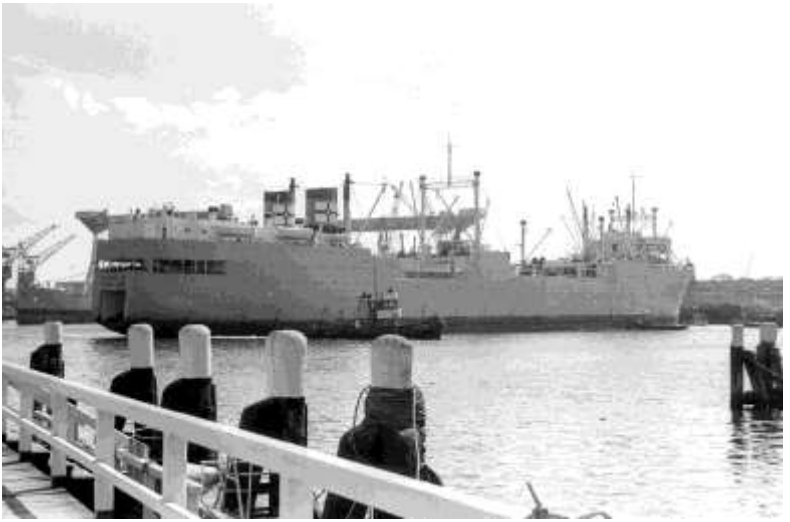
Außerdem ließ Onassis 12 ehemalige kanadische Korvetten zu Walfangboten umbauen, davon folgende Schiffe in Kiel: „Olympic Victor“ (Bau-Nr. 929), „Olympic Promoter“ (Bau-Nr. 944), „Olympic Cruiser“ (Bau-Nr. 945), „Olympic

---

[61] Dieser Tankertyp entstand im 2. Weltkrieg von 1939 bis 1945 in 525 Einheiten auf US-Werften

Explorer“ (Bau-Nr. 946), „Olympic Leader“ (Bau-Nr. 947), „Olympic Fighter“ (Bau-Nr. 948) und „Olympic Chaser“ (Bau-Nr. 949). Die anderen Umbauten kommen in der Liste der Kieler Werft nicht vor.

Aus einer dieser ehemaligen Korvetten wurde übrigens die strahlend schöne Yacht, die CHRISTINA.[62], die laut verschiedenen Quellen im Internet ebenfalls auf Howaldt umgebaut wurde – allerdings taucht sie nirgends in den Baulisten von Howaldt auf – die wird doch nicht etwa „schwarz“… ..



Nicht nur Onassis ließ Walfangmutterschiffe in Kiel bauen – auch die Norweger. Quelle[63]

---

[62] Alle Angaben zu den Schiffen aus: Bruno Bock. „Kiel. Geschichte seiner Hafens“ und „Gebaut bei HDW“ vom selben Autor.

[63] Stadtarchiv Kiel 36474/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Naja, egal – dass es sie gegeben hat, und das Onassis auf ihr die Creme de la Creme empfangen hat, steht allerdings außer Frage. Wahrscheinlich hat er auf ihr auch das eine oder andere große Geschäft abgewickelt

Und weil das Walfänger-Bau-Geschäft bei Howaldt damals gerade so gut lief, ließ der Norweger Anders Jahre (Sandefjord) mit der „Kosmos IV“ auch ein Walfang-Fabrikschiff in Kiel bauen. Die Sowjetunion bestellte dann 1962/63 auch noch 2 Wal- und Fischereifabrikschiffe in Kiel. Kiel war also eine „große Nummer“ im Walfang-Geschäft in den 50er und Anfang der 60er Jahren des letzten Jahrhunderts.

Der Namensteil „Challenger“ (Herausforderer) war Programm, denn Onassis begann eine Art Walfangkrieg mit Norwegern, Chilenen und Peruanern. Wobei vor allem die Norweger vor allem aus Sandefjord dieses Geschäft mehr oder weniger als ihr persönliches Eigentum betrachteten.

Eine englische, zwei japanische und eine sowjetrussische Walfangflotte wurden irgendwie murrend hingenommen – aber dieser verdammte Grieche benahm sich wie ein toll gewordener Pirat unter Walen, er hielt sich an keine, wirklich keine internationale Absprache zum Schutz von Walen, er ließ auf alles, wirklich alles schießen, was vor den Bug seiner Fangboote kam. Die Schiffe wurden über diverse internationale Tarnfirmen teilweise über Hamburg betrieben, und ca. 600 deutsche Seeleute wurden angeheuert, die für extrem hohen Heuern, die Onassis damals zahlte, in den Nachkriegsjahren keinerlei Skrupel kannten, wirklich „jeden“ Wal (egal, ob als Art oder als Walkuh mit Jungen geschützt oder in Schutzgebieten lebend), der ihnen vor die Harpune kam, zu erlegen. Sie waren wirklich gnadenlos.

An den Harpunen standen übrigens norwegische Schieß-Künstler, die sich für die üppigsten Prämien und Heuern, die

Onassis zahlte, über jedes norwegische Gesetz hinwegsetzten, das ihnen das Arbeiten als Harpuniers auf nicht-norwegischen Schiffen verbot, und ihnen sogar die Heimkehr nach Norwegen verwehrte – es sei denn, direkt in den Knast.

Die Onassis-Flotte aus Kiel verstieß in den Saisons 1950/51, 1951/52 und 1952/53 gegen wirklich jede internationale Vereinbarung zum Schutz von Walen[64]. 1954 verließ diese unrühmliche Flotte Kiel letztmalig in Richtung Pazifik. Alle Schiffe führten die Flagge von Panama. Es kam zum „Krieg" mit Peru, dessen Marine die Schiffe der Flotte wegen unerlaubter Fangaktivitäten in der peruanischen 200 Seemeilen-Zone beschlagnahmte. Die Beschlagnahme endete im Dezember 1954. 1955/56 endete die letzte Fangsaison der OLYMPIC CHALLENGER. Schon 1956 verkauft Onassis die inzwischen unrentabel gewordene Flotte weiter nach Japan.

Anfang 1952 hatten die Howaldtswerke einen Großauftrag von der Firma Olympic Maritime S.A. (sie gehörte ebenfalls Onassis) erhalten: 10 Supertanker von 168 Metern Länge und 22,5 Metern Breite mit einer Maschinenleistung von 10.000 PS.

Baujahr	Bau-Nr.	Name	Tragfähigkeit	BRT
1953	974	Olympic Valley	21.6xx t	13.621
1954	975	Olympic Hill	21.6xx t	13.580
9154	976	Olympic Snow	21.6xx t	13.666
1953	982	Olympic Light	21.7xx t	13.923

[64] Deutsches Schifffahrtsarchiv 19, 1966. S.67-86. Fischerei und Walfang. „Olympic Challengers" Verstöße gegen Walfang-Bestimmungen, 1950-1956. Von Klaus Barthelmess

1953	983	Olympic Mountain	21.7xx	13.660
1954	989	Olympic Rock	21.6xx t	13.660
1954	990	Olympic Ice	21.6xx t	13.660
1954	991	Olympic Lake	21.6xx t	13.678
1954	992	Olympic Dale	21.6xx t	13.713
1955	993	Olympic Brook	21.6xx t	13.713

Onassis´ Motoryacht „Christina“ beim Anlegemanöver im Kieler Nordhafen schräg gegenüber der WAFFENSCHMIEDE. Möglich, dass Onassis auf einen Café bei Muttern war, es war ja nicht weit, ein Katzensprung – aber ich war gerade nicht da, und sie hat nie davon erzählt… Aber möglich wäre es. Quelle[65]

Man ging damals davon aus, dass dies die maximal mögliche Größe eines Tankschiffs sei und sprach deshalb von „Supertankern“. Naja, das war 1952! Gleichzeitig baute die

[65] Stadtarchiv Kiel 12819/Fotograf: Friedrich Magnussen. (CC-BY-SA 3.0 DE), http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Werft 1954/55 vier noch größere Tanker für Onassis griechischen Konkurrenten Niarchos und einige Schiffe mehr. Howaldt „brummte“. Später sollten auf derselben Werft Tanker von bis zu 500.000 Tonnen Tragfähigkeit entstehen – aber bis dahin würde noch einige Jahre hin sein

Insgesamt bestellte Onassis zwischen 1951 und 1952 bei mehreren deutschen Werften 19 Tanker im Wert von 300 Millionen DM – die Walfangflotte nicht eingerechnet.

Mit den Großaufträgen von Onassis gelang der Werft die Aufnahme von ersten Krediten, die den Ausbau der Werft und die Beseitigung von Kriegsschäden möglich machten.

Zum Stapellauf des ersten dieser eleganten „Giganten“ der Meere von 168 Metern Länge und 22,5 Metern Breite war mein Vater mit mir – ich war gerade 9 Jahre alt – zum Seegarten in Kiel marschiert, ein langer Weg für einen kleinen Jungen von Holtenau bis in die Innenförde. Ungefähr dort, wo sich heute die Seegarten-Brücken oder der Oslo-Kai befinden, erwarteten wir das große Ereignis. Die Howaldt-Ingenieure hatten eine Welle von ca. 1,5 Meter Höhe errechnet, die das Schiff beim Stapellauf rückwärts vor sich herschieben sollte. Sie hatten sich leicht verrechnet, die Welle fiel deutlich höher aus und überspülte das Ufer, auf dem wir standen – eine Menge Leute rannte, und sie bekamen doch nasse Füße.

Paraffinlager brennt

Am 12. Juni 2009 hatten mehrere Tanks, in denen sich Paraffin zur Kerzenherstellung befand, schräg gegenüber der WAFFENSCHMIEDE in der Nacht Feuer gefangen und waren durch die Hitze explodiert.

BILD genügte noch, dass die Flammen fast 15 Meter hoch in den Himmel schlugen, und dass die Feuerwalze die Heizöltanks in den umliegenden Wohnhäusern in Brand zu setzen drohte. Im HAMBURGER ABENDBLATT waren die Flammen dann schon 30 Meter hoch.

BILD schrieb weiter „Der Nord-Ostsee-Kanal musste zeitweilig für die Schifffahrt gesperrt werden. 300 Feuerwehrleute waren im Einsatz. Auch von Wasserseite waren ein Feuerlöschboot und ein Seenotrettungskreuzer im Einsatz, die vor allem umliegende Tanks mit Wasser kühlten. Mehrere Straßenzüge im Stadtteil Wik auf der Südseite sowie auf der Nordseite im Stadtteil Holtenau des Kanals – insgesamt ca. 500 Menschen – mussten wegen Explosionsgefahr in Sicherheit gebracht werden. Am Morgen konnte der Brand vollständig unter Kontrolle gebracht und gelöscht werden, Anwohner kehrten in ihre Wohnungen zurück.

Das HAMBURGER ABENDBLATT berichtete am 16. Juni von der „Flammenhölle von Kiel“. Einen Brand wie diesen hätten lt. ABENDBLATT selbst gestandene Kieler Feuerwehrleute noch nicht erlebt. Nicht nur Explosionen und bis zu 30 Meter hohe Feuersäulen hätten die Einsatzkräfte in der Nacht zu Freitag im Nordhafen der Stadt empfangen… Innerhalb weniger Stunden sei die Anlage zur Paraffinverarbeitung am Rand der meistbefahrenen künstlichen Wasserstraße der Welt vollständig zerstört worden.“

Natürlich berichtete auch die Kieler Nachrichten: „Inferno am Binnenhafen. Paraffin in Flammen – Großfeuer zerstörte die Produktionsstätte der Firma Tantal Chemicals

Nach der KN schossen gegen 1 Uhr nach mehreren Explosionen bis zu 40 m hohe Flammensäulen aus dem Paraffin-Lager auf der Wiker Seite des Holtenauer Binnenhafens.

Die Landeshauptstadt hat einen der größten Feuerwehreinsätze seit fast 40 Jahren erlebt. Vier Verletzte und ein Schaden, der sich auf mehr als fünf Millionen Euro summiert.

Alle zehn Kieler Freiwilligen Feuerwehren waren ausgerückt, zu ihrer Unterstützung wurden auch die Feuerwehren Rendsburg und Achterwehr sowie die Flughafenfeuerwehr der Marine aus Holtenau mit schwerem Flugfeldlöschfahrzeugen angefordert.

Mit der Terrasse der Waffenschmiede hatten wir einen „Logenplatz“ auf das Geschehen. Und es stimmt schon, dass das Paraffin „wie Hölle“ gebrannt hat – „Inferno“ beschreibt das Bild, das sich uns geboten hat, schon ganz gut. Unsere größte Angst bestand darin, dass die beiden großen Gasöl-Tanks am Fähranleger explodieren würden – dann, befürchteten wir, „Gute Nacht, Marie“ für unser schönes Hotel. Aber das Übergreifen der Flammen auf die Tanks konnte vor allem durch die Feuerlöschschiffe mit ihren Wasser-/Schaum-Kanonen verhindert werden.

Dass das Feuerlöschboot „Kiel“ und der Seenotrettungskreuzer „Bremen“ allerdings gleich dagewesen wären, erinnere ich etwas anders. Erstens musste der Seenotrettungskreuzer aus Laboe kommen, und dann mussten beide Boote ja noch durchgeschleust werden! Und außerdem hatte man den Nachtdienst auf der „Kiel“ aus Kostengründen abge-

schafft. Sie waren sicher so schnell wie möglich am Brandherd, aber ganz sicher nicht schnell…

Getreidesilo schräg gegenüber am Kanal brennt

Am 11. März 2015 ist im Getreidesilo am Nordhafen ein Schwelbrand ausgebrochen. Es gab, außer Rauch und viel Feuerwehr, eigentlich kaum Spektakuläres zu sehen. Aus dem Silo war am Mittwochmittag erster Rauch aufgestiegen. Rauch aus einem Getreidesilo – das ist immer gefährlich! Und hatte natürlich sofort einen Großeinsatz der Kieler Feuerwehr ausgelöst, der uns in der Waffenschmiede natürlich neugierig machte. Außer Rauch war eigentlich nichts zu sehen. Als Ursache für die Hitzeentwicklung wurde später ein Schwelbrand von mehreren Hundert Kubikmeter „Raps Expeller“ genannt (das ist ein ölhaltiges Futtermittel).

Das Feuer konnte erst Tage später durch Einleiten von Stickstoff gelöscht werden. Eine Explosionsgefahr bestand wohl zu keinem Zeitpunkt, aber Rad- und Wanderwege in der Nähe sowie die Zufahrt zur Siloanlage waren von der Polizei gesperrt worden. Deshalb kamen viele Neugierige auf die Holtenauer Seite und zu uns in die Waffenschmiede, um „die Sache“ kritisch zu beäugen.

Urlaubsreisen

Ich habe oben schon erwähnt, dass wir seit 50+x Jahren verheiratet sind, und meistens glücklich waren – das ist mehr als viele andere Paare von sich behaupten können. Und das ist insbesondere deshalb so besonders, weil wir in der Zeit ja fast 18 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche und fast 365 Tage im Jahr zusammengearbeitet haben.

Das mit den 365 Tagen hört sich zwar gut an, stimmt aber natürlich nicht, denn ab 1973 haben wir das Hotel jedes Jahr für jeweils vier Wochen geschlossen. In dieser Zeit haben wir Urlaub gemacht. Viele Urlaube haben wir zusammen gemacht, manche Urlaube aber auch voneinander getrennt.

[Herr Rieken????:}

In der Schweiz hatte mir ein Arzt einmal erklärt, dass mehrere einwöchige Urlaube pro Jahr mir mehr bringen würden als ein langer Urlaub. Mir hat das damals eingeleuchtet. Deshalb haben wir später jedes Jahr neben einem etwas längerem Urlaub einige Kurzurlaube und Kurzreisen eingeschoben, die wir teilweise ohne Partner unternommen haben – sozusagen als Ehehygiene…

Wenn wir nur einmal die Holtenauer Zeit betrachten, haben wir natürlich immer mal wieder unsere „alten Schweizer Orte“ besucht. Daneben aber auch (ungefähr in der Reihenfolge und manche Ziele auch mehrfach):

Norwegen, Südfrankreich, Türkei, Ägypten, Dubai, Schottland, Spanien, Argentinien und die Antarktis, Teneriffa, Oman, Russland, Italien, Deutschland! Dominikanische Republik, Ungarn, USA, Finnland, Portugal, Kanada (Nova Scotia), Liechtenstein, Marokko, Kanada (Rockies), Hongkong, Macau, Arabische Emirate

Wir haben wunderbare Landschaften gesehen, teilweise sehr gute Hotels erlebt und viele interessante Menschen getroffen, von denen einige sogar Freunde wurden.

Einige wenige bemerkenswerte Erlebnisse will ich in im Folgenden kurz schildern:

Von Haiti nach Hamburg (78/79)

Mein Bruder hatte uns aus seiner Fahrenszeit immer wieder von Jamaica und der Karibik erzählt, wie grandios es da sei. Da mir die ganze Zeit seine Erzählungen von Jamaica nicht mehr dem Kopf gingen, buchten wir 1978/79 eine Reise nach Jamaika und Haiti auf der Insel Hispaniola in den Großen Antillen.

Wir flogen mit Air Jamaica von Frankfurt zuerst nach Jamaica und waren in einer Hotelanlage in Montego-Bay untergebracht. Hier gefiel es uns nicht, daher machten wir uns am nächsten Tag mit einem Taxi auf den Weg ins ca. 120 Kilometer entfernte Ocho Rios. Dort besichtigten wir das Hilton, und es gefiel uns gut.

Da wir ja noch einen Aufenthalt in Haiti planten. buchten wir das Zimmer für die Tage nach unser Rückkehr aus Haiti.

Unsere Taxifahrerin brachte uns zurück nach Montego Bay und nannte uns Ihre Adresse für die Touren, „wenn wir wieder da wären“.

Auf Haiti wohnten wir oberhalb von Port-au-Prince in einem tollen Hotel mit goldenen Wasserhähnen, Schwimmbad und Unterwasser-Bar. Ernest, der Hotelbesitzer sammelte alte Autos und lebte ein „gutes“ Leben – mit anderen Worten: Manchmal ließ er es ordentlich krachen“.

Wir frühstückten zusammen mit einem deutschen Ehepaar aus Kulmbach, und jeden Morgen spielte für uns eine 3 Mann Kapelle live karibische Rhythmen. So oder ähnlich muss sich früher der sagenhafte Kaiser von China gefühlt haben. Nach dem Frühstück verließen wir das Hotel, um etwas zu unternehmen und dabei etwas vom Land zu sehen. Es standen da immer einige Kinder, und ein Junge von vielleicht 12 Jahren bot uns an, unsere Foto- und Filmausrüstung zu tragen.

Er versprach weiterhin, uns alles zu zeigen, was für Touristen wichtig sei.

Er fuhr mit uns im Taxi – durch den Boden konnte man fast hindurch gucken – und hielt uns die vielen Bettler fern. Wir fühlten uns in seiner Begleitung sehr sicher. Abends lieferte er uns wieder am Hotel ab, und wir entlohnten Ihn für seine Tagesdienste. Mit Ihm fuhren wir in die Zitadelle und viele andere interessante Ziele (er hatte nicht zu viel versprochen) und schließlich in eine Likörfabrik, wo wir 2 Flaschen Likör erwarben. Diese hatten die Form eines sehr dicken Mannes. „Wie ein Pascha“, sagte der Kassierer und verlangte den Preis im besten Sächsisch. Da Erika aus Coburg kommt, konnte Sie mit ihm auf Sächsisch parlieren. Das begeisterte ihn so, dass wir noch eine Flasche „auf zu“, also geschenkt erhielten.

Der Sachse erzählte uns auf unsere Fragen gerne, wie er nach Haiti gekommen sei. Er war 1938 nach Paris gegangen, um in der Parfümindustrie ausgebildet zu werden. Dort hatte er eine Französin geheiratet und sich schließlich nach Haiti abgesetzt.

Unser junger Führer zeigte uns wirklich alles. Eindrucksvoll war der größte Markt Haitis“ Kenscoff“.

Am Heiligabend gingen wir in die Kirche. Zuerst in die Katholische, die war voll und man bot uns, den einzigen Weißen, zwei Plätze an. Die Kinder waren alle ähnlich gekleidet: Weiß und rot. Sie sangen u.a. unsere deutschen Kirchenlieder auf Französisch. Es war sehr beeindruckend.

Von dort wechselten wir in die Evangelische Kirche – auch hier ein sehr ähnliches Erlebnis.

Und um dem Ganzen noch eines draufzusetzen, und es am Weg zum Friedhof lag, gingen wir in die Kirche der Methodisten. Auch wieder ein ähnliches Bild, was vor allem daran lag, dass die Kinder Ihre beste Garderobe trugen.

Nach den Kirchen gingen wir über den weihnachtlichen Friedhof – es herrschte strahlend blauer Himmel bei. 30°C. Das versteht man hier unter Weihnachten! Die Gräber sahen für eher erbärmlich aus, aber fast jedes Grab hatte einen Blechkranz und spielte uns ein Lied. Bitte? Ja, die dünnen Blätter erhitzten sich und durch den Windzug bewegten sie sich gegeneinander, das gab diesen unerwarteten Klang. Sollte mich je jemand fragen, was meine schönste Weihnachten waren, dann würde ich sagen, es waren die auf Haiti.

Am zweiten Weihnachtstag erlebten wir live die Weihnachtsrede von Haitis Präsident, Jean-Claude Duvalier im Garten seiner Residenz. Er war vielfach bekannter unter dem Namen „Baby Doc“. Er war von 1971 bis 1986 regierender Präsident seiner "Halbinsel" und befand sich, als wir in Haiti waren, sozusagen in seiner *besten* Diktatorenzeit. Es waren wohl 2.000 bis 3.000 Personen anwesend und er grüßte uns vom Balkon. Später ging er ins Exil nach Paris, wo 2014 nicht als armer Mann (!) starb.

Unser Junge war jeden Morgen vor dem Hotel und bestimmte, wo wir heute hingehen würden. Einmal führte er uns zu einem nichtgenehmigten Hahnenkampf. Nun ja. Die Arena war ein unscheinbarer Rundbau, kleiner Eingang, dahinter die Bühne und das Kampffeld. Das Ehepaar aus Kulmbach war mit dabei. Die Hähne wurden vorbereitet – und dann begann der Kampf. Zuerst einmal wurden die Wetten getätigt, die auf die Hähne gesetzt wurden. Das Wetten erschien mir wichtiger als die Hähne. Es waren ca. 100 Leute in der doch erstaunlich kleinen Arena anwesend, und wir bekamen ein wenig Angst, wie wir hinauskämen, wenn es zu einer Panik käme.

Zu dem Zeitpunkt war ich schon Nichtraucher. Dann passierte, was nicht passieren sollte – der Kampf ging unentschieden aus. Die Hähne wurden aus der Arena genommen, die Leute stürmten zum Ausgang – die Wetten! Draußen erfuhren wir, dass die Hähne jetzt zur Polizei getragen würden, dort würden sie die Wunden der gefiederten Kämpen zählen, um auf diese Weise einen Sieger festzustellen.

Jetzt fragte ich einen Einheimischen. ob er mir vielleicht bitte doch eine Zigarette geben könne? Es war eine aufregende, beklemmende und irgendwie Angst erzeugende Situation in einer doch ziemlich unbekannten Kultur.

Jetzt hieß es „runterkommen“ und entspannen. Im Hotel bot ein Masseur, reichlich an Jahren, seine Dienste an, und er überredete uns zur entspannenden Massage. Er hatte Hände wie Klodeckel. Beeindruckend. Zwischen die wollte man nicht geraten, wenn es NICHT um eine Massage ginge. Erika und ich ließen uns schließlich massieren, und es war so gut, dass wir gleich noch Termine für die restlichen Tage unseres Aufenthaltes bestellten.

Auch nahmen wir an einer Voodoo Veranstaltung teil. Die wurde zwar für Touristen veranstaltet, war aber gleichwohl sehr beeindruckend. Auch hier nahmen wir die Fremdheit dieser karibischen Kultur besonders intensiv wahr.

Am 30.12. sind wir dann zurück nach Jamaika geflogen und ins Hilton eingezogen. Wir hatten ein Zimmer im 1.Stock mit riesigem Balkon. Auf dem Balkon genossen wir bei einigen Drinks den karibischen Sonnenuntergang. Auf dem Rasen unter uns schlugen 3 Pfauen ihre Räder, als ob sie es nur für uns täten.

Jamaika ist eine sehr grüne Insel – und sehr anders als Haiti! Es regnet hier mindestens einmal am Tag kurz, aber sehr intensiv. Am Strand verfügte das Hotel über eine Beach Bar und dort wurden traumhafte Drinks an der Bar und am Strand serviert. Luxus pur. Aber ganz anderer Luxus als damals bei uns in der Schweiz! Die Bedienung kam am 2ten Tag schon ohne Bestellung mit 2 Rumpunsch – kannten die etwa den Trick mit den kleinen Gästekarten?

Für den nächsten Tag vereinbarten wir mit unser Taxifahrerin eine Fahrt nach Port Antonio – wieder ca. 120 Kilometer. Zum Essen kaufte sie unterwegs Fried Chicken ein, und im Kofferraum hatte sie eine Wanne mit Eis und gekühltem Rumpunsch. Sie suchte eine besonders schöne Gegend für unser Picknick aus und wir ließen es uns gut gehen. Da Sie uns einen günstigen Taxitarif bot, bereisten wir mit Ihr die ganze Insel.

Auf dem Weg nach Negril versuchte ein Polizist, uns anzuhalten. Sie verlangsamte die Fahrt, hielt aber nicht an und fuhr einfach weiter. Er stand mit seiner Kelle neben seiner BMW und schaute dumm aus der Polizistenuniform.

Darauf angesprochen lachte sie und erklärte, dass die Taxifahrer im Umkreis Ihren Obolus auf der Wache abgäben, und er könne uns gar nicht verfolgen, da er kein Benzin hätte. Andere Länder, andere Sitten.

Unsere Taxifahrerin war eine richtige „Mama“, sie erzählte uns, dass sie selbst 12 Kinder hätte, und dann noch eins angenommen hätte – naja, das kommt dann wahrscheinlich auch nicht mehr drauf an....

Mit unseren Fahrten haben wir hoffentlich einen kleinen Teil ihrer familiären Kosten gedeckt.

Abends im Hotel hatten wir einen Weinkellner, Nathan der Weise. Der Kollege Weinchef probierte tatsächlich jede einzelne Flasche Wein, die er im Laufe des Abends verkaufte, und am Ende war er selig.

Jamaika und viel Schnee (79)

Am 03.01.1979 war Erika im Zimmer geblieben, weil es ihr nicht so gut ging. Ich saß also allein mit meinem Rumpunsch, was sonst? an der Bar, als auf der gegenüberliegenden Seite zwei Deutsche lautstarke Deutsche Platz nahmen. Ich wollte nicht als Deutscher erkannt werden, und mischte mich nicht in ihr Gespräch ein. Der eine erzählte, dass in Schleswig-Holstein Bergepanzer im Einsatz wären, um unglaubliche Schneemassen zu beseitigen.

Unter den karibischen Frauen waren einige sehr hübsche – aber Erikas strafender Blick ließ nur das Anschauen zu.

Auf dem Flug nach Frankfurt wurden wir durch eine Modenschau im Flugzeug unterhalten, wodurch wir as Gefühl hatten, schneller in Frankfurt zu sein.

Dort sind wir gelandet – keine einzige Schneeflocke war zu sehen – aber BILD schrieb auf der Titelseite vom 20.01.: „Bergepanzer in Schleswig Holsten immer noch im Einsatz“. Unglaublich.

Wir fuhren dann mit dem Zug von Frankfurt nach Kiel. Bis Hamburg-Harburg (oder so) lag kein Fitzelchen Schnee. Dann kamen wir nach Holstein, und alles war weiß. Aber so etwas von weiß…

Als wir in Kiel aus dem Bahnhof kamen, sahen wir nur Gebirge von Schnee sehen und lange Schlangen von LKWs, die den Schnee aus der Kieler City abtransportierten. Wir gelangten mit großer Mühe nach Holtenau, und auch da erwartete uns dann eine Schneelandschaft.

Nachdem wir das Hotel Ende Januar wieder geöffnet, wurde es von einer Gruppe Kanadier belegt. Sie gehörten zu den SEAKINGS, die auf dem Flugplatz in Holtenau eingeflogen wurden.

Auch war ein Kurt Krämer von der Firma Schering unser Gast. Am 13. Februar fing es gegen 22.00 Uhr wieder an zu schneien. Und der Wind frischte auf. Schnee und Wind = Schneewehen, das weiß jedes Kind.

Kurt und ich fingen gleich an zu schippen, da sich der Schnee auf der Terrasse schon bis zum Fenster auftürmte. Die Landesregierung hatte aufgrund der Erfahrungen der gerade überstandenen Schneekatastrophe ein Fahrverbot erlassen. Also kam der Verkehr zum Erliegen, und die Schneeräumer konnten relativ zügig räumen. Wir schaufelten mit unserem Nachbarn Oskar Flechsig Schnee, bis die Arme schmerzten und fuhren den Schnee mit einer Schubkarre an die Kanalböschung. Da war ja genug Platz für die weiße Sch…pracht.

Kaum dass wir vorne fertig waren, dann fingen wir hinten wieder an. Irgendwann – gefühlt nach Stunden harter Arbeit – kam ein Räumfahrzeug mit hoher Geschwindigkeit und schmiss uns den Schnee wieder auf den Bürgersteig. Blödmann.

Oskar fing an zu schimpfen und feuerte seine Schaufel gegen das Führerhaus. Zum Glück hat der Fahrer nicht angehalten, sonst wäre dem Fürchterliches passiert.

Die zweite Schneekatastrophe innerhalb von drei Wochen ging bis zum Donnerstag. Donnerstag Mittag brach die Sonne endlich durch die Wolken.

Meine Mutter hatte einen großen Topf Erbsensuppe gekocht und die Hausgäste verwöhnt.

Kurt, Erika und ich gingen dann durch Holtenau bis zum Restaurant FÖRDEBLICK. Dort waren wir die einzigen Gäste und tranken einige Grogs. Auf dem Rückweg kehrten wir noch ins Hotel Holtenau ein, um wieder wärmenden Grog zu trinken. Um das Maß voll zu machen, besuchten wir noch einen Kollegen im Sportheim. Der Weg von dort in die WAFFENSCHMIEDE war objektiv nicht mehr sooo weit, aber es reichte uns auch so.

Die nächsten Tage herrschte noch Fahrverbot, und Kurt musste 10 Tage später mit dem Zug nach Lübeck fahren, um sein Auto abholen.

Wie schön war es doch in der Karibik gewesen.

4 Wochen später sind wir mit unserem Hund an die Steilküste in Dänisch Nienhof gefahren. Inzwischen hatte sich das Packeis zu Bergen auf dem Strand aufgetürmt, und drohte das Restaurant dort vom Fundament zu drücken.

Aber zum Glück drehte der Wind, und so war die Gefahr bald gebannt.

Wir sind mit dem Hund noch über die halbe Eckernförder Bucht spaziert. Auf der Rückfahrt sind wir durch eine mindestens noch 4 Meter hohe Schneewehe gefahren.

Am 09. Mai (unserem Hochzeitstag) musste ich zu unserem Getränkelieferant nach Stift fahren. An der Straße am Flugplatz lag immer noch eine ca. 1 Meter hohe Schneewehe. Bei dem Getränkelieferant lagen die Leergutflaschen zum Teil noch unterm Schnee begraben. Es war wirklich ein sehr außergewöhnlicher Winter.

Aber trotz dieser oben geschilderten Wetterkapriolen sind die Winter auch nicht mehr das, was sie einmal waren: Zwischen 1860/61 und 1896/97 war der Kieler Hafen in 18 Jahren mindestens für 8, meist aber für ca. 30 und in einigen Jahren für mehr als 60 Tage vom Eis blockiert[66]. Das waren Winter!

Im Frühjahr liefen die Geschäfte dann wieder normal, als habe es nie geschneit, und die Gäste freuten sich den Winter hinter sich gelassen zu haben.

---

[66] Bruno Bock. GRÜNE BLAUE SCHWARZE WEISSE DAMPFER. Die Geschichte der Kieler Fördeschiffahrt. Köhlers Verlagsgesellschaft. 1978

Mohamed und die Barge (81)

Im Sommer 1981 hatten wir Mohamed Sadi Alreis aus Dubai als (Dauer)Gast im Hotel. Ihn hatte Herr Viereck von ..... bei uns einquartiert. Mohamed Sadi Alreis hatte ein Schiff gekauft und ließ dieses für den Wasser- und Kiestransport in Dubai bei Howaldt umbauen.

Das dauerte nun einmal länger als erwartet, und irgendwann wurde Dauergast Mohamed bei uns am Stammtisch integriert. Wir hatten viel Spaß miteinander. Das Trinken von Alkohol verbot ihm bekanntlich sein Glaube – aber so ab 22.00 Uhr ging er meist (mehrfach) unauffällig in eine Ecke, trank ein alkoholisches Getränk, kam entspannt zurück an den Tisch und beruhigte uns mit den Worten: „Allah sieht es nicht!“ Naja, wir waren da nicht so sicher, aber es war ja sein Gott…Vielleicht glaubte er ja auch, dass wir befürchten würden, dass sein Gott ein fürchterliches Strafgericht über uns Nichtgläubige herziehen lassen würde, weil wir ihm Alkohol ausschenkten…

Wie auch immer, Allah scheint ein Auge zugedrückt zu haben, denn uns ist nichts passiert.

Nun stand eine Hochzeit an und Mohamed war eingeladen. Erika ging mit ihm in die City, um das Hochzeitsgeschenk einkaufen. Er ziemlich klein, schwarze Haare, starker Bartwuchs, hochhackige Schuhe, große Sonnenbrille. Erika groß, schlank, rotblond, Pumps – eine auffallend schöne Erscheinung. Erika fühlte die Verpflichtung, die Verkäuferin aufzuklären, wie die Zusammenhänge sind. Hochzeitsgeschenk – für ANDERE!!!

Auch meldete Erika Mohamed in einer Tanzschule an, damit er auf der Hochzeit mit den Damen tanzen könnte.

Geübt hat er bei uns in der WAFFENSCHMIEDE. Einer vom Stammtisch, ich meine, es sei Edgar Ulrich gewesen, der dann zu ihm sagte: „Saal Wechselschritt, Wand Wechselschritt…“ usw.

Als das Schiff etwas zur Hälfte umgebaut war, kam noch ein Sohn von Sheikh Al Maktoum dazu.

Mit Viereck gingen sie zu dritt in den Puff zwischen Nikolai-Kirche und Sartori&Berger-Gebäude am Hafen und ließen das ganze Lokal für anderes Publikum schließen, damit Sie sich amüsieren konnten – Viereck erzählte später, der Abend hätte mindestens 20.000 DM gekostet, aber das hätten die beiden „ganz locker“ gezahlt… Und Allah hat wahrscheinlich wieder nix gesehen.

Die Hochzeit war für Mohamed übrigens eine tolle Erfahrung.

Die Barge wurde fertig und Franzel Wiest fuhr diese ohne Schlepper nach Dubai.

Mohamed reiste dann ebenfalls ab. Aber er wollte Erika und mich unbedingt mitnehmen, um in Dubai ein Hotel zu bauen. Wir lehnten das aber ab, denn was sollten wir mitten in der Wüste mit einem Hotel?

1985 waren wir in Ceylon, um Land und Leute kennen zu lernen – das lief über einige Ceylonesen, die bei uns zu Gast gewesen waren und die Drogenfahndung des Bundeskriminalamtes. Ja, solche geheimen Sachen „liefen“ bei uns. In Ceylon kaufte ich dann noch Edelsteine bei einem Polizisten und auf dem Rückweg nach Deutschland flogen wir über Dubai, wo wir im Meridian, Jumeira Beach, wohnten. Von Hotel aus riefen wir unseren Freund Mohamed an und er kam mit einem Taxi vorgefahren. Die Freude

war groß, und er lud uns ein Dubai Stadt kennen zu lernen. Zu diesem Zeitpunkt gab es ganze vier Hotels in Dubai, und die ganze Küste wartete noch darauf erschlossen zu werden. In der Altstadt gab es den Souk und das Interconti mit einer Eisbahn. Alkohol gab es nur in den Hotels – vielleicht schaute Allah dort nicht ´rein? Nach vier Tagen brachte Mohamed uns zum Flugplatz und der Urlaub war schon wieder vorbei.

Wir haben uns in den Folgejahren immer mal wieder gefragt, ob es vielleicht doch eine Fehlentscheidung gewesen sei, in Holtenau zu bleiben, statt die Herausforderung Dubai anzunehmen? Ja, nein, ja – wir sind jedenfalls geblieben. Aber wenn wir nun doch gegangen wären – vielleicht würde uns heute ein Hotelturm mit 1.000 Betten in Dubai gehören? Wer weiß? Und wäre das unser Lebenstraum gewesen?

Cuba (87/88)

Als nächste planten wir den Urlaub auf der Karibikinsel Cuba. Wir begannen mit einer Rundreise über die Insel und hängten dann einen Badeurlaub in Varadero dran.

Auffällig waren die alten Autos und der Verfall der alten Häuser. Die Leute sagen immer, ja, der Sozialismus. Mag sein. Aber man sollte nicht vergessen, dass die Cubaner bis heute unter den unheimlichen strengen Sanktionen der USA leiden. Die dürfen nicht einmal ALTE Ersatzteile für die alten US-Straßenkreuzer einführen.

Was im Gegensatz zu bröckelnden Häuserfassaden und rostenden Schrottlauben sehr zum Hinschauen einlud, waren diese schönen, großgewachsenen Mulattinnen. Es wird behauptet, dass Fidel Castro Krankenschwestern nur aus

Mulattenmädchen rekrutiert, weil ihr Anblick die Siechen schneller wieder gesunden lässt. Aus der Ferne erschien mir diese Geschichte geradezu unglaublich albern, nachdem ich die Mädchen nach Feierabend am Strand gesehen habe, bin ich mir gar nicht mehr sicher, ob Fidel Castro nicht eventuell ein sehr kluger Mann war.

Die Insel ist stellenweise sehr grün und die beiden Hauptprodukte der Insel – Tabak und Zuckerrohr – sind reichlich vorhanden. Die früheren, von Castro vertriebenen spanischen und US-Plantagenbesitzer haben vornehmlich von der Arbeit afrikanischer Negersklaven profitiert – aus dieser Zeit stammt natürlich der hohe Anteil dunkelhäutiger bis schwarzer Menschen auf der Insel.

Natürlich gingen wir in die berühmte SHOW TROPICANA und da waren die schönsten aller Mädchen auf der Bühne versammelt. Die cubanischen Strände waren traumhaft, aber auch voll belegt. Hier am Strand erlebte ich eine 4händige Massage – wenn Sie da mal hinkommen: Unbedingt machen. Auch wenn´s kein „happy end“ gibt (Sozialismus!), sie werden unbedingt glücklich sein.

Vom Essen her hätte es besser sein können, aber die Masse der Touristen war wohl zufrieden.

Das Wasser hatte um die 26 Grad, Luft um 28 Grad und gut zum Aushalten – sogar für einen, den sie bei 11°C ins Wasser gejagt hatten, um seinen FREISCHWIMMER zu machen!

In der dritten Woche kam dann die Abreise nach Cayo Lago, eine kleine Insel auf der Karibikseite von Cuba.

Wir flogen mit einer Frachtmaschine, Einstieg über die Heckklappe, den Piloten voll im Blick. Es war wie im Hollywood-Film. Auf der ganzen Insel gab es nur zwei Hotels und einen riesigen Strand. An dem sind wir kilometerweit

spazieren gegangen und als nur noch Leguane unsere Wegbegleiter waren, sprangen wir nackt ins traumhafte Wasser.

Überhaupt waren es nur schöne Momente inkl. der karibischen Sonnenauf- und untergänge. Hier haben wir Langusten „satt“ gegessen. Wir haben sehr viele Postkarten geschrieben – leider ist keine angekommen (Sozialismus?). Wir vermuten, dass die Briefmarken zweimal verkauft wurden…

Da es uns auf Cuba so gut gefallen hatte sind wir 1988 noch mal auf diese wunderschöne Insel zu den ebenso schönen Menschen geflogen. Hatte ich erwähnt, dass Erika auch einige sehr schöne cubanische Männer gesehen hatte?

1989

Ich will sie nicht mit den ganzen Urlaubsbekanntschaften und Sight-Seeing-Touren langweilen. Deshalb in aller Kürze:

Im Jahr 1989 machten wir Urlaub in Bangkok, Singapur und Bali. In Bangkok mussten wir natürlich ins sagenhafte Hotel Oriental. Es war wirklich ein unglaublich tolles Hotel, auf unserem Zimmer stand ein Tannenbaum aus allen Früchten, die das Land zu bieten hatte. Sogar für uns, die wir Luxushotels aus der Schweiz ja nun wahrlich kannten, war das Hotel noch einmal eine Klasse Luxus mehr!

Dann Singapur: Eine ganz andere Stadt als Bangkok. Auffällig war die unglaubliche Sauberkeit dieser Stadt. In der berühmten Orchad Road besichtigten wir einige Hotels und kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus.

Schließlich Bali. Da war die Massage eines blinden Masseurs (mit normal großen Händen) am eindrücklichsten…

DomRep (90)

1990 verbrachten wir unseren gemeinsamen Urlaub in der Dominikanischen Republik – das ist sozusagen die andere Inselhälfte von Hispaniola als Haiti, das wir ja schon kannten.

Wir hatten das Hotel Casa di Campo, La Romana, gebucht: Zwei 18-Loch und ein 9-Loch-Golfplatz, Polo Platz, eigener Flugplatz, eigene Pferde und Tontaubenschießen. Um die Golfplätze lagen die Luxusvillen, die durch einen Lieferservice versorgt wurden. Wir mussten jeden Morgen Geld wechseln, um unseren täglichen Verzehr zu bezahlen.

Vor der Bank standen 2 Sicherungsbeamte. Trotzdem wurde sie allein während unseres Besuches zweimal überfallen.

Im schönen Restaurant haben wir nur einmal gegessen: Sagenhafte Auswahl am Buffet, dann wurde die individuelle Auswahl gewogen und danach frisch zubereitet. Wir hatten uns reichlich Meeresfrüchte ausgesucht, und das Essen war das Teuerste, das wir je gegessen haben – wir haben jeder 450.00 DM gezahlt. Es hat uns trotzdem geschmeckt.

Prüfer der Industrie und Handelskammer

1983 wurde ich durch die Industrie und Handelskammer zum Prüfer der Arbeitgeber für Restaurantfachleute berufen. Die Einführung in diese Tätigkeit erfolgte durch meinen Vorgänger, Herrn Harding, Hotelier des Hotel Astor. Neben mir waren Herr Blaasch und Frau Marquart und der Oberkellner vom Conti Hansa, Herr Albrecht, als Vertreter der Arbeitnehmer, in der Prüfungskommission.

Ca. 1990. Typische Prüfungssituation beim Landesberufswettkampf aller vier Kammerbezirke (Kiel, Lübeck, Flensburg und Elmshorn)

Frau Marquart hatte auf der Hotelfachschule Lausanne studiert, und vermutlich durch meine Tätigkeit in der Schweiz hatte ich gleich ein gutes Verhältnis zu ihr.

Herr Albrecht war gar nicht so arbeitnehmerfreundlich bei der Vergabe der Zensuren, wie man vermuten dürfte. Ganz im Gegenteil war er der „schärfste“ von uns allen.

Frau Marquardt und ich hatten die Angewohnheit, die Prüfungen detailliert zu protokollieren. Durch unsere Protokolle konnten wir ab und zu eine bessere Zensur für den Prüfling herausholen. Für mich war das eine neue Herausforderung, musste ich mich doch auf jede einzelne Prüfung neu konzentrieren. Andererseits wurde ich gleichzeitig wieder auf den neusten Stand gebracht, und dieses kam unserem Betrieb zugute.

Denn wir hatten inzwischen auch zwei Lehrlinge als Angestellte - sowie eine Hotelfachfrau und eine Restaurantfachfrau.

Hierfür war dann die Berufsschule auch gut, konnte ich doch durch diese Fortbildung vieles an unsere Lehrlinge weitergeben. Ich hatte mir angewöhnt, jedes Mal, wenn ich von der Schule kam, erst einmal wieder alles in der Waffenschmiede zu kontrollieren.

Im Sommer 83 war ich wieder an Prüfungen für die Auszubildenden beteiligt, und stellte zu meinem Entsetzen fest, dass einem Betrieb, der eine Lizenz zum Ausbilden hatte, diese dem Betrieb auch dann nicht entzogen werden konnte, wenn er gegen die Vorschriften verstieß. Das war nur möglich, wenn ernsthafte („richtig schwere“) Vorwürfe vorlagen.

Bei meinen Bestrebungen in der Kammer, die Ausbildung der Restaurantfachleute zu modernisieren und zu verbessern bin ich von einer sehr kompetenten und lieben Kollegin, Frau Margrit Sebastian, Hotel Consul immer sehr unterstützt worden.

Kritische Anmerkung

Ich habe weiterhin in meiner Rolle als Prüfer versucht, vieles oder zumindest manches von dem Erfahrenen und Gelernten an junge Hotel- und Restaurantfachleute weiterzugeben. Ob ich Erfolg hatte? Da müssen Sie andere fragen… Und heute? Wenn ich heute junge Kellner und Kellnerinnen

a. in Jeans und Pulli und
b. auch noch falsch servieren sehe,

dann vermute ich, dass das nicht nur an der Ausbildungsordnung liegt, sondern dass in unser Gesellschaft meiner Meinung nach einiges falsch gelaufen ist. Ich vermute, dass die von vielen gehypten Gesamtschule einen Großteil Schuld daran hat, dass der Begriff „Leistung“ nicht mehr positiv besetzt ist.

Gerade die Berufe im Hotel- und Restaurantgewerbe bestehen in weiten Bereichen doch im „Bedienen“ anderer Menschen. Im Wort „Bedienen“ steckt als Kern der Begriff des Dienens. Nicht des „Dienerns“, nein, des Dienens. Diesen Kern sieht die junge Kellnergeneration offenbar gar nicht mehr. Für sie ist es nur ein „Job“. Ich sehe das anders: Natürlich wird man nicht als „Diener“ geboren, man ist Mensch wie alle anderen, und das bleibt man auch sein Leben lang. Aber wenn ich einen der in hier Frage kommenden Berufe ergreife, muss mir bewusst sein, dass ich von Dienstbeginn bis Dienstende in eine dienende Rolle schlüpfe. Ja, genau, in eine Rolle. Und diese Rolle habe ich dann auch auszufüllen. Dafür bezahlt der Bediente…

Ein guter Kellner muss und soll keinesfalls unterwürfig sein, er soll aber gut und professionell bedienen: Von einer freundlichen Begrüßung (auch wenn man mal nicht so gut

drauf ist), über das Abnehmen und Verstauen der Garderobe bis zu seinen Aufgaben am Tisch muss er die von ihm erwartete Rolle perfekt ausfüllen. Wer darin (s)eine Befriedigung findet, der kann ein guter Kellner sein. Ich denke, es gehören wie zu jedem Beruf einige Begabungen dazu. In unseren Berufen muss man mit Menschen „umgehen“ wollen. Man muss freundlich und aufgeschlossen sein wollen. Man muss in gewissem Sinne neugierig sein wollen – und in anderer Hinsicht sehr diskret sein wollen. Das WOLLEN ist in diesen Berufen eine sehr wichtige Eigenschaft. Wenn man eine Sprachbegabung hat, umso besser! Das Merken von Namen der Gäste gehört dazu, aber das kann man lernen.

Und wenn man alles das will und kann, dann kann man Feierabend ´n oller Griesgram sein – wird man aber nicht.

1993. Berufsolympiade in Taipeh

Von 1983 bis 2008 war ich für den Kammerbezirk Kiel in der Industrie- und Handelskammer tätig, in der DEHOGA war ich von 1983 bis 1999 als Prüfer tätig.

1992 wurde der Landesberufswettkampf in allen Ausbildungsberufen in Schleswig-Holstein durchgeführt. Der/die Beste aus dem DEHOGA-Landesverband Schleswig-Holstein in den Bereichen Restaurantfachfrau/-mann, Hotelfachfrau/-mann und Köche nimmt am Bundesentscheid teil.

1992 erwies sich Arno Baltz aus dem INTERMAR GLÜCKSBURG als der beste Jung-Kellner und hatte sich damit für den Bundesentscheid qualifiziert. Dieser Wettbewerb fand im Herbst 1992 auf dem Petersberg, Bonn statt. Wieder ging Arno Baltz als bester Kellner aus dem Wettbewerb hervor. Er hatte mit diesem Ergebnis seine „Fahrkarte" für die Berufs-Olympiade 1993 in Taipeh gewonnen.

Die Vorbereitungen für diesen internationalen Spitzenwettbewerb wurden durch den DIHT in Bonn organisiert.

Arno hatte inzwischen seine Lehre in Glücksburg beendet und war zur Bundeswehr eingezogen worden. Er wurde für Vorbereitungen und Teilnahme an der Berufs-Olympiade freigestellt. Er sollte in Berlin durch den Bundesverband HoGa eine optimale Vorbereitung auf die Berufswettkämpfe erfahren. Leider erwies sich diese Vorbereitung als katastrophal schlecht und Arno Baltz wollte aussteigen. Er meldete sich über seine Schwester bei mir, um mich seine Entscheidung wissen zu lassen. Ich fand, dass es so nicht ginge, dass man mit vielversprechendem Nachwuchs so nicht umginge und kontaktierte den Geschäftsführer der DEHOGA, Kiel, Herrn Pluder. Gemeinsam entschieden wir,

dass wir alles tun sollten, um Baltz umzustimmen, und dass er seine Vorbereitungen in der WAFFENSCHMIEDE fortführen sollte, um den letzten Schliff für Taipeh zu erhalten.

Inzwischen hatten wir CITTI als Sponsor gewinnen können. Erika unterstütze mich in jeder Hinsicht in meinem Bemühungen, den jungen Mann optimal vorzubereiten, sie schmiss den Laden Waffenschmiede allein und räumte mir sogar einen Sonderurlaub für die Reise nach Taipeh ein.

Als nächsten Schritt informierte ich den DIHT, dass ich mit Arno Baltz gemeinsam nach Taipeh fahren würde. Daraufhin kam von dort die erstaunte (und ablehnende) Frage, was das denn solle? SEINE Reise sei schließlich schon organisiert, MEINE Reise würde alles nur komplizieren – allein die Einreisepapiere… Unmöglich!

Die große Organisatorin Erika rief Freund Schaumann in Hamburg an, der uns den Weg in die Handelsmission von Taiwan ebnete (fragen Sie jetzt nicht wie – das haben wir auch nicht, aber es funktionierte!). Nach unglaublichen 12 Stunden hatte er für mich Visum und Einreisepapiere organisiert.

Der DIHT reagierte jetzt interessiert – ich würde in diesem Falle allerdings nicht als Betreuer, sondern als deutscher Prüfer für Kellner fahren… Naja, war uns auch recht. Was wir nicht bedacht hatten, dass ich als Prüfer keinen Kontakt mit Arno haben dürfte. Schon wieder „naja“, aber im Konjunktiv…

Jetzt erst erhielt ich die Unterlagen, um Arno erfolgsversprechend vorbereiten zu können. Vor allem Geschäftsführer Pluder unterstütze mich weiterhin, wo wir ihn brauchten – z.B. in Rechtsfragen oder Ähnlichem. Außerdem wurde ich der deutschen Delegation nachgemeldet – Flug und

Unterkunft müsste ich allerdings selbst bezahlen und vor allem mir selbst besorgen. Dem Verband war das offenbar nicht möglich – oder es war ihm schlicht egal… Naja, ich vermute, dass diese Aufgaben für die anderen Delegationsteilnehmer erledigt wurden… Egal.

(Links) Während der Berufsolympiade in Taipeh

Wir waren dabei, das war die Hauptsache. Arno durfte immerhin mit der Deutschen Mannschaft von Frankfurt/M. nach Hongkong fliegen. Erika hatte in der Zwischenzeit alle Prüfungsaufgaben für die sieben Tage der Olympiade, die ich erarbeitet hatte, in sauberster Handschrift abgeschrieben und dreimal kopiert. Die Aufgaben waren von mir auf Deutsch formuliert worden und sind von der Prüfungskommission übersetzt worden. So großzügig und professionell konnte es also auch gehen… Ob es daran lag, dass es vor allem Asiaten waren?

Ich bin dann wenig später zuerst von Hamburg nach Frankfurt und von dort nach Hongkong geflogen, wo ich eine zweitägige Reisepause einlegte.

In Taipeh wurde ich vom Delegationsleiter Dr. Heußler begrüßt und erhielt eine Einweisung für die Zeit im Hotel und bei den Wettkampfstätten. Mit Arno durfte ich nicht mehr sprechen (ich war ja kein Betreuer mehr, sondern ein neutraler Kampfrichter) – die wenigen Male, in denen ein

Kontakt unumgänglich war, geschah das unter Aufsicht eines neutralen Beobachters.

Schon am ersten Tag in Taipeh mussten wir lernen, ein wie teures Land Taiwan ist – es ist (war damals) aus deutscher Sicht ein extrem teures Pflaster. Für Arno als gerade Ausgelernter resp. Bundeswehrsoldat war sie Situation noch überraschender als für mich. Als ich kam, hatte er schon sein persönliches Reisebudget ausgeschöpft. Er fragte mich - unter Aufsicht -, ob ich ihm mit Geld aushelfen könne? Bitte bedenken Sie, dass sich die Kreditkarte 1992 in Deutschland noch nicht durchsetzt hatte, und man „den Mammon" in Form von Traveller-Checks mitführen musste. Natürlich habe ich ausgeholfen, Erika hatte für mich genug Reise-Checks besorgt… Die Delegation half Arno jedenfalls nicht. Oder er hatte sich nicht getraut, dort zu fragen.

Der Berufswettkampf der Kellner fand an vier Tagen statt. Die Leistungen wurden durch einen Chefprüfer (Engländer), einen Iren, einen Franzosen, einen Österreicher, einen Australier, einen Niederländer und einen Taiwanesen sowie durch mich bewertet. Die Bewertungsskala reichte von 1 Punkt („das war nix") bis 10 Punkte („das war perfekt").

Der österreichische Schiedsrichter war ein alter Hase, denn er war schon zum fünften Mal dabei. Österreichische Wettbewerber hatten vier Mal Gold gewonnen – und wollten das natürlich wieder.

Schon bei der ersten Bewertung (ich durfte Arno nicht bewerten) stellte ich fest, dass der österreichische Schiedsrichter meinen Arno falsch und zu schlecht bewertet hatte. Ich rief über den Chefprüfer das Schiedsgericht an, dass das Urteil sprach, dass der Österreicher seine Bewertung nach oben korrigieren müsse.

Von da an, hatten ihn alle anderen Schiedsrichter „unter dem Wind"… Trotzdem gelang es ihm, dass seine österreichische Kellnerin immerhin Silber gewann. Gold ging an den Iren, Bronze an Taiwan. Arno wurde verdammt guter Vierter – dabei hätte er aufgrund seiner Leistungen Bronze verdient.

Unter anderem mussten alkoholfreie Cocktails gemischt werden – etwas was es an Deutschlands Bars noch nicht gab. Der Trend setzte sich erst viel später bei uns durch. Arno war darauf nicht vorbereitet, aber er schlug sich trotzdem bravourös.

Für mich war dieser erste große internationale Wettkampf eine große Erfahrung, die ich nicht missen möchte – aber Fairness ist etwas anderes, das hatte ich auch gelernt.

Auf dem Rückflug haben wir noch einmal zwei Tage Hongkong „unsicher gemacht" (oder auch nicht). Von Hongkong aus sind wir mit der gesamten deutschen Mannschaft nach Frankfurt geflogen. In Frankfurt wurden nur die „Autoleute" nach dem ewig langen Flug von ihrem Verband mit Schnittchen und einem Glas Sekt begrüßt – von „unseren" hatte es niemand für richtig und wichtig befunden, uns freundlich zu empfangen – es hätten ja nicht einmal Schnittchen sein müssen! Naja, immerhin haben die „Autoleute" uns von ihren Schnittchen naschen lassen.

Von Frankfurt/M. fuhren wir mit dem Zug nach Kiel, wo uns Erika, Frau Sebastian (Hotel Consul, Kiel), Arnos Mutter, Arnos Schwester und sein Oberkellner mit einem Glas Sekt begrüßten. Vom Verband war wieder niemand erschienen. Stillos, mies und zum Fremdschämen fand ich das – und finde es noch heute

Im Nachgang waren Erika und ich zum Karpfenessen des Verbandes DEHOGA in der Bokeler Mühle eingeladen – wir nahmen unseren Arno einfach mit. Man fand sogar einen Platz und ein Stück Karpfen für unseren Berufsolympioniken – aber der Präsident Pierwitz nahm mich zur Seite, um mich zu fragen, was denn der junge Mann hier solle? Was ich mir dabei gedacht hätte? Wieder empfand ich das Verhalten als stillos, mies und zum Fremdschämen.

Die Bewertungserfahrungen habe ich in meine Berufsschultätigkeiten eingebracht und konnte diese sogar bis zur nächsten Version der Ausbildungsverordnung durchhalten. Dann interessierten meine (neuen) Ideen niemand mehr.

Auf der Taipeh-Reise habe ich natürlich privat einige Ausflüge unternommen – jeden einzelnen habe ich zur Gänze selbst bezahlt. Von der DEHOGA habe ich nach achtzehn Monaten immerhin 1.000 DM Reisekostenzuschuss erhalten – bei Reisekosten von immerhin ca. 9.500 DM. Stillos, mies und zum Fremdschämen fand ich auch das.

Mein Fazit dieser Reise: Wir machen in unserem Land und in unseren Verbänden zu wenig für unseren Berufsnachwuchs, sogar viel zu wenig! Die Verbandsleute haben offenbar genug damit zu tun, ihre Position im Verband zu sichern. Niemand – na gut, kaum jemand – kümmert sich um Ausbildungsfragen. Und leider fordern unsere jungen Berufsanfänger auch nichts… Oder trauen sie sich nur nicht?

Der Bundespolitiker Schäuble sagte 1995 in einem von ihm herausgegebenen Buch: „Wir müssen mehr für die Ausbildung tun!“. Das war 1995! Er wird nicht der Erste gewesen sein.

36 Jahre später, 2021, forderten diverse Politiker aller Parteien uni sono wieder, dass wir mehr für die Bildung tun müssten! Und sie tun gerade so, als ob sie das Gelbe vom Ei neu erfunden hätten. Wo sind wir denn… Man muss doch nur einmal in unsere Ausbildungsstätten oder Schulen gehen: Zum Fremdschämen!

Die Frage, wann sich die Politik endlich entscheidet, mehr für die Bildung zu tun, erübrigt sich. Sie werden vor Wahlen immer wieder fordern, mehr für die Ausbildung zu tun – sie werden es nach den Wahlen nie erfüllen! Nie. Egal, wer an die Macht kommt. Ich bin garantiert niemand, den man politisch links oder auch nur im Gewerkschaftslager einordnen würde – aber verdammt noch einmal: Tut endlich etwas! Egal in welcher Partei, in welchem Parteiprogramm Ihr Euch suhlt… Reden ist Silber, Handeln ist Gold, möchte man diesen Typen zurufen – und weiß doch, dass die Rufe ungehört verhallen werden.

Fordert die Jungen, bietet ihnen eine gute Ausbildung, sie werden sie brauchen! Nein, schont sie nicht nur. Mein Gott, Leistung ist doch etwas Schönes. Die Zukunft wartet nicht. Und Life-Work-Balance ist nicht alles.

Zweimal bin ich als Prüfer zu den Berufs-Europameisterschaften nach Holland gefahren. Meine Einschätzung: Dort bei den „Kaasköpp“[67] spielen sie in einer ganz anderen Liga. Schade, dass wir das nicht hinbekommen…

Naja, und in dem Moment, da ich diese Zeilen schreibe (April 2022), haben wir ja schon wieder ganz andere Probleme, derer sich unsere Politiker*innen sich mit ganzer Verve widmen können.

---

[67] Nein, das ist nicht rassistisch

Für das Militär werden unglaubliche Summen ausgeben, innerhalb von wenigen Stunden können ein Scholz, ein Habeck, ein Lindner und eine Baerbock 100 Milliarden Euro für Kriegsgerät locker machen – für die Jungen bleiben nicht einmal finanzielle Krumen, die vom Tisch fallen, die Jungen werden für ein paar deutsche Panzer mehr wieder hinten runterfallen. Glauben Sie mir, einem alten Mann, es wird sich nichts mehr ändern.

Chaine des Rotisseurs

Die CHAINE DES ROTISSEURS ist eine weltweite Vereinigung von Gastronomen, die sich „gute“ Gastronomie auf die Fahnen geschrieben haben. Erika ist in dieser Organisation übrigens GRAND OFFICER MAITRE ROTISSEUR.

Sich selbst zu loben, fällt Erika und mir sehr schwer. An dieser Stelle muss es wohl sein: Die WAFFENSCHMIEDE war seit 2008 „Chaine Haus“ – ausgewählt durch die CHAINE BAILLIAGE SCHLESWIG-HOLSTEIN in der meine Erika seit 15 Jahren Mitglied ist. Ein Chaine Haus zu sein, ist eine hohe Auszeichnung für einen gastronomischen Betrieb, die man nur durch jahrelang und vor allem ständig gebotene hohe oder höchste Qualität von Speisen und Service für den Gast erreicht.

Mit dem Verkauf des Hauses ist die Mitgliedschaft automatisch erloschen.

Das war´s fürs Erste

Ihr

Anhang

Interview

Herr Rieken, was macht für sie persönlich ein Topp- oder Spitzen-Hotel aus?

- Ich meine, dass es in erster Linie von der Führung abhängt, ob ein Hotel sich als „Spitzenhotel“ bezeichnen darf. Denn die Hotelführung entscheidet über den wichtigsten und entscheidenden Parameter, nämlich über den Personalschlüssel
- Ein Spitzenhotel verfügt rechnerisch über mindestens zwei Mitarbeiter, eher 2,5 Mitarbeiter pro Bett – und das, ohne das Personal für den medizinischen oder Spa-Bereich, Gärtner etc. mitzuzählen
- Wichtig sind dann die Freundlichkeit des Personals, eine warme Atmosphäre der Eingangshalle und die Ausstattung der Zimmer
- Im Restaurant erwarte ich Stofftischdecken, Stoffservietten und Tafelsilber sowie sehr gut ausgebildetes Personal, dass mich berät aber nicht bestimmt
- Auf dem Zimmer erwartete ich einen kompletten 24-Stunden-Zimmerservice mit u.a. warmen Speisen über diese 24 Stunden

Wie viele Spitzen-Hotels gab es zwischen 1969 und 1970, also in Ihrer „Schweizer Zeit“ in Deutschland, in der Schweiz oder weltweit.

Schwierig, es werden immer die „Topp 100“ genannt, selten, welche damit gemeint sind. Wie viele es wirklich waren, weiß ich beim besten Willen nicht – aber das Reisezeitalter begann damals ja auch erst

Mann muss auch zwischen Stadt-, Strand- und Urlaubshotels unterscheiden. Wellness-Hotels gab es nicht, sie sind eine neue Erfindung

Gibt es heute noch Spitzen-Hotels, die noch die Qualität „Ihrer Zeit" haben? Welche sind das?

In alphabetischer Reihenfolge nenne ich meine persönliche *short list*:

Adlon, Berlin
Breidenbacher Hof, Düsseldorf
Atlantic, Hamburg
Bareiss, Baiersbronn
Bauer au Lac, Zürich
Dolder. Zürich
Grand Hotel, Stockholm
Hilton, Istanbul
King George V., Paris
Kong Frederic, Kopenhagen
Oriental, Bangkok (nicht mehr so gut)
Quellenhof, Bad Ragaz (1996 abgerissen und in 3 Teilen komplett neu errichtet)
Raffles, Singapore (das alte, aber Singapore hat sooo viele gute Hotels))
Reitz, Madeira
Savoy, London
Seehotel Überfahrt, Tegernsee
Traube Tonbach, Baiersbronn
Vier Jahreszeiten, München
Waldorf-Astoria (hatte zwischenzeitlich schwer nachgelassen, soll jetzt wieder spitze sein

Welche Serviceleistungen darf man heute von der Rezeption eines GUTEN Hotels erwarten.

Im Prinzip alles. Mindestens aber:

- Die Rezeption muss 24 Stunden am Tag besetzt sein
- Es gibt Rezeptionist, Portier, Concierge, Wagenmeister
- Das Personal besticht durch Freundlichkeit, Wissen und Kompetenz
- Der Portier besorgt „alles" – u.a. Theaterkarten sind selbstverständlich
- Eigener Fuhrpark mit Fahrer steht zur Verfügung, eine Elektro-Tankstelle ist vorhanden. Wagen der Gäste werden auf Wunsch gewaschen und betankt
- Einen männlichen oder weiblichen Gigolo zu besorgen ist in manchen Hotels möglich
- Einkäufe werden auf Wunsch erledigt

Wie finden Sie die „Erfindung", dass man im Hotel seine zu erwartende Rechnung per Kreditkarte quasi im Voraus bezahlen muss?

Unmöglich. In guten Hotel erhält man bei längeren Aufenthalten ein Wochenrechnung, die man wöchentlich bezahlt. Das ist okay.

Woran erkennt man heute ein gutes Restaurant?

Das ist einfach:

- Tische sind mit Stofftischdecken, Stoffservietten sowie Tischsilber eingedeckt

- Stühle sind bequem und mit Stoff bezogen (kein Kunststoff – Schwitzen!)
- Das Speisenangebot ist überzeugend, die Preise angemessen
- „Sterne"-Restaurants sind etwas anderes als gutes Restaurants, in ihnen werden Speisen „zelebriert". Das muss man wollen und mögen. Ich möchte das Essen, was ich bestellt habe
- Das Bedienen erfolgt korrekt – Speisen werden von rechts serviert, Getränke von links, Damen werden vor Herren bedient, Alter vor Jugend
- Speisen werden allen Gästen am Tisch zeitgleich serviert
- Ein gutes Restaurant verfügt über eine Garderobe (an der man auch teure Mäntel abgeben mag), der gute Kellner nimmt Gästen die Garderobe ab
- Restaurants mit blanken Tischen und evtl. Platzläufer aus Papier/Plastik sind für mich keine guten Restaurants

Was macht einen sehr guten Kellner aus?

- Er kennt (s)einen Gast, der mehrfach erscheinen ist. Er spricht ihn mit Namen an, weiß um individuelle Besonderheiten und Wünsche (Gar-Grad des Fleisches etc.)
- Er redet mit dem Gast (aber nicht lange), er ist dabei nicht steif
- Der Gast erhält beim Betreten des Lokales ein freundliches Lächeln
- Er nimmt, bringt und hält die Garderobe

Stichwort Trinkgeld: Wer erhält es?

Jeder, der mich persönlich bedient, im Restaurant ca. 10%

In manchen Ländern, in denen das Grundgehalt sehr niedrig ist (USA) deutlich mehr

Wer bekommt von Ihnen Trinkgeld bei Hotelaufenthalt?

Jeder, der mich persönlich bedient!

Kofferträger	3 bis 5€ (je nach Menge)
Zimmermädchen	ca. 3 €/Tag
Zimmerservice	angemessen zur Rechnungssumme zwischen 5 und 10%
Bei 14tägigem Aufenthalt	
Kellner	insg. 200€
Concierge	40€
Rezeption	40€
Wagenmeister	
Zimmerservice	5 bis 10%

Wann gibt man cleverer Weise das Trinkgeld und warum?

Bei Ankunft resp. beim ersten Service, damit Ihr Gesicht gemerkt wird

Was macht einen guten Gast aus?

Er ist höflich, er lässt sich beraten, er ist nicht bestimmend. Er behandelt den Servicemitarbeiter so, wie er selbst behandelt werden möchte

Wenn Sie heute eine Schule für GÄSTE eröffnen würden, was würden Sie denen beibringen?

Eine reizende Idee! Das wäre angebracht.

Es ist einfach: Die Grundregeln von Knigge… das ist leider heute alles vergessen. Es beginnt bei der Garderobe…

Und endet beim Handy-Verbot am Tisch in Restaurants und Bars

Nach welchen Kriterien suchen Sie ein Urlaubshotel aus?

Nach Atmosphäre, Wohlfühlcharakter, Sicherheit und ob meine Erwartungen erfüllt werden.

Sauna, Schwimmbad muss vorhanden sein, Massage sollte möglich sein

Nehmen Sie „all you can eat/drink“ in Anspruch?

Ich lehne „all you can eat“ ab, das habe ich bisher nur einmal gemacht, weil das Hotel darauf eingestellt war.

Da ich keinen Alkohol trinke, zahle ich bei „all you can eat/drink“ zu viel. Das Hotel kalkuliert mit Alkoholkonsum am Tisch und ggf. an der Bar. Ich will gerne das bezahlen, was ich verzehrt habe – aber nur das.

Dank

Mein Dank gilt vor allem unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die uns bis zuletzt die Treue gehalten haben:

Frau Inge Helms	40 Jahre
Frau Regina Schramm	36 Jahre
Herr Thomas Richter	30 Jahre
Frau Yvornne Hosmann	26 Jahre
Herr Kay Siegfried	20 Jahre
Frau Karola Südel	17 Jahre
Frau Doris Melchert	6 Jahre

Im April 2022 habe ich mehrere Tage im Stadtarchiv verbracht, um in Ausgaben der KIELER NACHRICHTEN nach 1950 zu blättern und um im Fotoarchiv Bilder für dieses Buch zu suchen.

Dabei habe ich erst wieder bemerkt, wie vieles in Kiel passiert ist, manches, das in Bezug zum Kiel-Canal und Holtenau stand und einiges, was ich interessant genug fand, um in mein Buch aufgenommen zu werden. Außerdem habe ich gemerkt, wie skeptisch man vielen Quellen im Internet (inkl. Wikipedia etc.) gegenüber sein muss, da findet man viel Unsinn…

Interessant war, dass ich manches Ereignis in meinem Gedächtnis zeitlich völlig falsch eingeordnet hatte – ich bin sicher, dass ich mich und nicht die Dokumente sich geirrt haben. Ich habe mich aber trotzdem in vielen geschilderten Erlebnissen auf mein Gedächtnis verlassen müssen – sollte ich mich irgendwo geirrt haben, bitte ich meine Leser um Entschuldigung!

Auch habe ich mich beim dortigen Studium der alten KN-Ausgaben gerne an die Lokal-Reporter(in) der KN der 70er und 80er Jahre erinnert, die alle immer wieder gerne in der WAFFENSCHMIEDE gegessen oder die Aussicht bei einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen genossen haben: Horst Gerschewski, Lore Hielscher und Bruno Bock. Letzterer war ein Schifffahrts-Spezialist und mit seiner Frau Gertrud (geb. Schack, die übrigens eine Holtenauerin aus dem Lindenweg 6 war) gar nicht sooo häufig – aber wenn, dann „intensiv" bei uns. Ich erinnere mich gerne an diese unterhaltsamen Treffen v.a. bei Labskaus oder Grünkohl. „BB" (so sein KN-Kürzel) war der geborene Unterhalter… Sein „Kiel-Wissen" war durch die Arbeit an seinen Büchern (jeweils) über die Geschichte des Kieler Hafens, die Hafendampfer, Straßenbahnen und Buslinien sowie die Nachkriegs-Geschichte von HDW umfassend und kaum zu toppen. In diesem Buch habe ich aus seinen Büchern an der einen oder anderen Stelle „Honig gesaugt" – er würde es mir nicht böse genommen haben, wenn er es noch erlebt hätte, er hätte sich gefreut, da bin ich sicher. Und das Kieler Stadtarchiv wäre nicht eine so gute Quelle, wenn der KN-Fotograf „Fiete" Magnussen nicht seinen großen Fotofundus an das Stadtarchiv abgegeben hätte. Auch bei ihm bedanke ich mich posthum.

Bei Bert Morio und seiner Website – http://www.apt-holtenau.de/holtenau-info/home.htm – habe ich so manche Information gefunden.

Außerdem bedanke ich mich bei den außerordentlich hilfsbereiten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Kieler Stadtarchivs, die mir eine wirklich große Hilfe waren und schließlich bei Klaus Bock, der die eine oder andere Formulierungshilfe in diesem Buch gab. Und last but not least bei

Monika Buhl Müller, ohne die dieses Buch nie entstanden wäre.

Gerne danken wir schließlich Frau Doktor Bachmann in Bad Ragaz für 32 Jahre stetiger medizinischer Fürsorge. Ihre Anweisungen habe ich vom ersten Tag bis heute strikt befolgt, der Erfolg gibt ihr recht.

Quellen

Viele Fotos stammen aus dem Stadtarchiv Kiel:

Fotograf: Friedrich Magnussen. Freigabe unter
CC-BY-SA 3.0 DE, http://fotoarchiv-stadtarchiv.kiel.de

Mehr über CC-BY-SA 3.0 DE finden sie hier:
https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/

Fotos ohne Quellenangabe sind eigene Bilder

Literatur

Bruno Bock. Gebaut bei HDW. ISBN3 7822 0450 6. Koehlers Verlagsgesellschaft mbH Herford 1988

Bruno Bock. Geliebte, ungeliebte Kieler Straßenbahn: Über 100 Jahre durch d. Kieler Stadtgeschichte. ISBN 3 7822 0366 6. Koehlers Verlagsgesellschaft mbH Herford 1985

Bruno Bock. Klammheimlich kam der Omnibus. Kieler Geschichten um ein modernes Verkehrsmittel. ISBN 3 7822 0425 5. Koehlers Verlagsgesellschaft mbH Herford 1987

Bruno Bock. Grüne Blaue Schwarze Weisse Dampfer. Die Geschichte der Kieler Fördeschiffahrt. ISBN 3 7822 0163 9. Koehlers Verlagsgesellschaft mbH Herford 1978

Bruno Bock. Kiel. Geschichte seines Hafens. Zusammengestellt im Auftrag des Nautischen Vereins zu Kiel von 1869 e.V. aus Anlaß seines 100jährigen Bestehens im April 1969

Nicolaus Detlefsen. Die Kieler Stadtteile nördlich des Kanals. Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler

Stadtgeschichte herausgegeben von Jürgen Jensen. ISBN 3 529 0 2637 9. Karl Wacholtz Verlag Neumünster 1978

Bert Morio. Holtenauer Geschichte.
http://www.apt-holtenau.de/holtenau-info/index.htm

Bruno Bock. Windjammer. Lübeck Kiel 1972.
ISBN 3 7822 0070 5. Koehlers Verlagsgesellschaft mbH Herford 1972

Thomas Mann. Der Zauberberg. 100ste Auflage. G. Fischer Verlag Berlin

Thomas Mann. Bekenntnis des Hochstaplers Felix Krull.

Broschüre: „100 Jahre Verein der Kanalsteurer. 1908 – 2008. Verein der Kanalsteurer e.V.

Broschüre: „Mitteilungen des Canal-Vereins. 1“. Rendsburg 1980. Fürsen & Jessen-Klingenberg. Rendsburg 1980